

SÄCHSISCHE HEIMAT BLÄTTER 2021

Zeitschrift für
Sächsische
Geschichte,
Landeskunde,
Natur und Umwelt
67. Jahrgang
Heft 2/2021



Naturpark Zittauer Gebirge



Entwicklungsprogramm
für den ländlichen Raum
im Freistaat Sachsen
2014 - 2020

Europäischer Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des
ländlichen Raums: Hier investiert Europa in die ländlichen Gebiete



Frank Peuker Willkommen im Naturpark Zittauer Gebirge	127
Uwe Ulrich Jäschke Das LEADER-Gebiet „Naturpark Zittauer Gebirge“	128
Jörg Büchner und Olaf Tietz Geologie des Zittauer Gebirges	136
Gunter Oettel Alte Straßen um Zittau und die Burg Karlsfried	142
Petr Hrachovec Die Johanniterkommenden in Zittau und Hirschfelde	150
Peter Knüvener Die Kirchen der Zittauer Ratsdörfer Zeugen einer Kulturlandschaft	155
Arnd Matthes Umgebendehäuser in den Dörfern um Zittau	168
Manfred Lorenz Der Mühlsteinabbau bei Jonsdorf	173
Maren Raetzer-Heerwagen Damast aus Großschönau Die geheimen Kunsthandwerker des Kurfürsten	176
Matthias Donath Mythos Oybin	181
Lothar Dinkel und Matthias Schwarzbach 130 Jahre Zittauer Schmalspurbahn	187
Hans Klecker Oberlausitzer Mundart im Zittauer Gebirge und Gebirgsvorland	190
Bernd Lademann Die Entwicklung der Forstwirtschaft im Zittauer Gebirge	193
Markus Köhler 30 Jahre Euroregion Neisse-Nisa-Nysa	201
Peter Pachl Naturpark Zittauer Gebirge	211
Anke und Helmut Zistel Olbersdorf Vom Braunkohletagebau zur Aktiv-Tourismus-Destination	217
Martin Besta Regionalentwicklung im Naturpark Zittauer Gebirge	221
Mitteilungen	227

Willkommen im Naturpark Zittauer Gebirge



Bereits Anfang der 1990er Jahre gab es erste Überlegungen, im Zittauer Gebirge einen Naturpark zu etablieren. Die Bewahrung der einzigartigen naturräumlichen Ausstattung unserer über 1000-jährigen Kulturlandschaft im Einklang mit Regionalentwicklung war schon damals ein wichtiger Aspekt.

Dabei spielten die Umbrüche nach der Friedlichen Revolution von 1989 eine wesentliche Rolle. Schließlich waren davon alle Lebensbereiche, der Tourismus, die Land- und Forstwirtschaft, die Wirtschaft insgesamt betroffen. Umwelt- und Naturschutz erhielten gesellschaftlich einen höheren Stellenwert. Für die von jahrzehntelangen Einleitungen von Industrieabwässern arg in Mitleidenschaft gezogenen Gewässer, die Fluss- und Bachläufe wie Neiße, Mandau oder Lausur, eröffnete sich die einmalige Chance, von den Umweltschäden entlastet zu werden. Mit der Einstellung und anschließenden Renaturierung des Braunkohleabbaus Olbersdorf wurde ein verlorengegangenes Stück Heimat wiedergewonnen und der einst geschundenen Natur zurückgegeben. Heute fügt sich der Olbersdorfer See als ein wunderbares, nicht mehr wegzudenkendes Bindeglied zwischen dem Zittauer Gebirge und dem Vorland ein. Viele Argumente sprechen also für das Qualitätssiegel eines Naturparks.

Im Vordergrund stand von Anfang an das Motto „Schutz durch Nutzung“. Die Naturparkidee wurde dann nach 2002 von zehn Städten und Gemeinden sowie dem damaligen Landkreis Löbau-Zittau mit Leben erfüllt. Als Naturpark „von unten“ wurde im Jahr 2008 der Naturpark Zittauer Gebirge von der kommunalen Ebene errichtet. Schon das ist ein Alleinstellungsmerkmal in der großen Naturparkfamilie in Deutschland, in die unser Naturpark als 100. Mitglied mit großen Sympathien aufgenom-

men wurde. In dieser Ausgabe der „Sächsischen Heimatblätter“ möchten wir Ihnen die Vielfalt und Besonderheiten unseres Naturparks näherbringen und Sie herzlich zu einem Besuch einladen.

In der reizvollen Umgebung im Dreiländereck von Deutschland, Polen und Tschechien gibt es viel zu entdecken, gerade auch grenzüberschreitend. Die historische Zittauer Altstadt, die von den Umgebendehäusern, die sich harmonisch in das Landschaftsbild einfügen, geprägten Dörfern oder die traditionsreichen Tourismusorten im Zittauer Gebirge. Der Oybin mit der geschichtsträchtigen und romantischen Burg- und Klosterruine oder die Felsenstadt mit den Mühlsteinbrüchen im Luftkurort Jonsdorf sind zu jeder Jahreszeit einen Besuch wert. Die bizarren Felsformationen am Töpfer geben der Fantasie Raum. Die Fernsichten von den höchsten Erhebungen vom Hochwald und der Lausche sind spektakulär. Der Goethekopf, das Revier des legendären Räuberhauptmanns Karasek, das Roschertal, der Schülerbusch bei Zittau oder der Großschönauer Hutberg sind meine persönlichen Geheimtipps. Im Erholungsort Waltersdorf können Sie sich in der multimedialen Dauerausstellung im Naturparkhaus einen ersten Eindruck über Fauna und Flora, über die Geologie und Geschichte des Naturparks Zittauer Gebirge verschaffen und so Ihre Erkundungstouren planen. Ein sehr gut ausgebautes und markiertes Wegenetz einschließlich Naturlehrpfaden bieten ideale Voraussetzungen für Wanderungen durch den Naturpark auch ins benachbarte tschechische Lausitzer Gebirge, mit dem das Zittauer Gebirge einen Natur- und Landschaftsraum bildet.

Beim Lesen wird Ihnen sicher auffallen, dass einige Beiträge inhaltlich über den Naturparks hinausgehen. Das liegt einfach daran, dass historische Entwicklungen oder natürliche Gegebenheiten nicht an den formalen Grenzen des heutigen Naturparks halt machen.

Ich lade Sie recht herzlich ein, die vielen reizvollen Facetten des Naturpark Zittauer Gebirge zu entdecken und die sprichwörtliche Oberlausitzer Gastfreundschaft zu genießen.

Allen Autoren und Mitwirkenden, die zum Gelingen dieser Publikation beigetragen haben, danke ich für Ihr Engagement. Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen der Lektüre und grüße Sie herzlich

*Frank Peuker
Vereinsvorsitzender
Naturpark Zittauer Gebirge e. V.*





Blick vom Windmühlenberg über Seiffhennersdorf auf das Zittauer Gebirge und das Lausitzer Gebirge
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Das LEADER-Gebiet „Naturpark Zittauer Gebirge“

Uwe Ulrich Jäschke

Einführung

Im äußersten Südwesten des Freistaates Sachsen liegt das LEADER-Gebiet „Naturpark Zittauer Gebirge“. Vom Zittauer Becken bis zum Kamm des Zittauer Gebirges umfasst es zehn Städte und Gemeinden. Im LEADER-Gebiet liegt der Naturpark Zittauer Gebirge, der 2007/2008 als hundertster Naturpark in der Bundesrepublik Deutschland ein-

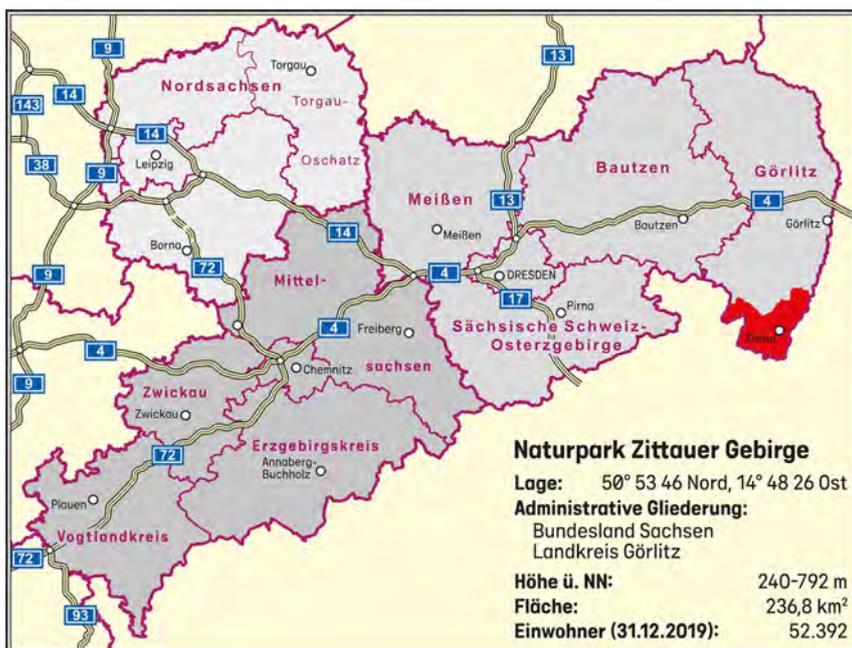
gerichtet wurde. Teileinheiten sind die Landschaftsschutzgebiete „Zittauer Gebirge“ und „Mandautal“. Die Lausitzer Neiße ist seit 1945 die Grenze zu Polen. Nahe Hartau, an der Einmündung des Ullersbaches in die Neiße, treffen Polen, die Tschechische Republik und die Bundesrepublik Deutschland in einem Dreiländerpunkt aufeinander.

Geologie/Morphologie

Betrachtet man das LEADER-Gebiet unter dem Gesichtspunkt der naturräumlichen Gliederung, liegt der Nordteil in der Östlichen Oberlausitz mit dem Görlitzer Neiße-Tal, der Gebirgstal im Süden mit dem Zittauer Becken als Teil des Lausitzer Gebirges (Lužické hory). Nach der chorischen Betrachtungsweise ist das Gebiet in der Makrogeochore „Östliche Oberlausitz“ mit der Naturregion Hügelland im Norden und der Makrogeochore „Lausitzer Gebirge“ als Mittelgebirge im Süden.

Charakteristisch für die Östliche Oberlausitz ist das Nebeneinander von Einzelbergen, Platten und Becken. Das Granitrelief der Lausitzer Verwerfung ist von eiszeitlicher Grundmoräne und Schmelzwassersanden bedeckt, auf die kaltzeitliche Löss abgelagert wurden. Aus diesem Löss eintrag bildeten sich die unterschiedlichen Lösslehme. Nur im Berzdorfer und Zittauer Becken haben sich kalkhaltige Löss erhalten. Im Tertiär wurde die Landschaft durch Deckenergüsse und Einzelvulkane aus Basalten und Phono-

Lage des LEADER-Gebiets „Zittauer Gebirge“ im Freistaat Sachsen
Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke





lithen überprägt. Aus dieser Zeit stammen auch die mächtigen Sedimente mit Braunkohleeinlagerungen in den Becken.

Das Zittauer Gebirge im Süden ist der deutsche Teil des Lausitzer Gebirges und ragt stark bewaldet 300 bis 400 Meter über dem vorgelagerten Zittauer Becken auf. Das Grundgebirge besteht aus Seidenberger Granitdiorit, der aber nur an wenigen Stellen den überlagernden kreidezeitlichen Sandstein durchbricht. Die Sandsteinplatte ist an den Stellen, die nicht von den Laven des tertiären Vulkanismus überdeckt werden, stark verwittert und in Einzelfelsen und Türmchen zergliedert.²

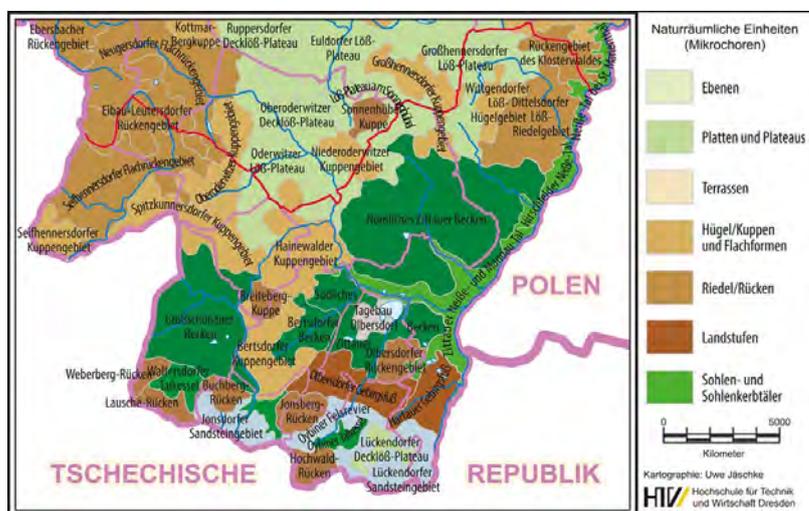
Klima

Der südliche Teil der Oberlausitz zählt zur Cfb-Klimazone nach der Köppen-Geiger-Klassifikation. Dabei steht Cf für ein maritim beeinflusstes Klima, bei dem die Niederschläge gleichmäßig über das Jahr verteilt sind.

Im Cfb-Klima liegt die Temperatur der vier wärmsten Monate über dem 10 °C-Mittel, der wärmste hingegen unter der 22 °C-Marke. Der kälteste Monat liegt im Mittel über dem Gefrierpunkt. Dabei hat das Leadergebiet eine starke kontinentale Ausprägung.

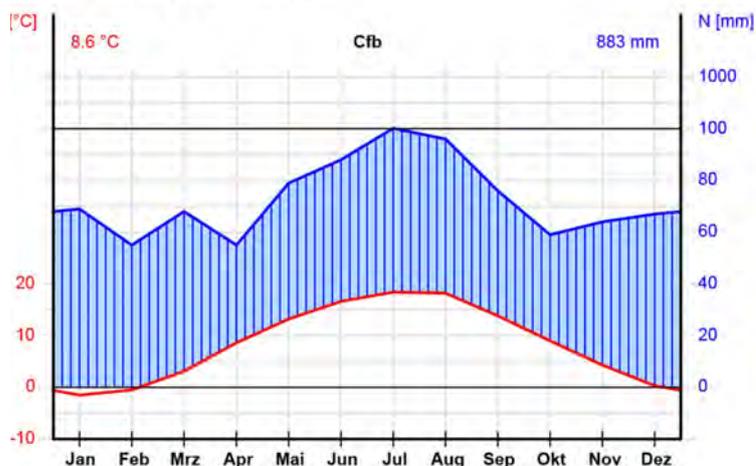
Die Jahresdurchschnittstemperatur liegt in Zittau bei 8,6 °C, in den Höhenlagen des Zittauer Gebirges um die 5 °C. Das entspricht einer Temperaturabnahme von 0,5 °C pro 100 Meter Höhenzunahme. Der Juli ist im Durchschnitt der wärmste Monat im Jahreslauf mit 18,4 °C in Zittau und mit ca. 15,5 °C im Gebirge. Der kälteste Monat ist der Januar mit -1,5 °C im Tiefland und -3 °C im Hochland.

Im langjährigen Mittel variieren die Niederschlagssummen zwischen 869 Millimeter in Zittau und bis zu 1000 Millimeter an den höchsten Gipfeln. Die hohen Niederschlagsmengen im Gebirge entstehen durch süd- und südwestliche Wetterlagen, da sich die feuchte Luft am Gebirge staut und abregnet.



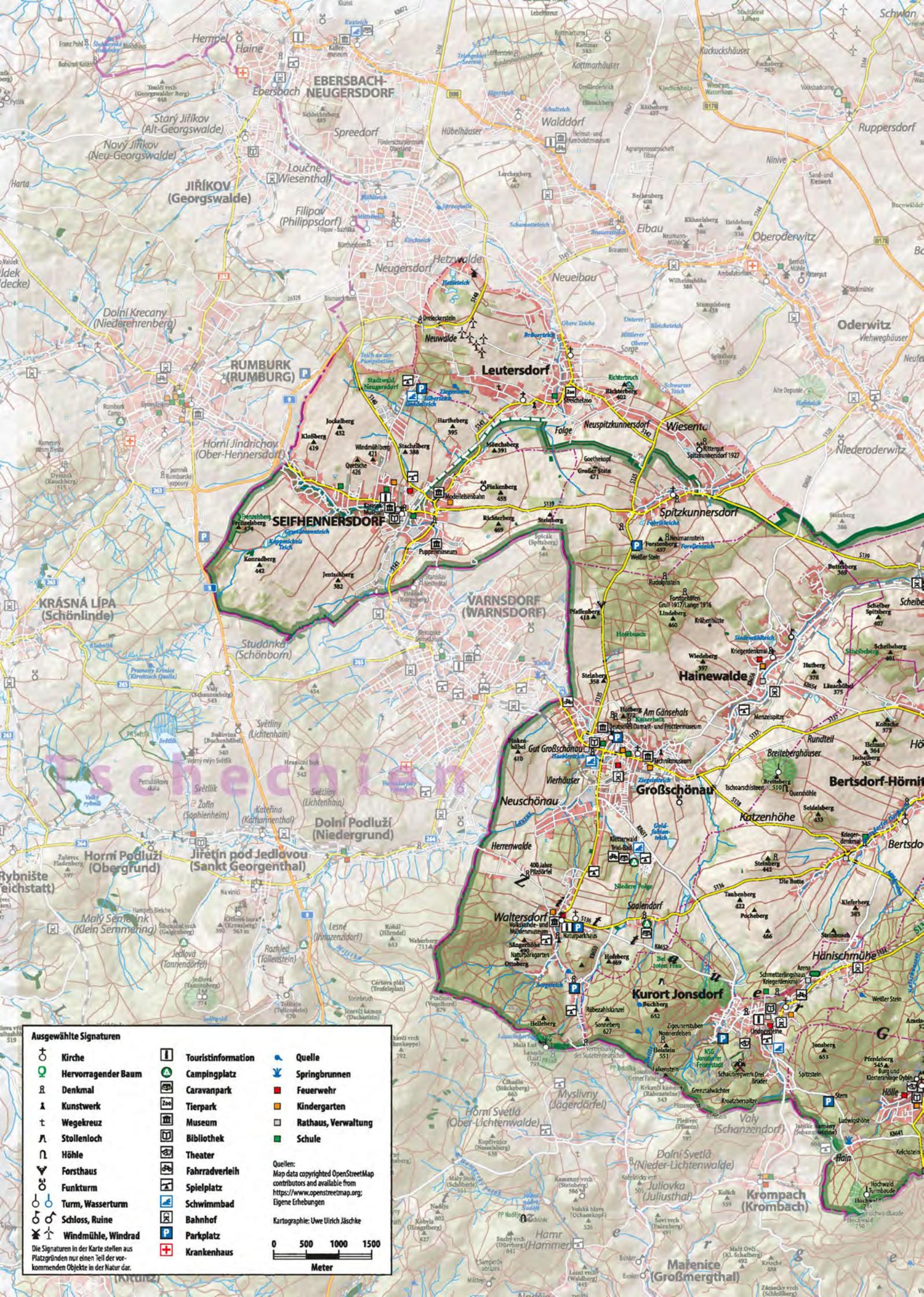
Naturräumliche Einheiten
Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke

Zittau / Sachsen
50°54' N / 14°49' E // (228m)



Das Zittauer Becken liegt dagegen in einer Lee-lage und erhält dadurch geringere Niederschläge. Die Niederschlagsverteilung Sommer/Winter beträgt 1/3.

Klimadiagramm Zittau, Klimadaten aus der Periode 1990 bis 2020
Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke



Ausgewählte Signaturen

☪ Kirche	ℹ Touristinformation	🌊 Quelle
🌳 Hervorragender Baum	🏕 Campingplatz	🚰 Springbrunnen
⚡ Denkmal	🏠 Caravanpark	🚧 Feuerwehr
🗿 Kunstwerk	🦏 Tierpark	🏫 Kindergarten
⚓ Wegekreuz	🏛 Museum	🏛 Rathaus, Verwaltung
⚓ Stollenloch	📖 Bibliothek	🎓 Schule
⚓ Höhle	🎭 Theater	
🏠 Forsthaus	🚲 Fahrradverleih	
🗨 Funkturm	🏊 Spielplatz	
🗨 Turm, Wasserturm	🏊 Schwimmbad	
🏰 Schloss, Ruine	🚉 Bahnhof	
⚓ Windmühle, Windrad	🅅 Parkplatz	
	🏥 Krankenhaus	

Quellen:
 Map data copyrighted OpenStreetMap contributors and available from <https://www.openstreetmap.org>;
 Eigene Erhebungen

Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke

0 500 1000 1500
 Meter



Gemeinden des LEADER-Gebietes Zittauer Gebirge



Geschichte und administrative Gliederung

Die Besiedlung der Oberlausitz mit deutschen Siedlern begann um 1200 im nördlichen Teil. Die südliche Oberlausitz wurde erst um 1300 kolonisiert. Die typische Dorfform dieser Zeit ist das Waldhufendorf entlang der zahlreichen Bäche. Die Landwirtschaft prosperierte, und zahlreiche Kirchen wurden errichtet. Marktflecken entwickelten sich, und an der Straße Frankfurt/Oder – Görlitz – Zittau – Prag durch das Lausitzer Gebirge wurde Zittau zu einer wichtigen Stadt. Ursprünglich zum Königreich Böhmen gehörend, wurde Zittau aufgrund der Zugehörigkeit zum Sechsstädtebund ab dem 15. Jahrhundert zur Oberlausitz gerechnet.

Mit dem Einsetzen der Leinwandweberei in der frühen Neuzeit, die bis ins 20. Jahrhundert bestand, und dem Verlagswesen mit Heimarbeit im 19. Jahrhundert entstanden Industriedörfer, die durch Umgebendhäuser charakterisiert sind. Das Markgraftum Oberlausitz war seit der Landeserschließung im 12. und 13. Jahrhundert kein eigenständiges Herrschaftsgebiet. Stets wurde es von einem seiner Nachbarn mitverwaltet. Seit 1635 waren die Kurfürsten von Sachsen vom König von Böhmen mit der Oberlausitz belehnt und herrschten über das Markgraftum. Die altüberlieferte ständische Verfassung der Oberlausitz blieb bestehen.

Der Kursächsische Ämteratlas zeigt für das Jahr 1790, dass das heutige LEADER-Gebiet damals zum größten Teil Eigentum der Stadt Zittau gewesen ist. Lediglich die Ortschaften Oberleutersdorf, Spitzkunnersdorf, Hainewalde, Althörnitz und Burkersdorf unterstanden der Grundherrschaft Oberlausitzer Rittergüter. Die Orte Oberseifersdorf und Schlegel gehörten zum Kloster St. Marienthal und eine Enklave südlich von Oberleutersdorf zum Königreich Böhmen.

Nach der Teilung Sachsens infolge der Napoleonischen Kriege 1815 verblieb das Gebiet beim Kö-

nigreich Sachsen. Mit dem Erlass der ersten sächsischen Verfassung wurde die Oberlausitz erst 1831 sukzessive in den sächsischen Staat eingegliedert. Nach der administrativen Neugliederung des Königreichs Sachsen gehörte das heutige LEADER-Gebiet zur Amtshauptmannschaft Löbau. Im Rahmen der Verwaltungsreform von 1874 wurden die Gerichtsbezirke Groß-Schönau, Ostritz, Reichenau und Zittau aus der Amtshauptmannschaft Löbau gelöst und die Amtshauptmannschaft Zittau gebildet. Von 1915 bis 1946 war Zittau bezirksfreie Stadt. Die Amtshauptmannschaft Zittau wurde, wie alle Amtshauptmannschaften, zum 1. Januar 1939 in Landkreis Zittau umbenannt.

Als Folge des Zweiten Weltkrieges wurden die Gemeinden östlich der Lausitzer Neiße unter polnische Verwaltung gestellt. Mit dem Zwei-plus-Vier-Vertrag wurde die Staatsgrenze 1990 völkerrechtlich festgeschrieben.



Mit der Kreisreform der DDR am 25. Juli 1952 blieb der Kreis Zittau weitestgehend mit 26 Gemeinden und der Kreisstadt erhalten. In den folgenden Jahren wurde die Zahl durch Eingemeindungen auf 18 Gemeinden reduziert.

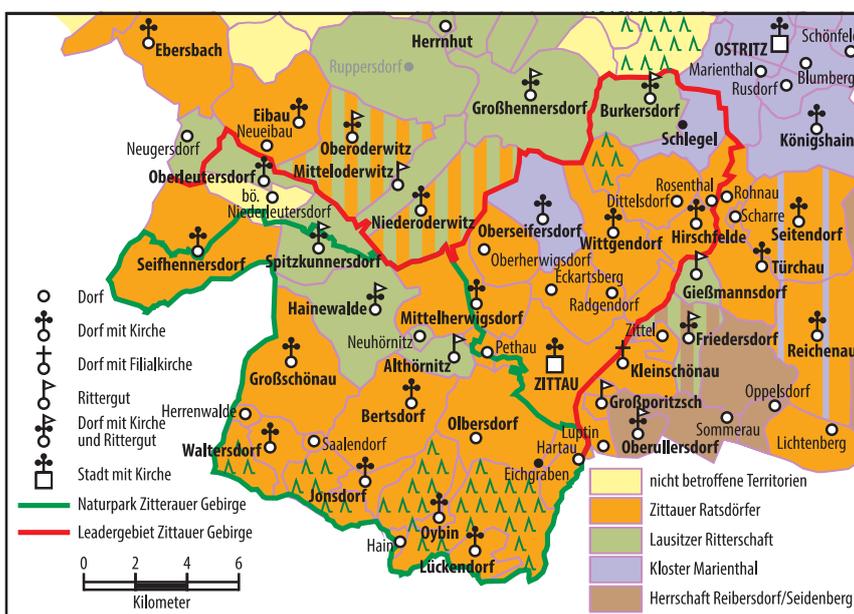
1994 wurden die Landkreise Zittau und Löbau unter dem Namen Sächsischer Oberlausitzkreis mit der Kreisstadt Zittau zusammengelegt. Da die Bevölkerung den Kreisnamen ablehnte, wurde er schon am 1. Januar 1995 in Landkreis Löbau-Zittau umbenannt. In der sächsischen Kreisreform vom 1. August 2008 wurden der Landkreis Zittau-Löbau mit der kreisfreien Stadt Görlitz und dem Niederschlesischen Oberlausitzkreis zum Landkreis Görlitz mit der Kreisstadt Görlitz zusammengelegt. Zittau behielt den Status einer Großen Kreisstadt.

Verkehrsanbindung

Das LEADER-Gebiet „Naturpark Zittauer Gebirge“ ist nicht direkt mit einer Bundesautobahn verbunden. Doch führen mehrere Bundesstraßen von Zittau zur A 4 im Norden. Über die Anschlussstelle 89 die B 96 (Bautzen – Ebersbach-Neugersdorf – Zittau), über die Anschlussstelle 90 die B 6 (Bautzen – Löbau), über die Anschlussstelle 91 die B 178 (Weißenberg – Löbau – Oderwitz – Zittau) und über die Anschlussstelle 94 die B 99 (Görlitz – Ostritz – Zittau). Diese Auflistung zeigt, dass der regionale Verkehrsknoten die Stadt Zittau ist, über

Dreiländerpunkt Deutschland – Polen – Tschechische Republik nahe Hartau an der Lausitzer Neiße, die seit 1945 die polnische Westgrenze darstellt
Foto: Philipp Herfurt

Herrschaftsgliederung im Jahr 1790 mit Eintragung der Grenzen des Naturparks Zittauer Gebirge und des LEADER-Gebiets
Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke



die auch das LEADER-Gebiet an das polnische und tschechische Verkehrsnetz angebunden ist. Für den Grenzübertritt können neben Zittau auch noch andere Grenzübergänge genutzt werden.

So wie beim Straßenverkehr ist Zittau auch für den Schienenverkehr ein wichtiger Knoten. Eine überregionale Strecke ist die Verbindung Dresden – Bischofswerda – Zittau – Liberec. Regionale Verbindungen sind die Neißealbahn (Görlitz – Zittau), die Mandaubahn (Seiffhennersdorf – Varnsdorf – Abzweig nach Rybníště) – Mittelherwigsdorf – Zittau) und die Zittauer Schmalspurbahnen, die von Zittau aus seit 1880 den Kurort Oybin und den Kurort Jonsdorf bedienen. Der öffentliche Personennahverkehr wird von der Kraftverkehrsgesellschaft Dreiländereck mbH betrieben. Neben dem Stadtverkehr von Zittau werden 15 ländliche Buslinien bedient.

Für internationale Flugreisen bietet sich der Flughafen Dresden an (119 Kilometer Entfernung). Weitere Flughäfen sind der Flughafen Prag (148 Kilometer) sowie der Flughafen Breslau (201 Kilometer). Verkehrslandeplätze befinden sich in Görlitz und Bautzen.

Städte und Gemeinden

Die zehn Gemeinden und Städte werden im Folgenden kurz dargestellt.

Bertsdorf-Hörnitz mit den Ortsteilen Bertsdorf und Hörnitz liegt im Tal des Bertsdorfer Wassers, einem Nebenbach der Mandaubahn. Sehenswürdigkeiten sind neben dem Schloss Althörnitz, die Barockkirche Bertsdorf, die Kirche in Hörnitz sowie zahlreiche Umgebendehäuser.



Großschönau liegt an der Mandaubahn. Die Ortsteile sind Großschönau mit Neuschönau, Waltersdorf mit Herrenwalde, Pilsdörfel und Saalendorf. Das Damastweben wurde um 1670 eingeführt, und bis heute ist die Textilweberei wirtschaftliches Standbein des Textildorfes Großschönau. Die Geschichte des Ortes wird im Deutschen Damast- und Frottierturmuseum dargestellt. Bemerkenswert sind die großen Umgebendehäuser um die Dorfkirche und die Fabrikantenvillen. Waltersdorf ist ein Erholungsort mit Umgebendehäusern.

Die Gemeinde **Hainewalde** liegt im Tal der Mandaubahn. Sehenswert sind Umgebendehäuser, die Kirche von 1711, das Torhaus des Alten Schlosses, das



Neue Schloss (erbaut 1749 bis 1755) sowie der Hausberg Breiteberg mit Aussichtsturm, Bergbaude und Querzhöhle.



Ortskern von Großschönau mit Umgebendehäusern
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Hainewalde, Neues Schloss
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Der staatlich anerkannte Luftkurort **Jonsdorf** liegt am Rand des LEADER-Gebiets in Tallage und wurde um 1539 durch das Kloster Oybin besiedelt. Der Sandstein ermöglichte früh eine Mühlsteinproduktion, die bis 1917 betrieben wurde und noch heute als Lehrpfad an über 300 Jahre Mühlsteinindustrie erinnert. Um 1750 entwickelte sich die Leineweberei, ab 1840 setzte der Kurtourismus ein.

Vier der acht Dorfteile von **Leutersdorf** waren bis zum 5. März 1848 Teil des Königreiches Böhmen und wurden von der Herrschaft Rumburg verwaltet. Auf Grund der starken territorialen Gliederung existieren heute in Leutersdorf zwei große Dorfkirchen. Nach dem Wegbrechen großer Teile der Produktionsstätten nach der Wende 1989 sind die Gewerbegebiete heute mit namhaften Betrieben besetzt.

links: Schloss Althörnitz, heute Schlosshotel
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



Dorfkirche in Leutersdorf, Ortsteil Spitzkunnendorf
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Mittelherwigsdorf ist ein Waldhufendorf und erstreckt sich über 7,5 Kilometer am Rietzschebach und der Mandaubahn. Der heutige Ort mit seinen vier Ortsteilen ist durch Vereinigung 1994 entstanden.

Wie in den anderen Orten des LEADER-Gebiets entstand aus einem Bauerndorf mit Rittergut ein Dorf mit intensivem Weberhandwerk in dichtgebauten Umgebendehäusern. Touristisch ist der Ort gut erschlossen, sehenswert sind u. a. die Kirchen und das Dorfmuseum Eckartsberg im Riedelschen Gut.

Mittelherwigsdorf, Kirche
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



rechts: Seifhennersdorf,
Blick auf die Kirche
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

weitere Beherbergungsbetriebe folgten, bis der Ort 1971 staatlich anerkannter Erholungsort wurde. Die Landstadt **Seifhennersdorf** mit ihren Ortsteilen Seifen, Scheibe und Halbendorf liegt zwischen den heute tschechischen Städten Warnsdorf (Varnsdorf) und Rumburg (Rumburk) am Leu-



Olbersdorf liegt im Zittauer Becken. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts wurde dort Braunkohle abgebaut. Ab 1999 wurde der Tagebau geflutet. Seitdem dient der Olbersdorfer See als Naherholungsgebiet. In der ehemals bedeutenden Industriegemeinde mit Textilindustrie und anderen Gewerben sind nur noch wenige Firmen erhalten. Mit dem Olbersdorfer See und der Lage am Fuße des Zittauer Gebirges ist Olbersdorf der Ausgangspunkt für zahlreiche Touren in den touristisch gut erschlossenen Naturpark Zittauer Gebirge.

Naherholungsgebiet
Olbersdorfer See
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



rechts: Neustadt in Zittau
mit dem Salzhaus
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

tersdorfer Wasser. Auch hier entwickelte sich aus einem Bauerndorf Mitte des 18. Jahrhunderts ein Weberdorf mit den typischen Umgebendehäusern. Zwischen 1796 und 1798 entstand die neue Kreuzkirche mit 2.450 Sitzplätzen. Mitte des 19. Jahrhunderts begann die Industrialisierung der Gemeinde, Gewerbebetriebe wurden gegründet und im geringen Maß bis 1903 Braunkohle abgebaut. Seifhennersdorf hat seit 1950 rund 61 Prozent seiner Einwohnerschaft verloren. Größter Arbeitgeber ist heute die C. Bechstein Pianofortefabrik.



Der heutige Kurort **Oybin** findet seine urkundlichen Anfänge im Jahr 1290 mit seiner Ersterwähnung. Er wird von einer mächtigen Sandsteinplatte, dem Berg Oybin, geprägt. Die Spitze des Oybin wird von den Resten einer mittelalterlichen Burg und einem später errichteten Kloster eingenommen. Nach der Reformation wurde dieses Kloster aufgelassen und verfiel. Mit der Aufnahme in den Verband sächsischer Sommerfrischen 1873 und der Eröffnung der Schmalspurbahn 1890 war der Ort für den Tourismus erschlossen. Der Titel Kurort wurde 1930 verliehen.

Der Ortsteil Lückendorf war ein Verkehrsort am Pass über das Lausitzer Gebirge und verlor mit dem Bau der Eisenbahn nach Reichenbach seine Bedeutung. Dieser Bedeutungsverlust führte zu einem Bevölkerungsrückgang. In den leerstehenden Häusern siedelten ab 1893 Sommerfrischler aus Dresden,

Aus einer Burg an einer Fernhandelsstraße nach Böhmen im 10. Jahrhundert entstand in der südlichen Oberlausitz das Mittelzentrum **Zittau**. Als Große Kreisstadt Zittau mit 25.086 Einwohnern (1950: 47.000 Einwohner) gliedert sich Zittau neben der Kernstadt in acht weitere Ortsteile. Sie ist die flächengrößte Gemeinde im LEADER-Gebiet. Mit überregionalen Bildungsangeboten wie der Hochschule Zittau/Görlitz und dem Internationalen Hochschulinstitut Zittau (IHI), dem Christian-Weise-Gymnasium, drei Oberschulen und zwei Förderschulen ist Zittau der Bildungsstandort in der Region. Die verkehrstechnische Anbindung und das historisch-kulturelle Angebot sowie die Nachbarschaft zum Naturpark Zittauer Gebirge machen Zittau zu einem touristischen Hot Spot in der südlichen Oberlausitz.

Autor

Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke
HTW Dresden
Friedrich-List-Platz 1
01069 Dresden
uwe.jaeschke@htw-dresden.de

Städte und Gemeinden		eingemeindet gegründet	Ortsform	Flurform	Ersterwähnung	Sprache
Bertsdorf-Hörnitz	Gemeinde				1994	
- Bertsdorf		1994	Waldhufendorf	Waldhufen	1352	dt.
- Hörnitz		1994				dt.
- Althörnitz		1912	Waldhufendorf	Gutsblöcke, Waldhufen	1366	dt.
- Neuhörnitz		1912	Waldstreifendorf	Waldstreifen	1551	dt.
Großschönau	Gemeinde		Waldhufendorf	Waldhufen	1352	dt.
- Neuschönau		1867	Häuslerzeilen		1875	dt.
- Waltersdorf		2003	Waldhufendorf	Waldhufen	1355/72	dt.
- Herrenwalde		2003	Waldstreifendorf	Waldstreifen	1732	dt.
- Pitzdörfel		1835	Häusergruppe		1835	dt.
- Saalendorf		2003	Waldstreifendorf	Waldstreifen	1732	dt.
Hainewalde	Gemeinde		Waldhufendorf	Waldhufen	1326	dt.
Kurort Jonsdorf (Alt-Jonsdorf)	Gemeinde		Waldhufendorf	Waldhufen	1539	dt.
- Neu-Jonsdorf		1667	Häuslerzeilen		1791	dt.
Leutersdorf	Gemeinde				1907	
- Niederleutersdorf		1907	Waldhufendorf	Waldhufen	1347	dt.
- Oberleutersdorf		1907	Waldhufendorf	Waldhufen	1744	dt.
- Hetzwalde		1907	Dorf		1791	dt.
- Neumittelleutersdorf (Sorge)		1907	Häusergruppe		1805	dt.
- Josephsdorf		1907	Streusiedlg. m. Häuslerreihen	Parzellenflur	1706	dt.
- Neuwalde		1907	regelloser Häuslerabbau		1791	dt.
- Neuleutersdorf (Dörfel)		1922	Streusiedlung	Parzellenflur auf Waldhufen	1834	dt.
- Spitzkunnersdorf		1998	Waldhufendorf	Waldhufen	1347	dt.
Mittelherwigsdorf	Gemeinde	1994			1352	
- Eckartsberg		1994	einseitiges Waldhufendorf	Waldhufen	1310	dt.
- Radgendorf		1965	Platzdorf	Großblockflur	1391	dt.
- Herwigsdorf (Ober-)		1973	Waldhufendorf	Waldhufen	1410	dt.
- Scheibe		1994	Waldstreifendorf		1359	dt.
- Oberseifersdorf		1994	Waldhufendorf	Waldhufen	1267	dt.
Olbersdorf	Gemeinde		Waldhufendorf	Waldhufen	1320	dt.
Kurort Oybin (Oybin)	Gemeinde		Waldstreifendorf		1290	
- Hain		1564	Häuslerreihendorf	waldstreifenähnl. Parzellenflur	1564	dt.
- Luftkurort Lückendorf		1994	Waldhufendorf	Waldhufen	1369	dt.
Seiffhennersdorf	Stadt	1250?	Waldhufendorf	Waldhufen	1352	dt.
- Halbendorf		1566?			1566	dt.
Zittau	Stadt		planmäßige Stadtanlage	Waldhufenflur m. Blockflurteil	1238	slaw.
- Neudörfel, identisch mit Diebsdörfel		1834	Vorstadt		1391	dt.
- Großsporitzsch		1920-1945	Guttsiedlung m. Häuslerzeilen	Gutsblockflur	1387	slaw.
- Eichgraben		1965	lockere Häuslerreihe		1644	dt.
- Pethau		1970	Reihendorf	waldhufenähnl. Blockflur	1391	slaw.
- Hartau		1999	Straßendorf u. straßenförmiger Häuslerabbau	Waldhufenflur	1375	dt.
- Hirschfelde		2007	städt. Straßenangerdorf	Gelängeflur	1310	dt.
- Rosenthal		1950	Platzdorf	Waldhufenflur	1368	dt.
- Drausendorf		1974	Guttsiedlung	Gutsblockflur	1366	dt.
- Wittgendorf		1999	Waldhufendorf	Waldhufen	1322	dt.
- Dittelsdorf		2002	Waldhufendorf mit Gassengruppendorfteil	Waldhufen	1369	dt.
- Schlegel		2005	Waldhufendorf	Waldhufen	1287	dt.
- Burkertsdorf		1950	Waldhufendorf	Waldhufen	1324	dt.



Morphologisch sichtbare geologische Grenze: die Lausitzer Überschiebung trennt die Sandsteinverbreitung vom Lausitzer Granodioritmassiv. Die geologischen Unterschiede spiegeln sich auch in der Landnutzung wider.
Foto: Jörg Büchner

Geologie des Zittauer Gebirges

Jörg Büchner und Olaf Tietz

Das Zittauer Gebirge erstreckt sich in der südöstlichen Oberlausitz entlang der Staatsgrenze zu Tschechien südlich der Stadt Zittau als eine Art Grenzgebirge. Landschaftlich und geologisch bildet es eine Einheit mit dem Lausitzer Gebirge (Lužické hory). Beide Gebirge gehören geologisch zur Nordböhmisches-Sächsischen Kreidesenke. Die Lausitzer Überschiebung bildet als eine bedeutende Störung die nördliche Grenze des Zittauer Gebirges und trennt dieses von der nördlich anschließenden geologischen Einheit des Lausitzer Massivs. An dieser tektonischen Naht treffen im Untergrund kreidezeitliche Sandsteine des Zittauer Gebirges auf die magmatischen Gesteine des Lausitzer Granodioritkomplexes. Diese Grenze ist auch morphologisch und landschaftlich gut erkennbar – das Zittauer Gebirge erhebt sich hier über das Vorland. Diese Geländestufe ist vor allem aus Richtung Zittau kommend gut zu sehen. Das bewaldete Zittauer Gebirge erhebt sich bis zu 300 Meter über das überwiegend landwirtschaftlich genutzte Vorland. Die Sandsteine, die das Zittauer Gebirge im Westlichen aufbauen, entstanden in der Oberkrei-

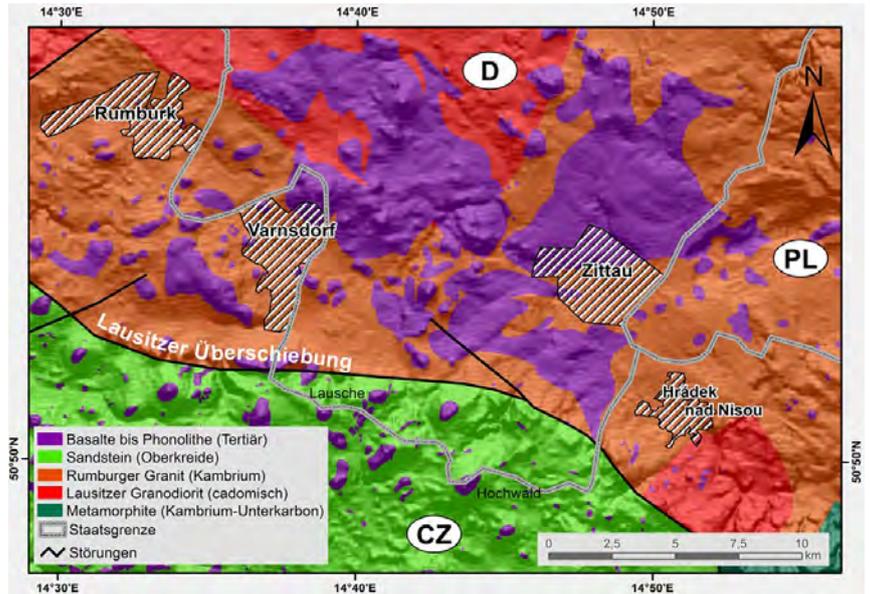
dezeit vor etwa 95 bis 88 Millionen Jahren.¹ Die Oberkreide gilt als eine der wärmsten Zeiten der Erdgeschichte, in der es wesentlich wärmer war als heute. Ganz Mitteleuropa war von einem flachen Meer überflutet. Aus diesem Meer ragten einzelne größere und kleinere Inseln heraus. Eine dieser Festländer war die Lausitz-Westsudeteninsel, die vermutlich unmittelbar nördlich des heutigen Zittauer Gebirges lag und sich etwa bis Niesky erstreckte.² An den Rändern dieser Insel wurden entlang der Küste Kiese und Sande abgelagert, die durch Flüsse von Festland transportiert wurden. In den küstennahen Bereichen gelangte gröberes Material zur Ablagerung. Ablagerungen dieser Brandungsbereiche sind beispielsweise an den Uhusteinen bei Lückendorf zu finden. Küstenfernere Bereiche sind geprägt durch feine Sande, die sich in Deltas auf dem Meeresgrund ablagern.³ Solche Ablagerungen finden sich an vielen Lokalitäten im Zittauer und mehr noch im Lausitzer Gebirge auf tschechischer Seite. Im Laufe der Jahrtausende kam es immer wieder zu Meeresspiegelschwankungen bzw. vertikalen Krustenbewegungen, und die

- 1 B. Niebuhr/M. Wilmsen/T. Voigt: Die Oberkreide (Cenomanium–Mittelconiacium) im Zittauer Sandsteingebirge (Deutschland, Tschechien). The Upper Cretaceous (Cenomanian–Middle Coniacian) of the Zittau Sandstone Mountains (Germany, Czechia), in: Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften 171 (2020), S. 163-197.
- 2 T. Voigt: Die Lausitz-Riesengebirgs-Antiklinalzone als kreidezeitliche Inversionsstruktur. Geologische Hinweise aus den umgebenden Kreidebecken, in: Zeitschrift für Geologische Wissenschaften 37 (2009), S. 15-39.

Küstenlinie verlagerte sich mal landeinwärts und mal wurde das Festland größer. Über die ganze Zeit wurde immer mehr Material vom Festland ins Meer transportiert und entlang der Küste abgelagert. Infolge der steigenden Auflast wurden die unteren Sedimentschichten in die Tiefe versenkt und zusammengepresst. Allmählich verfestigten sich die Sande und Kiese zu Sandsteinen und Konglomeraten, wie die Gesteine aus kiesigen Sedimenten (mit Körnern über 2 Millimeter Größe) heißen.

Woher wissen aber die Geologen heute, dass die Sandsteine aus Küstenablagerungen entstanden sind? In den Sandsteinen des Zittauer Gebirges finden sich immer wieder Fossilien, die als Reste der zur Kreidezeit hier lebenden Organismen interpretiert werden können. Bekannt ist bspw. der Rote Steinbruch am Sonnenberg bei Waltersdorf für seinen Fossilreichtum. Viele Abdrücke und Steinkerne von Muscheln und Schnecken, vereinzelt auch von Seeigeln, wurden auch schon in der Vergangenheit hier gefunden.⁴ Die dazugehörigen Tiergruppen leben heute normalerweise in marinen Bereichen an der Küste. Im Umkehrschluss ist eine Ablagerung der Sande und Kiese im heutigen Zittauer Gebirge auch in einem solchen Milieu erfolgt. Betrachtet man zudem noch die Sedimentstrukturen in den Sandsteinschichten (Bänken oder Quadern) und deren Abfolge, so gleichen diese denen küstennaher Deltaablagerungen.

Eine weitere Frage ist, warum sich die Gesteine heute an der Erdoberfläche befinden, obwohl sie in größere Tiefen versenkt wurden, damit aus den Lockersedimenten Sedimentgesteine wurden. Am Ende der Oberkreide kehrte sich infolge der beginnenden Alpenbildung in deren weiterem Vorland – also auch im Bereich der Böhmisches-Sächsischen Kreidesenke – das tektonische Regime um und die ehemals abgesenkten Bereiche wurden wieder gehoben. Das wiederum führte zu verstärkter Erosion. Abtragung findet in unseren Breiten ständig statt und ist stärker, wenn Gebiete höher herausgehoben sind. Somit weisen Gebirge höhere Abtragungsraten auf als Niederungen. Infolge der tektonischen Prozesse, die zur Hebung des gesamten Gebietes führten, wurden alle Schichten abgetragen, die ehemals über den Sandsteinen lagen. Aktuelle Arbeiten gehen dabei von drei bis vier Kilometer Überdeckung aus, die bis heute wieder abgetragen wurden.⁵ Im Laufe der Jahrmillionen entstanden so die typischen Sandsteingebirge, wie in der Sächsisch-Böhmischen Schweiz und im Zittauer/Lausitzer Gebirge. Die Zusammensetzung der Sandsteine und deren interne Wegsamkeiten für Wasser im Zusammenspiel mit jüngerer Tektonik (senkrecht aufeinander stehende Klüfte) schufen und schaffen die speziellen Formen von gebankten bis massigen Quadersandsteintürmen und -wänden, die bspw. in der Jonsdorfer Felsenstadt in besonderer Weise zur Geltung kommen.



Geologische Karte des Zittauer Gebirges

Im auf die Kreidezeit folgenden Tertiär war die Region von einem mehr oder weniger intensiven Vulkanismus geprägt. Dieser wurde durch Veränderungen in der Erdkruste und im Erdmantel infolge der Alpidischen Gebirgsbildung ausgelöst. Größere plattentektonische Vorgänge spielten sich dabei jedoch weit weg im Mittelmeerraum und in den heutigen Hochgebirgen wie den Alpen und Karpaten ab. Mit der Hebung und Faltung der Alpen entstanden im nördlichen Vorland mehr oder weniger große Bruchzonen und die Erdkruste zerbrach in einzelne Schollen. Entlang der Brüche und Verwerfungen bildeten sich Wegsamkeiten für geschmolzenes Erdmantelgestein und Magma stieg auf. Das führte zum Vulkanismus in einem Vulkangürtel, der sich nördlich der Alpen durch ganz Mitteleuropa zieht.

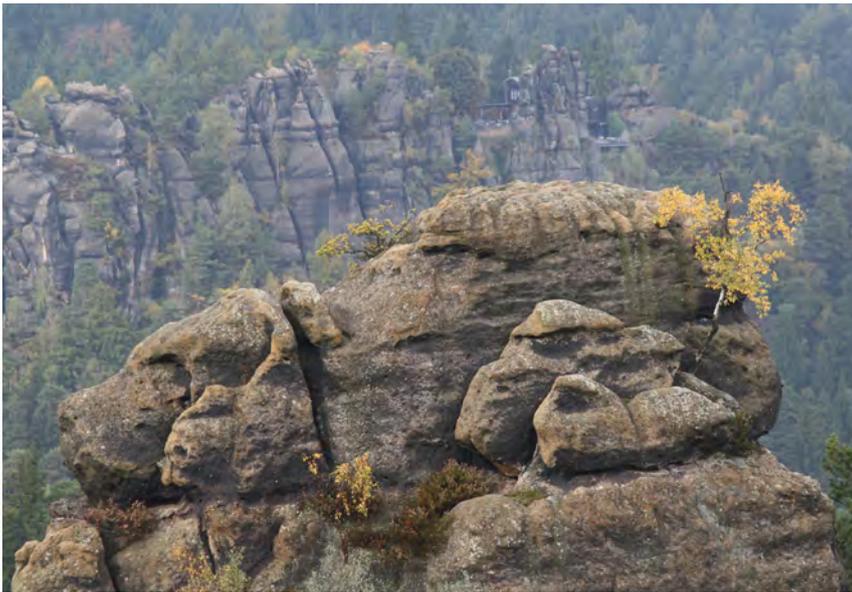
- O. Tietz/W. Lange/H. Volkmann/E. Gerschel/F. Wenger/M. Wilmsen/M. Svoboda/J. Büchner: „Steinkohle in den Oberkreide-Sandsteinen von Waltersdorf“, in: Berichte der Naturforschenden Gesellschaft der Oberlausitz 26 (2018), S. 77-105.



Konglomeratische Lagen in den Sandsteinen an den Uhusteinen zeugen vom Brandungsbereich des kreidezeitlichen Meeres
Foto: Olaf Tietz



Steinkerne von Venusmuscheln aus Sandstein im Zittauer Gebirge
Foto: Olaf Tietz



Sandstein-Figur „Dackel“ – eine der typischen Verwitterungsformen in der Jonsdorfer Felsenstadt
Foto: Olaf Tietz

- 4 H. Andert: Die Inoceramen des Kreibitz-Zittauer Sandsteingebirges, in: Festschrift des Humboldtvereins zur Feier des 50jährigen Bestehens am 22. Oktober 1911, Ebersbach 1911, S. 33-64; H. Andert: Inoceramus inconstans Woods und verwandte Arten, in: Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1913, S. 278-285, 295-303.
- 5 Tietz u. a. 2018 (wie Anm. 3).
- 6 J. Büchner/O. Tietz/L. Viereck/P. Suhr/M. Abratis: Volcanology, geochemistry and age of the Lausitz Volcanic Field, in: International Journal of Earth Sciences 104 (2015), S. 2057-2083.
- 7 Ebenda.
- 8 O. Tietz/A. Gärtner/J. Büchner: The monogenetic Sonnenberg scoria cone - implications for volcanic development and landscape evolution in the Zittau Mountains (Germany), in: Zeitschrift für Geologische Wissenschaften 39 (2011), S. 311-334.
- 9 Ebenda.

Magmagang am Johannesstein bei Hain. Infolge der großen Härte des vulkanischen Gesteins wurde der umliegende Sandstein stärker abgetragen.
Foto: Olaf Tietz

In der Zeit vor ca. 35 bis 25 Millionen Jahren kam es auch in der Oberlausitz zum Vulkanismus und zur Ausbildung des Lausitzer Vulkanfeldes mit dem Zentrum in der südöstlichen Oberlausitz, besonders im Umfeld der tektonischen Braunkohlebecken von Berzdorf und Zittau.⁶ Dieses Vulkanfeld bildet den nordöstlichen Bereich des Eger-Grabens, in dem sich weitere Vulkanfelder aneinanderreihen. Lithologisch handelt es sich in der Oberlausitz um Nephelinite bis Alkalibasalte und Phonolithe bzw. Trachyte. Viele Einzelberge in der Region wie z. B. Landeskronen, Kottmar oder Hochwald im Zittauer Gebirge sind heute noch Zeugen dieser Entwicklung. Sie stellen Reste der Vulkanbauten dieser Zeit dar. Es dominieren dabei Schlotfüllungen und Lavaseen bereits abgetragener Schlackenkegelvulkane (z. B. Landeskronen) sowie Reste von Lavaströmen (z. B. Steinberg bei Ostritz).⁷

Im Gebiet der Mühlsteinbrüche bei Jonsdorf lassen sich die Reste von vulkanischen Fördergängen und deren thermisch beeinflusste Nebengesteine (Felsengassen, Mühlsteine) gut beobachten. Dabei sind die vulkanischen Gesteine der Fördergänge in der Regel so stark verwittert und abgetragen, dass sie in Form der Felsgassen nur noch die canonartige Negativform im Sandstein bilden. Eine Ausnahme ist



bspw. der Johannesstein bei Hain, wo ein Basaltgang in mehreren mauerartigen Segmenten die heutige Erdoberfläche überragt. Weiterhin ist am Kellerberg in Jonsdorf der Rest einer vulkanischen Durchschlagsröhre zu finden. Dieser kleine Vulkan, der vermutlich dadurch entstand, dass aufsteigendes Magma im Untergrund auf Grundwasser stieß und es zu heftigen sogenannten phreatomagmatischen Eruptionen kam, ist am Ende der Vulkantätigkeit von basaltischer Lava durchdrungen worden. In einigen Aufschlüssen können die Reste von den in solchen Maar-Diatrem-Vulkanen entstehenden Schlotbrekzien beobachtet werden, wie z. B. am Sonneberg bei Waltersdorf.⁸

Bei den meisten feuerspeienden Bergen im Zittauer Gebirge handelte es sich um sogenannte Schlackenkegelvulkane, die für den kontinentalen Bereich typisch sind und in der Eifel auch aus jüngerer Zeit landschaftsprägend vorkommen. Die Eruptionen dauerten jeweils kaum länger als ein oder zwei Jahre. Zu Beginn des Ausbruches kam es in der Regel durch Grundwasserkontakt zu einer gewaltigen Explosion, die Gesteinsfragmente und Asche in die Atmosphäre schleuderte. Es bildete sich zunächst ein kleinerer Tuffring um den Förderschlot. Nach der ersten mächtigen Initialzündung „spuckte“ der Vulkan mehr oder weniger friedlich Schlacken (blasige Basaltbrocken) und Lavafetzen und schüttete so einen riesigen Schlackenkegel auf. Diese Eruptionsphase muss man sich wie die Aktivität des Strombolis vorstellen. Wenn am Ende noch weiteres, gasarmes Magma aufstieg, wurde der zentrale Krater des Schlackenkegels mit nichtblasiger Lava verfüllt oder brach aus den Kegel als Lavaströme (sog. Lavadecken) aus. Heute sind die locker geschütteten Schlackenkegel abgetragen und nur wenige Reste dieser Bauten sind erhalten und treten daher in der Landschaft gar nicht mehr als vulkanische Erhebung in Erscheinung. Ein sehr gut untersuchtes Beispiel dafür ist der Sonneberg-Vulkan am Südostende des Sonneberg-Sandsteinplateaus in Waltersdorf.⁹ Sobald Krater der Schlackenkegel mit Lava verfüllt wurden oder Lavaströme diese verließen, sind diese deutlich härteren Lavagesteine morphologisch auch heute noch als Klippen sichtbar, so auch am besagten kleinen Vulkanrest oberhalb (nördlich) des Försterbrunnens (Försterbörnel) unweit des Holsteinweges zwischen Jonsdorf und Waltersdorf. Die Gesteine, die aus den gefördert Laven entstanden, sind Basalte im weiteren Sinne. Genaugenommen handelt es sich um Nephelinite, Alkalibasalte, Basanite, Tephrite, Trachybasalte und Phonotephrite. Diese Gesteine sind alle schwarzgrau und dicht und daher lassen sie sich mit dem bloßen Auge oft nicht zu unterscheiden. Sie werden daher zusammenfassend als Basalte bezeichnet. Die Laven sind meist recht dünnflüssig und die enthaltenen Gase können leicht entweichen.

Eine weitere häufige Vulkanform sind im Zittauer Gebirge sogenannte Lavadome, die aus Phonolithen und Trachyten bestehen. Die zugehörigen Laven waren sehr zähflüssig, und die enthaltenen Gase konnten nicht entweichen. So



Lausche, der höchste Berg des Zittauer Gebirges von Norden gesehen. Die obersten Bereiche des komplexen Vulkans sind aus einem phonolithischen Lavadom entstanden.

Foto: Jörg Büchner

entwickelten sich enorme Gasdrücke und es kam zu heftigen explosionsartigen Ausbrüchen. Davon zeugen kleine Reste von Bimssteinen, die bspw. am Buchberg bei Jonsdorf zu finden sind.¹⁰ Bei weniger heftigen Ausbrüchen quellen diese Laven an der Erdoberfläche aus und bilden einen domförmigen Lavaberg, der wegen der Zähflüssigkeit der Lava nicht auseinanderfließt. Viele der Gipfel des Zittauer und mehr noch des Lausitzer Gebirges stellen die Reste solcher Lavadome dar, so z. B. der Hochwald, der Buchberg bei Jonsdorf, der Jonsberg und der Tannenber (Jedlová).

Bei den Vulkanbergen des Zittauer und Lausitzer Gebirges gibt es allerdings auch komplexere Strukturen. So ist bspw. die Lausche als höchster Berg des Gebirges ein zusammengesetzter Vulkan, der länger aktiv war als die meisten anderen in der Region. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass man hier Spuren aller in der Region vorkommenden Vulkantypen ineinander verschachtelt finden kann, wie eine detaillierte geologische Kartierung und weiterführende Untersuchungen zeigen konnten.¹¹ So sind am Fuß der Lausche Schlotbrennzien zu finden, die auf eine Maar-Phase beim Vulkanismus hindeuten. Hier traf das aufsteigende Magma auf Grundwasser und heftige Eruptionen waren die Folge. Am roten Hübel und an der ehemaligen Skischanze sind Reste eines Schlackenkegels zu beobachten, der mit einem Lavasee gefüllt war. Letzterer ist in den basaltischen Klippen am ehemaligen Schanzentisch aufgeschlossen. Nach einer Pause in der vulkanischen Tätigkeit strömte am Südrand dieses Vulkans phonolithisches Magma aus der Tiefe nach und bildete einen Lavadom, der noch heute den Gipfel der Lausche bildet und

wie ein Hut randlich auf dem basaltischen Vulkan sitzt.

Wie bei den Sandsteinen wird in der geologischen Forschung auch bei den Vulkanen das Aktualitätsprinzip angewendet. Das bedeutet, dass Prozesse, die heute ablaufen, so oder ähnlich auch in der Vergangenheit stattgefunden haben. Wenn also in heute aktiven Schlackenkegeln basaltisches Material in Form von Schlacken zu einem Vulkankegel aufgetürmt wird, so ist anzunehmen, dass ähnliches Material auch in der

10 Büchner u. a. 2015 (wie Anm. 6).

11 E. Wenger/J. Büchner/O. Tietz/J. Mrlina, J. (2017): The polycyclic Lausche Volcano (Lausitz Volcanic Field) and its message concerning landscape evolution in the Lausitz Mountains (northern Bohemian Massif, Central Europe), in: *Geomorphology* 292 (2017), S. 193-210.



Gedenkstein für die Eisrandlage als Grenze der maximalen Ausdehnung der Inlandeisglaciers während der Eiszeit im Kurpark in Oybin
Foto: Olaf Tietz

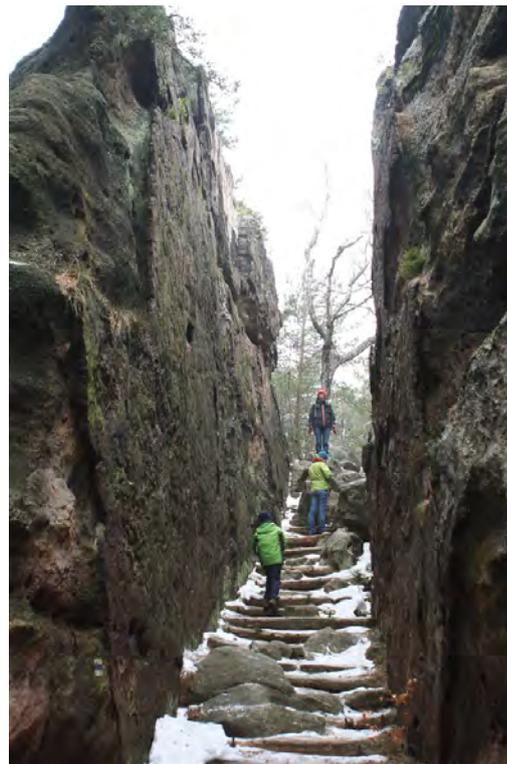
Felsengasse an den Zigeunerstuben bei Jonsdorf. Infolge der intensiven chemischen Verwitterung im Tertiär sind die Gänge der magmatischen Gesteine tiefgründig verwittert.

Foto: Olaf Tietz

Vergangenheit zum gleichen Vulkantyp führte. In dieser Weise lassen sich auch mit ganz wenig überlieferten Gesteinsfunden (geologischen Dokumenten) die Vulkane im Zittauer und Lausitzer Gebirge interpretieren.

Während des Tertiärs herrschte im heutigen Mitteleuropa ein subtropisches Klima. Die ergiebigen Niederschläge und die höheren Temperaturen bedingten eine intensive Verwitterung. Die Gesteine der Vulkane und der kreidezeitlichen Ablagerungen wurden tiefgründig umgewandelt. Allerdings war in dieser Zeit noch kein Gebirge im heutigen Naturpark vorhanden. Eine vermutlich flache und üppig bewachsene Landschaft verhinderte eine größere Abtragung der Verwitterungsprodukte. Im Zuge intensiverer tektonischer Aktivitäten bildete sich in der Umgebung der heutigen Stadt Zittau eine große Senke, in der im Tertiär üppige Moorwälder wuchsen, aus denen sich Braunkohlen bildeten. Die anhaltende tektonische Absenkung ermöglichte eine Akkumulation der pflanzlichen Reste. Zudem schütteten Flüsse ihre Sedimentfracht in die Senke und es entstanden Wechselfolgen von Torf (den heutigen Braunkohlen) und Sand bzw. Ton.

Der langen warmen und zum Teil sehr warmen Phase der Kreide- und Tertiärzeit folgte eine starke Abkühlung im Quartär. Verbunden mit starken Schwankungen sanken die mittleren Jahrestemperaturen auch in Europa so stark, dass sich in Skandinavien große Inlandeisgletscher bildeten. Diese dehnten sich weit aus und erreichten in breiter Front auch Mitteleuropa. Während der Elster-Kaltzeit vor etwa 450.000 Jahren erreichte dieser Vorstoß das Gebiet des heutigen Zittauer Gebirges und ging sogar darüber hinaus. Typische Sedimente sind bspw. am Sattel von Deutsch-Pankraz (Jítrava) zu finden. Sie enthalten viel Material, das die Gletscher aus dem Ostseeraum und Skandinavien mitgebracht haben. Charakteristisch ist hierbei v. a. der Feuerstein, der aus dem Ostseeraum (Rügen, Seeland) stammt. In der früheren Literatur wird hierzu beschrieben, dass das Eis im östlichen Teil und am Nordwestrand der Zittauer Gebirges über den Gebirgskamm geflossen ist. Neuere Studien belegen jedoch, dass das Zittauer und demnach auch das Lausitzer Gebirge sich erst nach der ersten Vereisung, der Elster-Kaltzeit, als Gebirge angehoben wurde.¹² Diese Erkenntnis erarbeiten die Autoren aus verschiedenen geologischen Studien. Sie führen dabei Ergebnisse aus vulkanologischen und sedimentologischen Arbeiten zusammen. Eine aus geologischer Sicht so junge Hebung vor ca. 320.000 Jahren erklärt auch die bereits oben beschriebene klare und schroffe Geländestufe am Nordrand des Zittauer Gebirges, die besonders auffällig in Olbersdorf zu beobachten ist. Entlang der Lausitzer Überschiebung wurde das Zittauer Gebirge über einen geologisch relativ kurzen Zeitraum gegenüber dem nördlichen Vorland gehoben. Dass die tektonischen Bewegungen auch in jüngerer Zeit nicht vollständig zur Ruhe ge-



kommen, was historisch belegte, schwache Erdbeben bspw. 1901 in Oybin anzeigen.¹³ Allerdings ist diese tektonische Aktivität nicht mit denen in aktiveren Gebieten wie dem Mittelmeerraum oder den Alpen zu vergleichen. Im Zittauer und im Lausitzer Gebirge werden vermutlich in nächster Zeit weder größere Erdbeben noch erneuter Vulkanismus zu erwarten sein.

Die jüngste geologische Überprägung erfuhr das Gebiet im letzten Abschnitt der Eiszeit von 100.000 bis vor 10.000 Jahren. In dieser Zeit reichten die Inlandeisgletscher von Skandinavien bis in die Gegend um das heutige Berlin. Im Vorland der Gletscher bildete sich eine Kältesteppe aus. So herrschte auch im Gebiet der heutigen Oberlausitz Permafrost, und die Böden waren tief in den Untergrund dauerhaft gefroren. In den Sommermonaten taute lediglich eine dünne Schicht des Untergrundes auf, und es kam zur Bildung von Fließerden, wie das heute zum Teil im Norden von Sibirien zu beobachten ist. Dabei kam es auch bei schwach geneigten Hängen zum Fließen des aufgeweichten Untergrundes, und Lockermaterial wurde von den Hängen talwärts verfrachtet. Das führte über mehrere Zehntausend Jahre zum Ausgleich und zur Abschwächung der Oberflächenformen. Gleichzeitig entstanden in den Gipfellen der Basalt- und Phonolithberge blockschuttreiche Hänge, da die Gesteine einer intensiven Frostverwitterung unterlagen. Vom Gletscher wehte nahezu jederzeit ein starker Nordwind, der feines Lockermaterial von der Oberfläche des Eises bis an den Rand der Mittelgebirge transportierte. Dieses feine Material wird als Löss bezeichnet und bildet zusammen mit den Hangschuttdecken die oberste und

12 O. Tietz/J. Büchner: The landscape evolution of the Lausitz Block since the Palaeozoic - with special emphasis to the neovolcanic edifices in the Lausitz Volcanic Field (Eastern Germany), in: Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften 166 (2015), S. 125-147.

13 Ebenda.



Sogenannte Eisenschwarten, die auf Eisenausfällungen im Sandstein zurückzuführen sind, unweit des Böhmisches Tors im Weißbachtal
Foto: Jörg Büchner

jüngste geologische Einheit am Nordrand des Zittauer Gebirges.¹⁴

Im Zittauer Gebirge sind beispielhaft die Wechselwirkungen zwischen den einzelnen natürlichen Faktoren zu beobachten. Infolge des diversen geologischen Baus lässt sich auch ein diverser Formenschatz der Erdoberfläche erkennen. So bilden sich in den Sandsteinen Felsentürme und schroffe Hänge und Felswände, während die reliktsichen Vulkanbauten sich in meist kegelförmigen Hügeln widerspiegeln. Die höchsten Erhebungen des Zittauer Gebirges werden zudem aus vulkanischen Gesteinen aufgebaut, da diese verwitterungsresistenter als die Sandsteine sind. Eine Besonderheit stellen die sogenannten Felsengassen dar, die in mehr oder weniger ausgeprägter Form zahlreich im Zittauer Gebirge auftreten. Diese entstanden infolge der Wechselwirkungen von aufsteigendem Magma im Zuge des tertiären Vulkanismus mit den umgebenden Sandsteinen. Die Hitze der Gesteinsschmelze und die darin mitgebrachten heißen Lösungen und Gase haben die quarzreichen Sandsteine intensiv überprägt. Dabei wurde in den meisten Fällen der Quarz im Sandstein gelöst und als Kieselsäure umgelagert und gleichfalls im Sandstein wieder ausgefällt. Letzterer wurde dadurch stark verfestigt und widerstand der Verwitterung und Abtragung mehr als die umgebenden Gesteine. Gleichzeitig überprägten die enthaltenen heißen Lösungen – meist bei den Phonolithen – das frischerstarrte, aber noch heiße Vulkangestein, was neben der bereits erwähnten intensiven subtropischen Verwitterung besonders diese Vulkanite schnell und tiefgründig verwittern ließ. Die

Erosion sorgte dafür, dass die ehemaligen Vulkangänge ausgeräumt wurden und enge Gassen in den harten Sandsteinen übrig blieben. Eine andere Folge dieser Überprägung der Sandsteine ist an manchen Stellen auch eine erhöhte Porosität der Gesteine, was sie für die Herstellung von Mühlsteinen eignet. Diese so überprägten Sandsteine wurden im Speziellen bei Jonsdorf abgebaut. Der Abbau wird in diesem Band an anderer Stelle betrachtet.¹⁵ Und weiterhin transportierten die heißen Vulkanlösungen Eisen in die umliegenden Sandsteine, was zur Bildung von bizarren Eisenbändern, den sogenannten Muschelsälen führte.

Im Holozän, dem jüngsten geologischen Zeitabschnitt, entwickelten sich in den letzten 10.000 Jahren die heute vorhandenen Böden. Auch bei den Böden zeigt sich die Verteilung der Gesteine im Untergrund. Während über Sandsteinen meist saure, nährstoffarme Böden dominieren, sind die Böden über basaltischen Ausgangsgesteinen nährstoffreicher. Besonders fruchtbare Böden entwickelten sich über Lössauflagen am Nordrand des Gebirges.

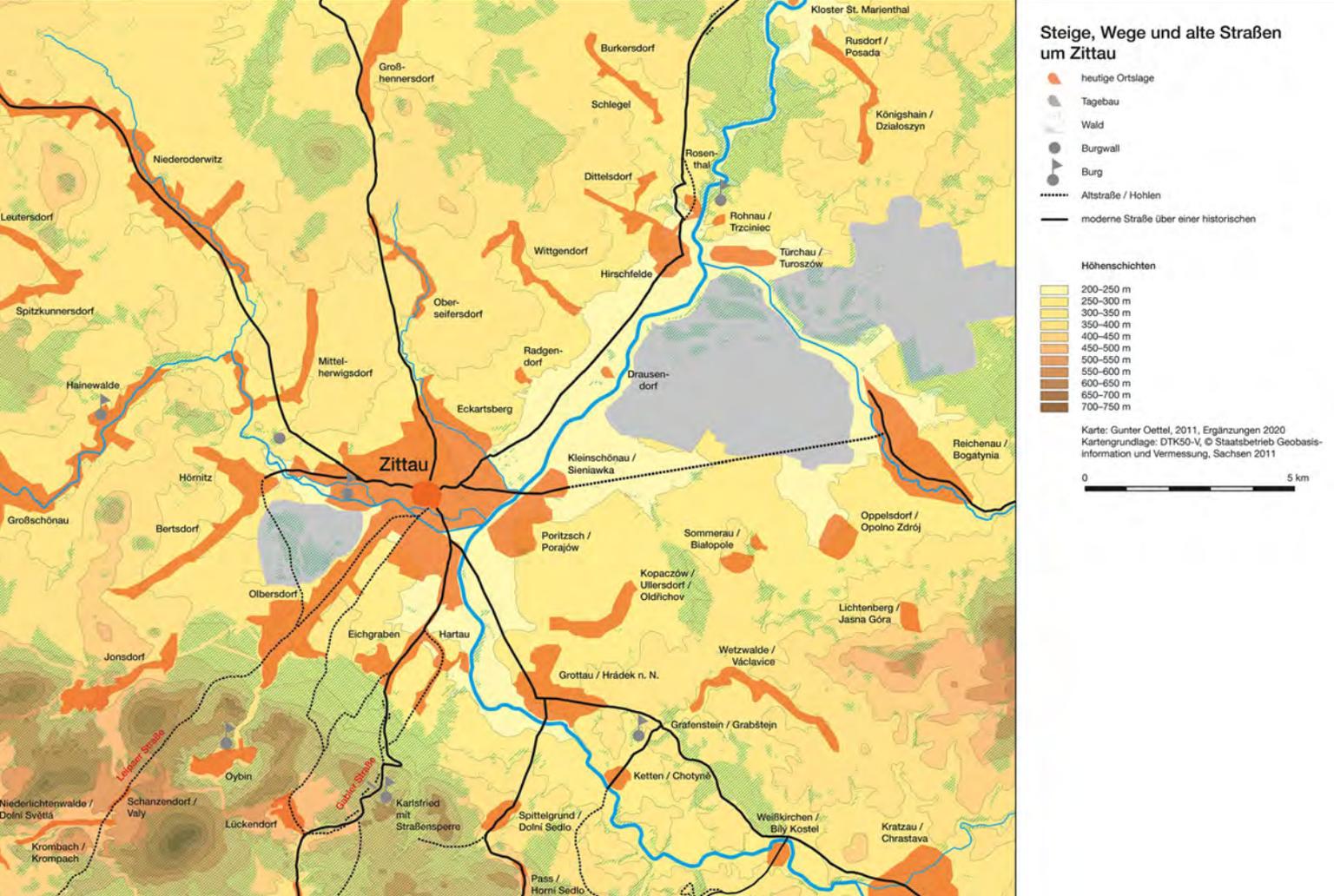
Auch die Wassersättigung und -verfügbarkeit wird durch die geologischen Gegebenheiten gesteuert. Tonige Verwitterungsprodukte der vulkanischen Lockermaterialien führen zu wasserstauenden Schichten und an deren Ausbiss an der Oberfläche zu Quellaustritten. Auch tonige Einschaltungen in den Sandsteinbänken bilden wasserstauende Schichten an denen ebenfalls Quellen entstehen. Die vielen sogenannten „Börnel“ im gesamten Zittauer Gebirge zeugen von diesem Wasserreichtum.

14 S. Schlegel: Periglazialforschung im Zittauer Gebirge, in: Abhandlungen und Berichte des Naturkundemuseums Görlitz 44 (1969), S. 59-60.

15 Vgl. Beitrag von Manfred Lorenz in diesem Heft.

Autoren

Jörg Büchner und Olaf Tietz
Senckenberg Museum für
Naturkunde Görlitz,
Postfach 300154
02806 Görlitz
joerg.buechner@
senckenberg.de



Alte Straßen um Zittau und die Burg Karlsfried

Gunter Oettel

- 1 Jahrbücher des Zittauischen Stadtschreibers Johannes von Guben und einiger seiner Amtsnachfolger, in: *Scriptores rerum Lusaticarum* N. F. 1, Görlitz 1839, S. 3. Johann von Guben selbst schrieb wohl bis Ende der 1380er Jahre an der Chronik. Damit fußen nur wenige der im Folgenden erwähnten Eintragungen mit Bezug auf die alten Straßen im Zittauer Land auf seine Amtsnachfolger.
- 2 Ausführlich in Gunter Oettel: *Steige, Wege und alte Straßen um Zittau*, in: *Steige, Wege und alte Straßen um Zittau* (Zittauer Geschichtsblätter 46). Görlitz/Zittau 2011, S. 2-36.

Alz wir vornommen vnd vndirwyst syn von den eldisten vnsern voruarn, daz hie vor, czu cziten ee dese stat vz geleet wart, daz hye dissit dez Gebirgiz kretschin gebuwet woren, di logen vf dem werde czwischen den czwen wassirn czu neheste an der burgmoel, dor ynne die vurluete vnd ander Leute, di do wandirten vber daz gebirge in die marke, hatten ir nachtleger. [Wie wir vernommen haben und unterwiesen sind von den ältesten unserer Vorfahren, dass hier (in Zittau) vorher, zu Zeiten bevor diese Stadt ausgesetzt wurde, dass diesseits des Gebirges Kretschame gebaut waren, die lagen auf dem Werder zwischen den zwei Wassern nahe an der Burgmühle, darin die Fuhrleute und andere Leute, die da wanderten über das Gebirge in die Mark (Oberlausitz) hatten ihr Nachtlager.]¹

So beginnt der Zittauer Stadtschreiber Johannes von Guben in seiner Chronik die Darstellung der Gründung der Stadt Zittau um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Stadt verdankt ihre Blüte im

Mittelalter und in der Frühen Neuzeit maßgeblich auch dem Handel und der Lage an der Straße von der Oberlausitz nach Prag.² Der Ort in der Nähe der Mündung der Mandau in die Neiße stellte eine wichtige Station vor bzw. nach der Überquerung des Zittauer Gebirges dar. Von hier führten verschiedene Wegevarianten zwischen Lausche im Westen und Jeschken (Ještěd) im Osten über das Gebirge.

Allgemein strukturiert sich der Verkehr in der Oberlausitz in eine Ost-West-Achse, die Hohe Landstraße, auch „via regia“⁴³ genannt, die in verschiedenen und wechselnden Trassen durch das Land führte, heute repräsentiert durch die Bundesstraße 6 und die Autobahn 4, ebenso wie durch die Eisenbahnlinie Dresden – Görlitz – Breslau (Wrocław). Die Nord-Süd-Achse über Löbau oder Görlitz und Zittau hatte wechselnde Bedeutung, war aber ebenso eine königlich privilegierte Straße. Während in der frühen Zeit vor allem die natürlichen Bedingungen die Verkehrswege ermöglich-

ten bzw. erzwangen, änderte sich das im Laufe der Zeit. Ganz extrem wurde das sichtbar, als nach Jahrhunderten der über die Oberlausitz und Zittau fließende Verkehr mit der tiefgreifenden Änderung der politischen Situation nach der Landesteilung 1815 plötzlich abbrach. In der weiteren Entwicklung brachte auch die moderne Verkehrstechnik, vor allem ab 1850 die Eisenbahn, neue Möglichkeiten für den Verkehr. Inzwischen sind europäische Hauptadern des hohen Mittelalters, wie die Leipziger Straße im Zittauer Gebirge, nur noch Waldwege.

Verkehrsmittel

Zeugen des frühen Verkehrs sind unter günstigen Umständen bis heute in der Landschaft zu erkennen. Im Hochmittelalter gewannen mit steigenden Warenmengen immer mehr zweirädrige Karren und vierrädrige Lastwagen an Bedeutung. Die meist mehrspännigen zunächst nicht lenkbaren Lastwagen waren auch nicht mit Bremsen ausgestattet. Für die Passage von Anstiegen, wie dem Zittauer Gebirge, war zusätzlich Vorspann notwendig, um die Wagen den Berg hinauf und ebenso herunter zu bringen. Sechs, acht oder noch mehr Pferde, die einen schweren Wagen bewegten, wühlten den Untergrund auf. Regen oder die Schneeschmelze spülte dann das lockere Material aus. Deshalb haben sich die teilweise recht eindrucksvollen Reste von Hohlwegen, sogenannte Hohlen, vor allem im Bergland und im Wald erhalten.

Straßenbau und -unterhaltung

Die beschriebene Nutzung der frühen Straßen lässt verstehen, weshalb es „die“ Straße nicht gegeben hat. Eine Straße bestand meist aus mehreren Geleisen, die die Fuhrleute gleichzeitig, aber auch zeitlich nacheinander befuhren. Das Wetter, Schäden an der Straße, Gegenverkehr u. a. zwangen zur Wahl einer möglichst günstigen Fahrlinie. Waren die Straßen gepflastert oder durch Pflöcke oder Gräben seitlich begrenzt, war es nicht ohne weiteres möglich, sie zu verlassen. Sie mussten so breit angelegt sein, dass sich zwei Fuhrwerke begegnen bzw. auch überholen konnten, oder es gab Ausweichstellen. Die gepflasterte Gabler Straße im Gebirge ist etwa vier Meter breit. Das bedeutet, dass zumindest in diesem Bereich nur eine einspurige Nutzung möglich war. Überholstellen können aber in den nicht erhaltenen Bereichen gelegen haben. Ansonsten verständigten sich die Fuhrleute mit Signalthörnern. Dass das heute auch noch so ist, durfte der Autor vor wenigen Jahren erleben, als er mit dem Pkw den Umbrail-Pass kurz hinter der Grenze von Südtirol zu Graubünden befuhr. Eine ständig ertönende Melodie war das Signalthorn des von oben kommenden Linienbusses, dem es galt, die Vorfahrt einzuräumen. Straßenreparatur bestand über Jahrhunderte darin, den Mittelsteg in den Hohlen abzugraben oder Hohlwege aufzufüllen bzw. mit Faschinen zu be-



festigen. Entsprechend ihrer Bedeutung gibt es für das Zittauer Land bereits früh Hinweise auf die Instandhaltung und Besserung der Straßen. So erließ Karl IV. als böhmischer König 1361 Vorschriften zur Instandhaltung der Gabler Straße. Die Pflasterung der Straßen ist im Wesentlichen erst eine Errungenschaft des 19. und des 20. Jahrhunderts.

Diensturbarium

Eine glückliche Situation für die Erforschung des Straßenbaues und der Straßenerhaltung bietet für die unmittelbar dem Zittauer Rat unterstellten Dörfer das „Diensturbarium derer zur Mitleidenheit der Stadt Zittau gehörigen Dorfschaften“.⁴ Für die Zittauer Ratsdörfer erfolgte 1798 eine Auflistung der Verpflichtungen der Dorfgemeinden, jeweils aufgeschlüsselt auf die Bauern, Gärtner und Häusler sowie die Gemeinden. Über das Alter dieser Dienste lässt sich nichts sagen, die Masse dürfte aber bis ins Mittelalter bzw. in die Frühe Neuzeit zurückgehen.

Neben zahlreichen Bau- und Spanndiensten finden sich immer wieder Verpflichtungen zum Straßenbau und zur Straßenunterhaltung. Einzelne Dörfer waren für bestimmte Abschnitte der Straßen zuständig, so dass eine lückenlose Betreuung der Straße möglich war. Sicher war die Situation in anderen Herrschaften ähnlich.

Die Dorfbewohner mussten entsprechend ihrer wirtschaftlichen Situation Führen oder Handlangerarbeiten sowie den „Winterdienst“ für die Hauptstraßen nach Görlitz und Bautzen sowie die Leipziger und die Gabler Straße leisten. Darüber hinaus finden sich aber auch weiterführende Angaben zu Straßenunterhalten, wie beispielsweise die Anlage und Pflege der Abschlüge, die das Regenwasser von der Fahrbahn führten. Neben der Unterhaltung der steinernen Brücken beispielsweise an der Leipziger Straße hatte vor allem die Pflege der überdachten Holzbrücke über die Neiße in Hirschfelde große Bedeutung.

Das Asphaltband der Straße von Zittau nach Lückendorf durchschneidet jahrhundertealte Hohlen der Alten Gabler Straße.
Foto: Gunter Oettel

3 Vgl. dazu Gunter Oettel/Peter Wenzel: Görlitz als Straßenkreuzung im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: Görlitzer Magazin 23 (2010), S. 3-16.

4 Diensturbarium derer zur Mitleidenheit der Stadt Zittau gehörigen Dorfschaften, Dittelsdorf 1798.

- 5 Johannes von Guben (wie Anm. 1), S. 4.
 6 Johannes von Guben (wie Anm. 1), S. 10; Joachim Prochno: Zittauer Urkundenbuch I. Regesten zur Geschichte der Stadt und des Landes Zittau 1234–1437, Zittau 1938 (folgend ZUB), Reg. 318.

Zoll und Geleit

Da eine Straße nicht nur ein Verkehrsweg, sondern auch eine Einnahmequelle war, zeichnet sich im Hochmittelalter ein immer stärkerer Straßenzwang ab. Der Fuhrmann hatte auf der „rechten“, d. h. auf der genehmigten Straße zu fahren, deren Verlauf durch die Verleihung von Privilegien, wie dem Stapelrecht für ein bestimmtes Produkt, der Erlaubnis zur Einziehung eines Zolls, festgelegt wurde. Der böhmische König Ottokar II. begnadete die von ihm gegründete Stadt Zittau 1255 mit der Befreiung von der Steuer, die Zittauer Kaufleute erhielten das Privileg der Befreiung von Zoll und Geleit in Böhmen für die Lebenszeit des Königs. Ottokars Sohn Wenzel II. privilegierte 1305 die Zittauer Kaufleute mit einer Zollbefreiung für drei Jahre in Böhmen.⁵ Zittau pachtete immer wieder den königlichen Zoll, der in der Stadt erhoben wurde. 1349 entzog Karl IV. der Stadt den gepachteten Zoll. 1369 verlieh der König der Stadt Zittau für drei Jahre die Zölle in Zittau und „under dem Nuwen huse, gelegen uf dem Gebler“, also der 1357 errichteten Burg Karlsfried.⁶ War die Zahlung von Zoll nur für eine Seite von Vorteil, war an die Geleitzahlung eine Gegenleistung gebunden, der Schutz der Kaufmannswagen durch bewaffnete Knechte.

Mittelalterliche Straßen des Zittauer Gebirges

Von Zittau nach Süden verlaufen die Leipauer Straße, die über Olbersdorf oder Hörnitz westlich am Oybin vorbei zwischen Hain und Jonsdorf das Gebirge in Richtung Böhmisches Leipa (Česká Lípa) überschreitet, und die Gabler Straße, die über Hartau und Eichgraben bei Lückendorf den Gebirgskamm überwindet und weiter über Petersdorf (Petrovice) in Richtung Deutsch Gabel (Jablónné v Podještědí) verläuft. Beide Straßen streben weiter zur böhmischen Hauptstadt Prag. Sie sind die Hauptlinien eines variantenreichen Verkehrskorridors, in dem es noch weitere Nebentrassen gab. Vor allem seit dem 14. Jahrhundert erlangte die Gabler Straße eine immer größere Bedeutung, während die Leipauer in den Hintergrund trat, ohne dass sie vollständig verschwand. Die „erbleute der Stadt Zittau“ verweisen in einem Bericht an Karl IV., dass es zu Zeiten König Wenzels II. nur die Straße Niemes (Mimoň) – Gabel – Zittau gegeben habe. Ganz glaubhaft ist die Zittauer Meinung allerdings nicht, die Leipauer Straße war ja ebenfalls gestattet. Bei den Straßen und Pässen im Zittauer Gebirge zeigt sich mehrfach die Kombination von Straße und Burg. Die Pässe von Pankratz und Paß lagen im Machtbereich der Burggrafen zu Dohna auf Grafenstein. Diese erlangten 1343 von Markgraf Karl von Mähren, dem späteren Karl IV., die Genehmigung zur Errichtung einer Burg, Roymund oder auch Raimund genannt, die nach der Überlieferung Johanns von Guben dann 1347 in unmittelbarer Nähe der Passstraße nach Pankratz erfolgte.

1450 war sie bereits verfallen, 1512 ließen sie die Burggrafen zu Dohna mit Zittauer Hilfe endgültig schleifen.

Die östlichen und ebenso die westlichen Pässe standen immer in einer Konkurrenzsituation zu den zentralen Pässen der Gabler und Leipauer Straße. Über sie und weitere kleinere Straßen war es möglich, die befohlene Straße über Zittau zu umgehen. Letztlich verlagerte sich der Verkehr weiter nach Südosten auf den Pass von Turnau (Turnov), was letztlich das Aufblühen von Reichenberg (Liberec) zu einer Stadt und Großstadt ermöglichte. Im Westen waren die Straßen über Rumburg (Rumburk) sowie die über Großschönau und Waltersdorf entsprechende Konkurrenten.

Gabler Straße

Die Gabler Straße verlief von Zittau aus in Richtung Hartau. Die verschiedenen Trassen vereinigten sich aufgrund der Geländesituation zwischen Zigeuner- und Straßberg, von wo sie dann die Hochebene des Lückendorfer Passes erreichten. Jenseits des Gebirges verlief die Straße über Lückendorf und Petersdorf weiter durch Deutsch Gabel, Niemes, Jungbunzlau (Mladá Boleslav) und Altbunzlau (Stará Boleslav), wo dann die Elbe nach Brandeis (Brandýs nad Labem) überwunden wurde.

Der älteste Nachweis einer mittelalterlichen Begehung des Lückendorfer Passes ist das Unterteil eines slawischen Topfes mit einem Bodenzeichen, das in einem kleinen Bach gefunden wurde. Nach der Passage des Böhmisches Tores in Zittau lag als erstes Hindernis die Mandau vor den Fuhrleuten. Die heutige Situation ist in diesem Stadtbereich durch die Kanalisierung der Mandau deutlich verändert. Ursprünglich zog sich zwischen dem Hospital und der Mandaukaserne die Hospitalbrücke über die Mandau. Jenseits des Flusses lag die Zittauer Viehweide. Johann von Guben erwähnt die Brücke im Zusammenhang mit einer Fehde mit



Fragment eines spätslawischen Topfes mit Wellenlinien als Verzierung und einer Marke auf dem Gefäßboden, das Kinder 1954 nahe der Gabler Straße fanden
 Städtische Museen Zittau
 Foto: Gunter Oettel



Hospitalbrücke in Zittau, Ansicht des Zustands um 1800, Farblithographie von Constantin Martin, um 1860. Die 1880 abgebrochene Brücke der Straße nach Böhmen unmittelbar am Hospital St. Jakob. Sammlung Böhmer, Ostritz

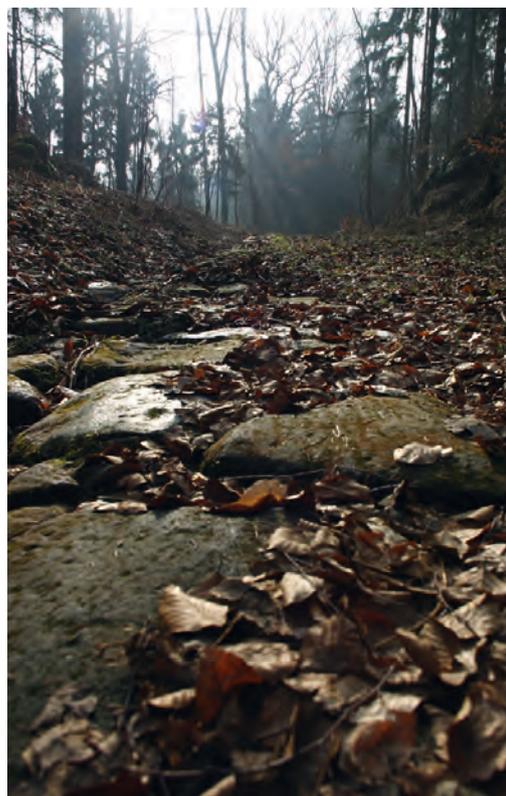
den Burggrafen zu Dohna auf Grafenstein: „dezcogen die von Donyn vf di viweyde her vor dy stat, hesinten dese burgere vf der viweyde by der Greter brucke, noch gotes geburt MCCCXXIX.“⁷ (Es zogen die von Donin auf die Viehweide vor der Stadt, hetzten die Bürger auf der Viehweide bei der Grottauer Brücke nach Gottes Geburt 1329.)

Weiter verlief die Straße in verschiedenen Trassen über Hartau und Eichgraben sowie durch den Hospitalwald zum Gebirge hin. Hohlen sind im Wald im Bereich der heutigen Straße nach Lückendorf zu finden. Möglicherweise ist Neu-Hartau das Ergebnis eines solchen alten Straßenverlaufs. Südlich des Ortsteiles ziehen sich bis heute an verschiedenen Stellen Bündel von Hohlwegen hin, die aber fast alle den Straßberg anstreben, dessen Name seine Funktion erkennen lässt. Im Verlauf der modernen Straße sieht man immer wieder die Hohlen. Bei der Verfolgung von Peter von Wartenberg und seinen Kriegsknechten 1426 durch das „spitalholz“ erwähnt Johann von Guben, dass die Zittauer sie in den hollen Wegen erreicht und besiegt haben.⁸

Kurz nach der Einmündung der Straße von Hartau in die Lückendorfer Straße zweigt die „Alte Gabler Straße“ als Forstweg von der modernen Straße ab. Diese alte Straße besteht aus einem groben Sandsteinpflaster mit deutlichen Abschleißspuren durch die Wagenräder. Die Straßendecke ist zwar stellenweise zugewachsen, trotzdem ist sie aber sehr gut erkennbar. Unterhalb des Mühlsteintisches schmiegt sich die Straße an den Felsen an, ist teilweise auch aus ihm herausgehauen. Auf der Talseite begleiten grob zugehauene Sandstein- und Basaltsäulen mit eingeschlagenen Zahlen die Straße. Johann Benedict Carpzov⁹ berichtet, dass die Stadt Zittau 1581 beschloss, einen neuen Weg durch den „Stein-Fels hinauf zu brechen, da jährlich viel Eichen und Schalholz für die Gäßliche Brücke benötigt“ wurde. Eine Renovierung und erneute Aushau-



Südlich Eichgraben verlässt die moderne Straße – seit 1848 – die Trasse der Alten Gabler Straße, um das folgende Steilstück mit einer großen Kehre zu umgehen. Beiderseits der gepflasterten alten Straße dokumentieren zahlreiche Hohlen einen noch älteren Straßenhorizont. Foto: Gunter Oettel



Pflaster der Alten Gabler Straße
Foto: Gunter Oettel

7 Johannes von Guben (wie Anm. 1), S. 7.

8 Johannes von Guben (wie Anm. 1), S. 60 f.

9 Johann Benedict Carpzov: *Analecta Fastorum Zittaviensium oder historischer Schauplatz der löblichen alten Sechs-Stadt des Marggrafthums Ober-Lausitz Zittau [...]*, Leipzig 1716, Teil 4, S. 149.



Ausweichstelle mit nummerierten Steinsäulen unterhalb des Mühlsteintisches, rechts unten die heutige Straße
Foto: Gunter Oettel

ung dieser Straße erfolgte 1716. Unter dieser Stelle ist der ausgebaute Bereich unterhalb des Mühlsteintisches zu verstehen, da der Straßenverlauf nur dort eindeutig aus dem Fels gehauen ist. Wenn dieser Bereich noch genauer zu begrenzen wäre, würde das heißen, dass alle Hohlen, die dadurch abgeschnitten werden, wie beispielsweise die unmittelbar unter dem ausgebauten Abschnitt, älter als 1581 sind. Beachtenswert ist der relativ steile Verlauf der Straße. Um diese Steigung auszugleichen, erfolgte 1848 der Bau einer großen Kehre, die durch eine größere Länge den Steigungswinkel verringerte. Sicherlich gab es im Verlauf der „Alten Gabler Straße“ bereits mittelalterliche Hohlwege. Mit zunehmender Entwicklung des Verkehrs und des zu transportierenden Warenaufkommens waren irgendwann die unbefestigten Straßen nicht mehr zeitgemäß. Aus diesem Grund ging man dazu über, sie als Chaussee auszubauen. Sie wurden geschottert oder erhielten ein Pflaster und seitlich Straßengräben. Verschiedentlich begleiteten auch Bäume diese neuzeitlichen Straßen. Wann die Befestigung der Straße nach Gabel erfolgte, muss noch ermittelt werden. Auf der Straße sind die gepflasterten Abschlüge noch sehr gut zu sehen, die das Regenwasser von der Straße leiten sollten. Vor allem bei unbefestigten Straßen war die Pflege dieser Abschlüge sehr wichtig.

Am Mühlsteintisch kommen die Alte Gabler Straße und die moderne Straße wieder zusammen. Hier lässt die Geländesituation für den Straßenverlauf keinen Spielraum als diesen Pass. Es gibt keine günstigere Stelle für eine Befestigung zur Kontrolle der Straße und der Einnahme des Zolles. Für fast hundert Jahre hat dann auch die Burg Karlsfried diese Aufgabe erfüllt, bis sich die Befestigung für die Straße als nachteilig herausstellte.

Burg Karlsfried

Wenige hundert Meter oberhalb des Mühlsteintisches engen die Ausläufer des Straßbergs und des Zigeunerbergs die Möglichkeiten für den Straßen-

verlauf erneut ein. Der böhmische König Karl IV. ließ an dieser Stelle eine Burg errichten. Johann von Guben berichtet dazu: „Do noch M.CCC.LVII iar, v. Kal. Augusti, liz keyser Karil buwen Karlzvirid, daz huz vf dem gebirge; daz buwte eyn ritter, der hiz Vlrich Cista, vm daz das arme lute deste sichire czogen ober daz gebirge.“ (Da nach, am 9. August 1357, ließ Kaiser Karl bauen den Karlsfried, das Haus auf dem Gebirge, das ein Ritter baute, der Ulrich Čista hieß, damit arme Leute desto sicherer zogen über das Gebirge.)¹⁰

Die wenigen Ruinen des Karlsfried verstecken sich heute auf einer Felsgruppe östlich der Lückendorfer Straße gegenüber der kleinen Rasthütte. Die Burg bestand aus einem ummauerten Hof, in den man von Süden über einen sanft ansteigenden Weg gelangte, der seinen Anfang im Bereich eines kleinen Parkplatzes an der Lückendorfer Straße nimmt. Der eigentliche Zugang zur Burg führte durch eine ausgehauene Felspalte. Westlich dieses Tores stand auf einem Felsen ein kleiner Turm oder ein anderes Gebäude zu seinem Schutz, von dem wenige Mauerreste zeugen. Der Burghof zeigt sich heute als stark nach Westen abfallendes Gelände. Möglicherweise war er nie eingeebnet worden, sondern bestand aus einer Holzkonstruktion. Nördlich über dem Hof erhob sich auf einem Felsstock das Hauptgebäude der Burg und ein Bergfried.

Mehrfach hat es Ausgrabungen auf der Burg und in ihrem Umfeld gegeben. 1928 erschien in den „Zittauer Geschichtsblättern“ ein Beitrag von Hans Hoster und Reinhard Müller über Untersuchungen, die beide 1926 und 1927 am Karlsfried vorgenommen hatten.¹¹ Leider sind die Ergebnisse nur schwer zu überprüfen; es wurde vor allem gebohrt, um Mauerverläufe zu ermitteln. Besonders begründet sind die Zweifel bezüglich des sogenannten unteren Burghofes, durch den die Straße führte. Hoster und Müller plädieren für einen Verlauf der Straße direkt unterhalb der Burg mit zwei Toren in den Burghof. Sie sprechen von erkennbaren Grundsteinen, die eine Torweite von zwei Metern erkennen lassen. Die Fundstücke dieser Untersuchungen – behauene Gewändeteile von Fenstern und Türen, Scherben von Keramikgefäßen und Ofenkacheln sowie wenige Eisenreste – sind seinerzeit in das Zittauer Museum gelangt, dort aber nicht nachweisbar.

Von der Burg hatte man Sichtkontakt nach Zittau und konnte vor allem die sich westlich anschlie-



Burg Karlsfried, Turmstumpf
Foto: Gunter Oettel



ßende Senke mit der Straße überblicken und notfalls auch beschießen. Seinerzeit war sie unbewaldet. Direkt gegenüber der Burg schneidet eine Straßensperre aus einem Wall mit Graben die mittelalterlichen Hohlwege. Obwohl kein Nachweis über seine Errichtung vorliegt, ist er nur im Zusammenhang mit der Burg zu verstehen. Er zwingt die gefächerten Straßenverläufe in einen einzigen direkt vor der Burg, wo Zoll und Geleit zu zahlen waren. Der Wall der Straßensperre war sicherlich durch eine Dornenhecke bekrönt und zog sich soweit den Hang des Zigeunerberges hinauf, wie Fuhrwerke hätten fahren können.

Der Karlsfried erfüllte seine Funktionen bis 1424. In diesem Jahr eroberte ein Heer der Hussiten die Burg und brannte sie ab. Johann von Guben schildert dieses Ereignis mit folgenden Worten: „Item Anno domini etc. in dem XXIII jare [1424] an der bekehrunge sente Pauls, qwam der Botczko mit VIIc [700] pferden vnd VIIIIm [7.000] drabanten of das gebirge den Gebler [...] vnd ere einen, genant Sleffer, der selbeilfte [zu elft] vf den Karlsfride qwome, abteydingt, die mitegefangen wurden ire funfzen ader sechzehen die nazen abgesnyten, die bede dawmen abgehawen, vnd die anderen alle vorbrant; vnd also herrschte derselbe Botczko [von Podiebrad, der Onkel König Georgs von Podiebrad] drey tage vmb dies stat“¹² Der Karlsfried war zerstört und seine Besatzung grausam verstümmelt worden.

Nach der Vertreibung der Hussiten erfolgte ein Wiederaufbau. Die Burg gelangte dann in adligen Besitz. 1441 kauften die „Sechslände“, also nicht nur die Städte des Sechsstädtebundes, sondern die gesamte Oberlausitz, den Karlsfried von Jon von Wartenberg.¹³ In einer Burg in adligem Besitz sah nicht nur Zittau, sondern alle Städte eine große Gefahr. Bereits 1442 ließen die Städte die Burg

abbrechen.¹⁴ Der Zoll sowie Geleit waren von da ab in Zittau zu entrichten.

Die Bedeutung des Karlsfried zeigte sich auch daran, dass die Stadt Zittau mehrfach die Landvogtei, die Burgen Oybin und Karlsfried sowie die Zölle in Zittau und auf dem Gebler pachtete. So notiert der Zittauer Stadtschreiber in seinem Stadtbuch: „Anno domini MCCCLXIII wart desin schepphin vnd rathe dy lantvooyth vnd di pflege deseß wuchbildes vnd dy huzere Karlsfride vnd ouch Owyn vnd dy czolle beyde in der stat vnd vf dem gebler

Zeichnerische Rekonstruktion der Burg Karlsfried von Carl Brantl, 1836. Die hypothetische Rekonstruktion der Burg ist so oder ähnlich durchaus denkbar. Keine Belege gibt es allerdings für den ummauerten Zollhof. Städtische Museen Zittau (Foto: Jürgen Matschie)



- 12 Johannes von Guben (wie Anm. 1), S. 59 f.
 13 Richard Jecht (Hrsg.): Codex diplomaticus Lusatiae superioris IV, umfassend die Oberlausitzer Urkunden unter König Albrecht II. und Ladislaus Posthumus 1438–1457, Görlitz 1912–1926 (folgend CDLS IV), S. 195; nach Carpvov 1716 (wie Anm. 9), S. 155.
 14 CDLS IV, S. 172.

Blick entlang des Walles und des Grabens der Straßensperre über die Gabler Straße zum Karlsfried
 Foto: Gunter Oettel

- 15 Johannes von Guben (wie Anm. 1), S. 16 f. ZUB, Reg. 277
- 16 Johannes von Guben (wie Anm. 1), S. 30-32.
- 17 Ernst Alwin Seeliger: Grenzberichtigung bei Lückendorf im Jahre 1592, in: Zittauer Geschichtsblätter 6 (1929), 2, S. 43 f.
- 18 ZUB, Reg. 589.
- 19 ZUB, Reg. 863.
- 20 Der Zoll in Niemes/Mimoň 1371, in: Für Krone, Salz und Kelch. Wege von Prag nach Zittau (Zittauer Geschichtsblätter 45), Görlitz/Zittau 2011, S. 62-63; Mitteilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs 15 (1892), S. 239-241; ZUB, Reg. 338.
- 21 ZUB, Reg. 167; nach einem verlorenen Original, vgl. Carpzov 1716 (wie Anm. 9), Teil 2, S. 179.
- 22 ZUB, Reg. 257; Original im Archiv des Kapitels Vyšehrad, vgl. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 18 (1888), S. 148; vgl. auch Joachim Prochno: Die Straße über das Zittauer Gebirge, in: Zittauer Geschichtsblätter 17 (1941), S. 9 f.

bevolen czu Budissin“.¹⁵ (Im Jahre des Herrn 1364 wurde den Schöpffen und dem Rat die Landvogtei und die Pflege dieses Weichbildes und auch die Burgen Karlsfried und Oybin und die beiden Zölle in der Stadt und auf dem Gäbler). Auch 1368 zahlte die Stadt für die gepachteten Zölle mehrfach an den Kaiser, macht damit aber Verlust, da die Zölle weniger eingebracht hatten, als an den Kaiser zu zahlen war.¹⁶

Der weitere Straßenverlauf über den Kamm

Südlich des Karlsfried steigt die Straße weiter zum Lückendorfer Pass an. Tief ausgespülte Hohlen vor allem westlich der Straße markieren ihren Verlauf. Die Passhöhe wird bei 492 Meter erreicht. Der Bereich oberhalb des Karlsfried heißt Vogeldrussel. Das bedeutet eigentlich Wagentrossel, Synonyme sind Bremsberg, Hemmschuh. Weiter sind die Hohlwege im Bereich des Langengrund-Weges bis heute sichtbar. Lückendorf gehörte ursprünglich zur Herrschaft Lämberg (Lemberk).¹⁷ 1391 besitzt das Hospital St. Jakob in Zittau Zinse im Dorf,¹⁸ 1404 kauft die Stadt Zittau den restlichen Ort.¹⁹ Hier handelt es sich offensichtlich nicht nur um den Kauf eines Dorfes. Mit der Ausweitung des städtischen Grundbesitzes entlang der Straße und vor allem jenseits des Lückendorfer Passes erweitert Zittau auch seinen unmittelbaren Einfluss auf die Straße. Die Stadt kann dadurch vor allem die Anlage von straßenschädlichen Burgen unterbinden und zumindest einen Teil der Nebenwege, die die Gabler Straße umgehen, unter Kontrolle bringen.

Ein Hohlenbündel zeigt sich am Ringelshainer Weg und führt in Richtung Petersdorf. Auf der

Kammfläche verschwinden die Straßenspuren. Sie trafen wohl nahe des Forsthauses auf die Gabler Straße. Die Straße über Lückendorf kontrollierten der Karlsfried und der Falkenberg nahe Petersdorf. Der Falkenberg gehörte zur Herrschaft Gabel und ist 1347 errichtet worden. Auch diese Burg versuchte der Sechsstädtebund unter seine Kontrolle zu bringen.

Von Petersdorf zog sich die Straße weiter nach Gabel hin, das der Straße und zeitweise sogar dem Gebirge den Namen gegeben hatte. Die nächste Station war dann Nimes, das mit einem Zoll privilegiert war. Karl IV. bestätigt 1371 den Brüdern Johann und Wenzel von Wartenberg den Zoll an der zu dieser Zeit einzigen erlaubten Straße von Böhmen nach Zittau. Die Zolltarife sind erst kürzlich erneut veröffentlicht worden.²⁰

Die Unterhaltung der Gabler Straße

Im Jahre 1348 gewährte Karl IV. den Zittauer Bürgern das Recht, von jedem durchkommenden zollpflichtigen Pferd einen Heller Zoll zur Pflasterung der Straßen sowie zur Erhaltung der Wege und Brücken zu erheben.²¹ Spätestens mit dem Bau der Burg Karlsfried 1357 unterstrich der böhmische König die Bedeutung der Gabler Straße. Nur vier Jahre später, 1361, erließ er genaue Vorschriften über die Instandhaltung der Straße.

Der König verwies darauf, „dass es der Krone unseres Landes [Böhmen] bei weitem nützlicher ist, wenn die alte und von alters durch Wagen und andere Fahrzeuge gebrauchte Straße, die von der Stadt Gabel durch das Gebirge Gäbler nach Zittau führt, befahren wird, als wenn neue Übergänge durch schlaue Kaufleute gesucht werden. Und es ist zugleich in derselben Beratung bestimmt worden, dass zur Verbesserung und Verbreiterung dieser Straße auf beiden Seiten des Weges das Gebüsch, Gesträuch und Gestrüpp entfernt und völlig beseitigt wird in der Breite, wie der Wurf eines großen Steines reicht, den eine Manneshand umfassen und heben kann, der die Finger und Handfläche ausfüllt und nach beiden Seiten (der Straße) geworfen wird. Weil es aber nichts nützt, zu beraten und die Geschäfte des Reiches vernünftig abzuwägen, wenn nicht die Ratschläge mit passenden Maßnahmen zum Vollzug gebracht werden, befehlen wir allen und jedem, wes Standes und welcher Herkunft er sei, der durch diese Gegend mit Wagen oder anderen Fahrzeugen kommt, und auch Fußgängern, ausdrücklich und bestimmt, dass sie keine andere Straße zwischen diesen Orten benutzen und unser besagter Befehl ewig und unverletzlich gehalten werde, indem wir dazu auf Rat und Beschluss und Meinung unserer Edlen die Straße bestimmen, dass jeder Wagen der zwischen diesen Städten in dem Gebiet des edlen Herrn Hasco von Lämberg, genannt von Sweretitz, von ihm oder seinen Untertanen gefunden wird, dafür eines Rades beraubt werde, das durch den genannten Hasco oder seine Untertanen von allen



Das umgesetzte Steinkreuz bei Eichgraben, das vermutlich an die Stiftung Hans Glänzels und seiner Ehefrau für die Straße erinnert.
Foto: Gunter Oettel

durchziehenden Wagen entfernt werden soll, ohne dass irgend welche anderen Dinge verfallen sein sollen. Und wir wollen, dass das Recht, diese Strafe zu fordern auf ewig auf die Erben und Nachfolger des genannten Hasco ausgedehnt werde. Wenn aber jemand leichtfertig wagt, sich dieser Pfändung zu widersetzen, möge er wissen, dass er unsern und unsern Nachfolger schwersten Zorn auf sich lädt. Und außerdem befahlen wir allen und jedem Fürsten, Grafen, Freiherrn, Ritter, Gemeinden, Richtern und Beamten in unserem Reiche Böhmen, unsern lieben Getreuen, fest und eindringlich, dass sie dem oft genannten Hasco und seinen Erben und Nachfolgern helfen in der Ausführung des Besagten, so oft er es von ihnen oder einem von ihnen verlangen wird. [...]»²²

Seelgeräte, also Stiftungen zum Seelenheil Verstorbener, gab es auch zum Unterhalt von Straßen und Brücken. 1383 stiftete Catharina Crossen in ihrem letzten Willen zwei Mark zur Besserung des Steinwegs nach Gabel sowie eine Mark für den nach Hirschfelde. Hans Glänzel, Bürger zu Kuttenberg und seine Frau stifteten wegen der Gebrechen an der Straße am Gäbler über das Gebirge und wegen ihrer Vorliebe für Zittau insgesamt 70 Schock jährlicher Zinsen zur Haltung, Bauung und Besserung der Straße auf dem Stadtgebiet Zittaus. Bürgermeister und Rat von Zittau verpflichteten sich 1392, für den Stifter nach dessen Tod ein Steinkreuz an der Straße zu setzen. Das umgesetzte Kreuz befindet sich heute an einem Waldweg nahe der Gabler Straße.²³ Vor allem aus der Stiftung von Catharina Crossen geht unzweifelhaft hervor, dass zumindest Teile der Gabler Straße gepflastert waren. Es könnte sich um einen stadtnahen Abschnitt der Straße gehandelt haben, möglicherweise in der Mandauaue.

1415²⁴ erfolgte eine Vereinbarung zwischen den Sechsstädten, Dresden und Großhain sowie Mitgliedern der Familie Berka von Duba im Beisein von Markgraf Wilhelm I. von Meißen, dass die verbundenen Wagen den Weg über Zittau zu nehmen hatten und dass durch das Herrschaftsgebiet der Berka lediglich Karren fahren durften. Da das hochwertigere Handelsgut in den Wagen transportiert wurde, profitierten die Städte von dieser Festlegung.

Die Gabler Straße war also von der Elbe bis zum Isergebirge die einzige gestattete Straße. Damit konzentriert sich der gesamte Verkehr von der Ostsee und Schlesien auf Zittau und die Gabler Straße.

Leipaer Straße

Die Verläufe der Leipaer Straße nahe Zittau sind zumindest nahe der Stadt nicht eindeutig zu fassen. Sie hat ihre Trasse grundsätzlich gewechselt. Die Ursprünge der Stadt Zittau lagen im Bereich der Burgmühle, wo auch die von Johann von Guben erwähnten Kretschame zu suchen sind. Von



hier aus lief die Straße nach Pethau, wo sie die Mandau querte, weiter zwischen Bertsdorf und Hörnitz in Richtung Olbersdorf. Mit der Gründung der mittelalterlichen Rechtsstadt Zittau verlor das Suburbium nahe der Burg der Herren von Zittau seine Funktion. In diesem Zusammenhang erhielt auch die Straße nach Leipa einen neuen Verlauf durch das Böhmisches Tor in Richtung Oybin.²⁵

Die Leipaer Straße ging von Zittau nach Süden und erreichte an der heutigen Ortsgrenze von Olbersdorf zu Niederoybin das Gebirge. Die Straße zog sich zwischen Ameisen- und Jonsberg weiter zum Gebirgskamm, den sie nördlich des sogenannten Sterns zwischen Hain und Jonsdorf im Bereich des Schanzendorfer Passes erreichte. Ab Niederoybin sind im Verlauf der Forststraße mal rechts und mal links oder auch zu beiden Seiten tief ausgefahrene Hohlen zu erkennen, die bis zur Schwarzen Pfütze nordöstlich Hain zu verfolgen sind. Jenseits des Kammes verlief sie über Schanzendorf (Valy), Krombach (Kropmarch), Zwickau (Cvikov) weiter in Richtung Böhmisches Leipa. Heute zeigt sich die Straße von Olbersdorf bis zum Stern als ausgebaute Froststraße, die an verschiedenen Stellen noch Pflasterung bzw. sehr grobe Schotterung erahnen lässt. Aus dem Zittauer Diensturbarium von 1798²⁶ geht hervor, dass die Straße im ausgehenden 18. Jahrhundert noch als solche genutzt wurde, da die Olbersdorfer Bauern, Gärtner und Häusler für den Bau und die Erhaltung der Straße und für das Auswerfen des Schnees vom Anfang des Dorfes bis zur böhmischen Grenze, also bis über den Stern hinweg, zuständig waren. Dem Schutz der Straße und als Stützpunkt für die Geleitsleute diente u. a. die Burg Mühlstein.²⁷

Neue Erkenntnisse zu den alten Straßen sowie zur Ruine Karlsfried wird die Begleitpublikation zur Ausstellung „Gemeinsam stark? Zittau und der Sechsstädtebund“ 2021 im Zittauer Museum bieten.

Die östlichen Umfassungsmauern der weitgehend zerstörten Burg Mühlstein, die auch der Straßen-sicherung diente.

Foto: Gunter Oettel

23 Joachim Prochno: Straßen- und Brückenbau als Seelgerät im späten Mittelalter in der Oberlausitz, In: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 32 (1939), S. 37-41.

24 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10001 Ältere Urkunden, OU 8500; ZUB, Reg. 1180a; vgl. Rainer Aurig/Steffen Herzog: Mittelalterliche und neuzeitliche sächsisch-böhmische Verkehrsverbindungen zwischen Freiburger Mulde und Neiße. In: Čechy a Sasko v proměně dějin, Ústí nad Labem 1993, S. 391-403, hier S. 399 f.

25 Ernst Alwin Seeliger: Die Stadt Zittau im 13. Jahrhundert. In: Zittauer Geschichtsblätter 10 (1933), S. 30.

26 Diensturbarium (wie Anm. 4), S. 30, 35.

27 Zum Mühlstein vgl. František Gabriel/Jaroslav Panáček: Hrad Milštejn, in: Bezděz 4 (1996), S. 17-35.

Autor
Dr. Gunter Oettel
Görlitz



Modell des Zittauer Komturhofs vor dem Abbruch, 1934 von Richard Biese, heute im Kulturhistorischen Museum Franziskanerkloster Zittau
Städtische Museen Zittau

Die Johanniterkommenden in Zittau und Hirschfelde

Petr Hrachovec

1 Der vorliegende Text stützt sich vor allem auf Petr Hrachovec: Die Zittauer und ihre Kirchen (1300–1600). Zum Wandel religiöser Stiftungen während der Reformation, Leipzig 2019 sowie Petr Hrachovec: Zum zehenden beweisen mir die von der Zittau die unnachbarschaft. Die Aufhebung der Johanniterkommenden im Zittauer Land (ca. 1521–1571), in: Enno Bünz/Dirk Martin Mütze/Sabine Zinsmeyer (Hrsg.): Neue Forschungen zu sächsischen Klöstern. Ergebnisse und Perspektiven der Arbeit am Sächsischen Klosterbuch, Leipzig 2020, S. 229-294; wo sich auch die meisten Referenzen zu den vorliegenden Ausführungen befinden; vgl. zur Zittauer Johanniskirche noch Gerhard Große (Hrsg.): Sankt Johannes Zittau. Kirche, Kulturstätte, Baudenkmal. Eine kulturhistorische Dokumentation über die Johanniskirche von den Anfängen bis zur Gegenwart, Zittau 2016.

Im Unterschied zu den St. Marienthaler Zisterzienserinnen bzw. den noch heute imposanten Bauten der im 16. Jahrhundert infolge der Reformation ‚aufgehobenen‘ Zittauer Franziskaner und der Oybiner Cölestiner scheint die einstige Präsenz zweier Konvente – sogenannter Kommenden – der Johanniter in Zittau und Hirschfelde, die auch im Zuge der Reformation des 16. Jahrhunderts untergegangen waren, stark verblasst zu sein. Diese Tatsache ist sicher darauf zurückzuführen, dass der bedeutendste Bau der Zittauer Johanniter, die Johanniskirche (die einzige Stadtpfarrkirche Zittaus) – im Siebenjährigen Krieg (1757) komplett ausgebrannt war, worauf sie niedergerissen wurde, wobei an ihrer Stelle bis 1837 der noch heute den Nordteil des Zittauer Marktes dominierende klassizistische Schinkel’sche Neubau errichtet wurde, der jedoch nur wenig – abgesehen von seinen beträchtlichen, die alte Johanniskirche kopierenden Ausmaßen – an einen mittelalterlichen Bau erinnert.¹

Die Anfänge des Johanniterordens im Zittauer Land

Die erste überlieferte Quelle von 1275 über die Johanniter im Zittauer Land erwähnt noch keine Ordenshäuser, geschweige konkrete Ordens-

personen, sondern nur einen Tausch des Johanniterdorfes Herrendorf (spätere Zittauer Viehweide) gegen eine Rente von der Stadt Zittau.² Für eine noch frühere Präsenz des Ordens auf dem Gebiet Zittaus sprechen nach Marius Winzler auch die frühgotischen architektonischen Formen der vorstädtischen Zittauer Frauenkirche, die wohl kurz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet wurde. Der Orden kann also schon in der Regierungszeit des Königs Přemysl Ottokars II. (1253–1278) im Zittauer Land als Besitzer zahlreicher Ländereien anwesend gewesen sein, doch ohne ein Ordenshaus vor Ort errichtet zu haben,³ denn man erfährt erst bei der zweiten sicheren Erwähnung der Johanniter im Zittauer Land vom Jahr 1291 unter anderem über den ersten Pfarrer der Zittauer Johanniskirche, einen gewissen Friedrich, der auch Mitglied des Zittauer Johanniterkonvents war. Ein Zittauer Komtur namens Arnold, der Vorsteher der Zittauer Kommende, wurde 1303 erstmals schriftlich erwähnt. Erst solche Quellennachweise vom späten 13. und frühen 14. Jahrhundert deuten dabei – in Form von Bauablässen, Schenkungen von Stadthäusern bzw. Hofstätten u. a. Immobilien – auf einen Aufbau der ‚geistlichen Infrastruktur‘ des Ordens vor Ort; wie der Stadtpfarrkirche, der Kommende sowie einer (eher städti-

schen als ‚johannitischen‘ Partikularschule. Woher jedoch die ersten Johanniter nach Zittau kamen, d. h. welche unter den benachbarten Kommenden der ‚Mutterkonvent‘ des Zittauer Ordenshauses gewesen sein mag, lässt sich anhand der unzulänglichen Überlieferung nicht sagen.⁴

Die Johanniter im Heiligen Land

Das oben genannte Jahr 1291 markierte dabei einen Wendepunkt in der Geschichte des Ordens, als einer der letzten christlichen Vorposten im Heiligen Land, die Stadt Akkon (bei Haifa, heute im nördlichen Israel) in die Hand der ägyptischen Mamluken gefallen war, womit die fast zweihundertjährige Herrschaft der westlichen Kreuzfahrer in der Levante (der östlichen Mittelmeerküste) endete. Dies stellte eine tiefe Zäsur nicht nur für die Johanniter, sondern auch für andere geistlichen Ritterorden (wie z. B. Templer) dar, die eine neue Daseinsberechtigung vor der ‚Öffentlichkeit‘ des Abendlands finden mussten. Im Fall der Johanniter, die ihren Schwerpunkt im östlichen Mittelmeer behielten, blieb es weiterhin der Kampf gegen die Muslime (den ägyptischen Sultan sowie die immer stärker werdenden osmanischen Türken), und zwar zuerst (um 1300) von Zypern aus und seit dem frühen 14. Jahrhundert dann von Rhodos (bis 1522) aus; von 1530 bis 1798 schließlich von Malta aus.

Die Johanniter als geistlicher Ritterorden

Obschon die Johanniter ein geistlicher Ritterorden waren, spielten die bewaffneten Religiösen unter den Zittauer Johannitern gar keine Rolle, denn im Mittelalter handelte es sich um eine reine Priesterkommende, die in großer Anzahl im Böhmisches (Groß-)Priorat, zu welchem auch Zittau und Hirschfelde gehörten, im 13. und zum Teil auch im 14. Jahrhundert bei den meistens städtischen Pfarrkirchen gegründet worden waren. Die Kommenden besaßen jeweils auch das Patronatsrecht über die Pfarrkirchen, was unter anderem bedeutete, dass die Zittauer Stadtpfarrei mit einem Ordenspriester zu besetzen war. Das ganze 13. Jahrhundert stand – nicht nur bei den Johannitern – schon im Zeichen eines Rückzugs aus dem Heiligen Land, sodass die im Zuge der ersten (und erfolgreichen) Kreuzzüge errichteten Orden allmählich den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit nach Europa verlagern mussten, wo sie im Unterschied zur Lage im 12. Jahrhundert ein dichteres Netz an Konventen aufbauten. Vor allem für die Johanniter im Mitteleuropa war es dabei typisch, dass sie sich intensiv an die Pfarrseelsorge orientierten, was ein starkes Übergewicht der Ordenspriester zuungunsten der Ordensritter im Unterschied z. B. zu den (Groß-)Prioraten in West- und Südeuropa zur Folge hatte. In den umliegenden Städten gewannen die Johanniter z. B. das Patro-



natsrecht zu den schlesischen Stadtpfarrkirchen in Striegau (Strzegom; ca. 1243) Goldberg (Złotoryja; spätestens 1267), Brieg (Brzeg; 1280), Löwenberg (Lwówek Śląski; 1281), Cosel (Kozle; ca. 1300), Reichenbach (Dzierżoniów; 1338) u. a., wo ähnliche Priesterkommende wie in Zittau neu errichtet bzw. wohin die älteren Landkommenden transloziert wurden – meistens in der Zeit, im späten 13. Jahrhundert, als auch die Zittauer Johanniterkommende gegründet wurde.⁵

In der Zittauer sowie Hirschfelder Kommenden lebten deshalb im Spätmittelalter keine Ordensritter, nicht einmal scheinen sie eine der beiden Kommenden für ihren Alterssitz gewählt zu haben. Dies bedeutet nicht, dass es unter den Zittauer oder Hirschfelder Johannitern keine Adligen gegeben hätte, doch auch diese waren nur Ordenspriester und keine Ordensritter. Die Lage änderte sich erst mit den beiden letzten Komturen vom böhmischen Hochadel, Haimann Berka von Dubá (um 1540) sowie Christoph von Wartenberg (1543–1571), wobei der zweitgenannten sogar in die Würde des böhmischen (Groß-) Priors (1578–1590) emporstieg, als es infolge der Reformation zu einem raschen Zusammenbruch des Standes der Ordenspriester gekommen war, sodass seitdem bis in die modernen Zeiten die Ritter eine wesentlich wichtigere Rolle spielten.⁶

Es war einfacher, einen Konvent der Regulargeistlichen bei den neu errichteten Stadtpfarrkirchen zu gründen, da die Anzahl der Ordenspriester bei Bedarf flexibler vergrößert oder verringert werden konnte, als es bei den Säkularpriestern der Fall gewesen wäre, für die dem kanonischen Recht zufolge immer eine Pfründe errichtet werden musste. Derart mag auch die – 1352 erstmals belegte – Kommende in Hirschfelde entstanden sein, die ursprünglich wohl ein (unselbstständiges) membrum der Zittauer ‚Mutterkommende‘ – einen Nebenkonzent zur Unterbringung überzähliger Ordensbrüder – gebildet haben mag, was man an vielen Orten des Böhmisches (Groß-) Priorats

Zittauer Johanniter im Chorgebet, Buchmalerei (Initiale) in einer Handschrift von 1435

Christian-Weise-Bibliothek Zittau, Wissenschaftlicher und Heimatgeschichtlicher Altbestand, Mscr. A V, fol. 249r.

- 2 Vgl. Hrachovec 2019 (wie Anm. 1), S. 108 f., 123.
- 3 Vgl. ebenda, S. 166 f.; Marius Winzeler: Die Zittauer Frauenkirche – ein königlicher Bau aus der Zeit Přemysl Otakars II., in: Jan Chlíbač/Zoë Opačič (Hrsg.): Setkávání. Studie o středověkém umění věnované Kláre Benešovské [Begegnungen. Studien über die mittelalterliche Kunst für Klára Benešovská], Praha 2015, S. 454–470, bes. S. 466, 469 f.
- 4 Zu den Anfängen der Zittauer Johanniterkommende vgl. Hrachovec 2019 (wie Anm. 1), S. 108 f.
- 5 Dazu Maria Starnawka: The Hospitallers in Medieval Poland, in: Przemysław Dales/Przemysław Mrozowski (Hrsg.): The Orders of St. John and their Ties with Polish Territories, Warsaw 2014, S. 113–148, hier S. 122 f., 141–143.
- 6 Vgl. Hrachovec 2019 (wie Anm. 1), S. 120; Hrachovec 2020 (wie Anm. 1), S. 413–415.

- 7 Dazu mit weiterführender Literatur Hrachovec 2019 (wie Anm. 1), S. 110, 131.
- 8 Zur Gliederung des Böhmisches (Groß-)Priorats vgl. Karl Borchardt: Die Johanniter und ihre Balleien in Deutschland während des Mittelalters, in: Christian Gahlbeck/Heinz-Dieter Heimann/Dirk Schumann (Hrsg.): Regionalität und Transfergeschichte. Ritterordenskommenden der Temppler und Johanniter im nord-östlichen Deutschland und in Polen, Berlin 2014, S. 63-76, hier S. 68.
- 9 Vgl. Hrachovec 2019 (wie Anm. 1), S. 110-112, 114.

nachweisen kann, das jedoch bald zu einer, wenn auch kleinen selbständigen Kommende wurde und bis in die Reformationszeit überlebte.⁷ 1373 umfasste der Hirschfelder Konvent nur drei Regulargeistliche.

Die Stellung der Zittauer und Hirschfelder Johanniter in den Strukturen des Ordens

Zittau und Hirschfelde bildeten einen Bestandteil des Böhmisches (Groß-)Priorats, dessen Vorgesetzte, die böhmischen (Groß-)Priore, zuerst meistens in Prag und seit dem frühen 15. bis zum späten 17. Jahrhundert im südböhmischen Strakonice (Strakonitz) residierten, die daher auch Patrone beider Pfarrkirchen waren; d. h. Personen, die dem Erzbischof von Prag die Kandidaten für die Pfarrstellen in Zittau und Hirschfelde vorschlugen. Das Böhmisches (Groß-)Priorat erstreckte sich – nach der Stabilisierung der Grenzen zu benachbarten (Groß-)Prioraten im Lauf des 14. Jahrhundert – vom heutigen nördlichen Polen bis an die nördliche Adria. Im Unterschied zum benachbarten Deutschen (Groß-)Priorat des Johanniterordens bzw. zu den Organisationsstrukturen des Deutschen Ordens gab es im Böhmisches (Groß-)Priorat keine feste und langfristig existierende territoriale Untergliederung, sogenannte Balleien. Trotzdem bildete sich eine solche Struktur wenigstens in Ansätzen, da die organisatorischen Angelegenheiten wegen der schier räumlichen Dimensionen des (Groß-)

Priorats für die (Groß-)Prioren, die vor allem den Kernbereich des (Groß-)Priorats, d. h. Böhmen, direkt verwalteten, nur schwierig zu bewältigen gewesen wären.⁸ Mindestens zwei Zittauer Komture dienten im frühen und im späteren 15. Jahrhundert als Statthalter des (Groß-)Priors für Polen (d. h. Großpolen und Schlesien), Schlesien und Mähren, wo sie über die gleichen Befugnisse wie der (Groß-)Prior selbst verfügten. Ein weiterer Grund dafür lag auch in den Sprachbarrieren. Bereits im 14. Jahrhundert diente ein Zittauer Komtur als Bevollmächtigter des (Groß-)Priors in Angelegenheiten des österreichischen Teils des (Groß-)Priorats, da die (Groß-)Prioren, die sich meistens vom böhmischen Hochadel rekrutierten, häufig über keine für die Verwaltung des schlesischen oder österreichischen Teils der Ordensprovinz genügende Kenntnis des Deutschen verfügten.⁹

Die Zittauer Johanniter im sozialen Gefüge der Stadt

Das Hauptmerkmal der Tätigkeit des Johanniterordens in Zittau – über Hirschfelde verfügt man bis zur Reformationszeit über sehr wenig Quellauskünfte – war die Pfarrseelsorge, die nicht nur die Durchführung von Messfeiern umfasste: Bereits 1373 werden zwei Konventsprediger erwähnt, wobei schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der adlige Komtur Heinrich von Warnsdorf ein bisher unediertes und in der Bib-



Johanniskirche in Zittau vor der Zerstörung 1757, Stich nach Johann Daniel de Montalegre, 1744
Städtische Museen Zittau

liothek des Prager Metropolitankapitels aufbewahrtes Predigtwerk verfasst hatte.¹⁰ Die Kommende verfügte über eine Bibliothek, die zugleich als Kapelle in der Kommende diente, wobei bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zwei Bücherschenkungen zugunsten der Zittauer Johanniter bekannt sind. Die bisher im Altbestand der Christian-Weise-Bibliothek Zittau aufbewahrten Missale beleuchten z. T. den einstigen Reichtum an liturgischen wie theologischen Werken.¹¹ Weitere Komponente der Pfarrseelsorge bildete das heute in der evangelischen Tradition zu unrecht verpönte Ablasswesen, das jedoch vor der Reformation einen einfachen Zugang zur Gnade Gottes ermöglichte. So begegnet man auf diesem Gebiet auch in Zittau – dank des Reliquienschatzes der Johanniterkommende – den mit den Ablassgnaden eng verknüpften Heiltumsweisungen, die 1409 belegt sind. Zahlreiche Ablässe konnte ein Gläubiger in Zittau darüber hinaus ‚umsonst‘ – allein durch seine Teilnahme an vielen mit solchen Gnaden ausgestatteten Gottesdiensten – erwerben.¹² Natürlich lag vor der Reformation der Schwerpunkt des Pfarrwesens in den Messfeiern. Es konnte sich dabei um die Pfarrmessen mit der Beteiligung der Pfarrgemeinde handeln, aber auch um sogenannte Privatmessen, die an zahlreichen Seitenaltären (etwa 30 in der Pfarrkirche und etwa 36 in weiteren Kirchen in der Stadt) meistens von den Stadtbürgern gestiftet wurden. Ein solches Pensum an Gottesdiensten konnten die Zittauer Johanniter, deren Höchstanzahl etwa neun betrug, natürlich nicht allein versehen, sodass man zusätzliche Weltgeistliche, sogenannte Altaristen, benötigte, wobei sich dieser weltliche Klerus auch an zahlreichen Pfarrgottesdiensten – dem Chordienst (Stundengebet, Prozessionen, Choralgottesdienste u. a.) – beteiligen musste, wodurch sich den Glanz der Liturgie in der Zittauer Pfarrei erhöhte.¹³

Die Tätigkeit der Johanniter als Pfarrgeistliche bewirkte natürlich auch zahlreiche Streitigkeiten eben mit der Weltgeistlichkeit, doch auch mit anderen Gruppe des Regularklerus in der Stadt, etwa den Zittauer Franziskaner wegen der Einnahmen aus Begräbnissen.¹⁴ Ein weiteres Spannungsverhältnis der Zittauer Johanniter lag manchmal in ihren Beziehungen zum Zittauer Stadtrat, der im Lauf des Spätmittelalters die meisten Niederpründen (vor allem die Altaristenbenefizien) in seiner Hand vermittelte der Patronatsrechte monopolisierte und darüber hinaus versuchte er, auf die Disziplin (Observanz) im Johanniterkonvent zu achten und sie durchzusetzen. Diese Versuche, ein städtisches Kirchenregiment zu etablieren, bildeten charakteristische Züge der Kirchenpolitik der Stadträte am Ausgang des Mittelalters. Einen weiteren wichtigen Aspekt eines solchen weltlichen Einflusses auf die Kirche stellten die sogenannten Kirchenfabriken dar. Es handelte sich um Stiftungen, die sich nicht nur um den Ausbau und Unterhalt des Bau-



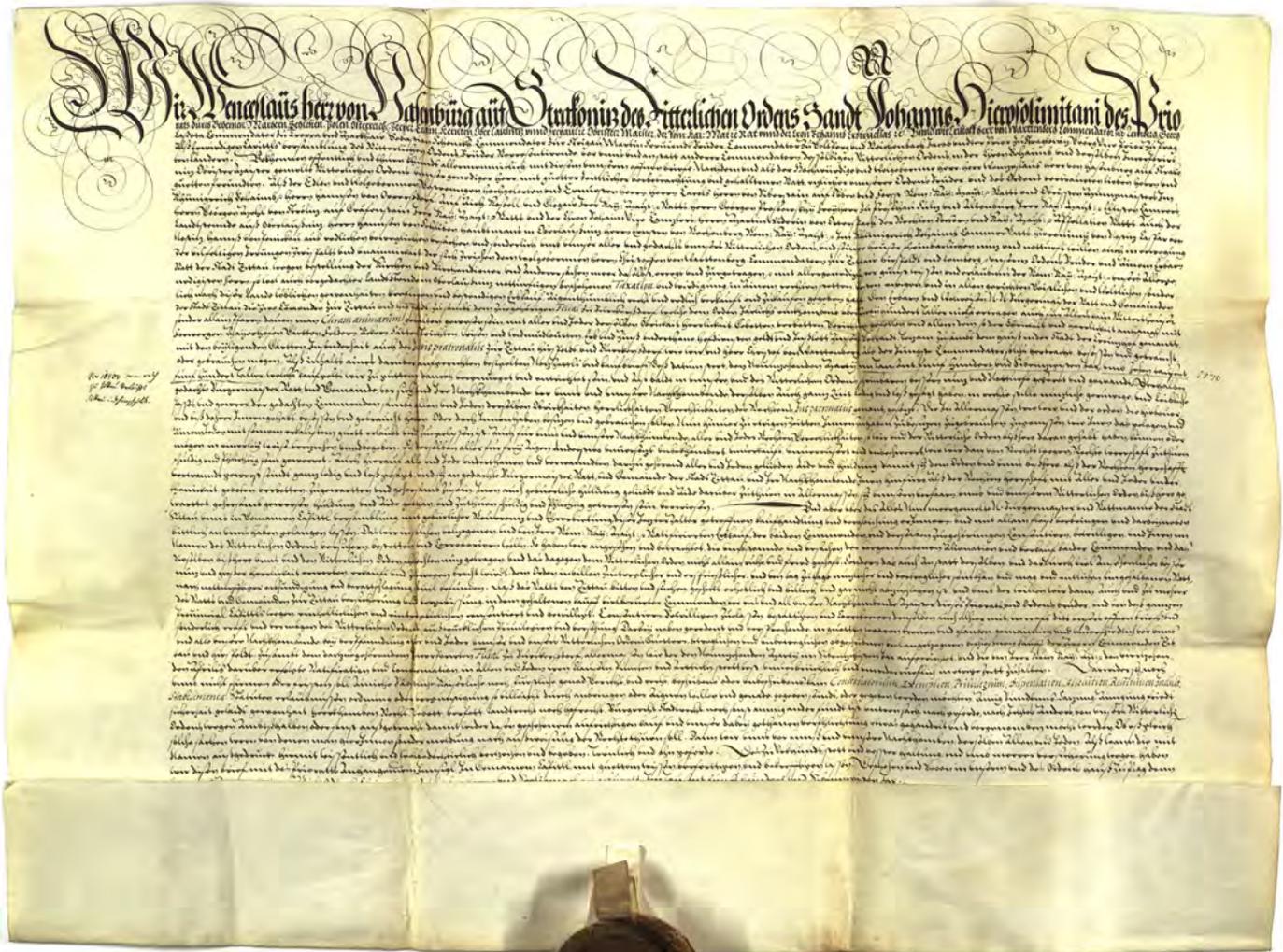
Kirche St. Peter und Paul in Hirschfelde, gotischer Chor
Foto: Peter Knüvener

es (lateinisch *fabrica*) der Kirchen, sondern auch um die Organisation der in den Kirchenmauern gefeierten Liturgie kümmerten (vor allem in finanzieller Hinsicht). Bereits vor der Reformation befand sich in Zittau – wie in vielen anderen zeitgenössischen Städten – die Verwaltung der Kirchenfabriken in der Hand des Zittauer Rates. Der Johanniterkonvent übte nur ein Kontrollrecht bei den alljährlichen Rechnungslegungen aus, doch auch in diesem Fall gemeinsam mit dem Stadtrat.¹⁵

Die Zittauer Johanniter im Strudel des reformatorischen Wandels

Bereits im 15. Jahrhundert mussten sich auch die Zittauer Johanniter mit einer religiösen Bewegung auseinandersetzen, die klosterfeindlich eingestellt war. Während des Hussitentums diente die Stadt Zittau sowie die Johanniterkommende als Zufluchtsort der katholischen Flüchtlinge aus Böhmen, einschließlich des Prager Domkapitels, die zwischen 1421 und 1437/40 von der Stadt aus die Reste der römisch-katholischen Kirche in Böhmen und Mähren verwaltete.¹⁶ Zu dieser Zeit wirkte (bis 1475/76) in Zittau auch Johann Erlar, Titularbischof des norditalienischen Bistums Grado, der in der Kapelle der Zittauer Kommende bzw. in der Pfarr- und Johanniterkirche viele römische Geistliche aus Böhmen weihte sowie mancher Zittauer Kirche Ablässe erteilte.¹⁷ Zugleich sind einige, auch wenn spärliche Belege einer Zusammenarbeit einiger Zittauer Johanniter mit den Hussiten belegt.¹⁸ Von der frühen Phase der Reformation (1520er Jahre) gibt es Belege, dass die Zittauer Johanniter die neue Lehre aktiv durchsetzten.¹⁹

- 10 Vgl. ebenda, S. 72 f., 116 f., 123, 132.
 11 Vgl. ebenda, S. 72, 80, 107, 133-135, 281, 636, 800 f.
 12 Vgl. ebenda, S. 252-254, 280, 740, 758.
 13 Vgl. ebenda, bes. S. 198-255, 753-803.
 14 Vgl. ebenda, S. 105, 136, 151 f., 159 f., 244 f., 289.
 15 Vgl. ebenda, bes. S. 160, 186-197, 567-578.
 16 Vgl. ebenda, S. 78, 108, 127, 134, 142 f., 173, 179, 186, 213, 215-218, 244, 289, 756, 759, 765, 768, 787, 798.
 17 Vgl. ebenda, S. 107, 135 f., 149, 173 f., 203, 278, 281, 289, 801.
 18 Vgl. ebenda, S. 134 f.
 19 Vgl. ebenda, S. 334.
 20 Vgl. oben Anm. 6.
 21 Vgl. Hrachovec 2019 (wie Anm. 1), S. 414-422.
 22 Vgl. ebenda, S. 422-442.
 23 Vgl. ebenda, bes. S. 618-674.



Urkunde, mit der Wenzel von Hasenburg, Großprior des Johanniterordens des Priorats Böhmen, den Verkauf der Kommenden Zittau und Hirschfelde an die Stadt Zittau bestätigt, 24. Mai 1570
Národní archiv Praha [Nationalarchiv Prag], Rád maltézský - listiny [Malteserritter - Urkunden], Inv.-Nr. 2890

Autor
PhDr. Petr Hrachovec, Ph.D.
Institut für Geschichte der Tschechischen Akademie der Wissenschaften
Prosecká 809/76
CZ-190 00 Praha 9
hrachovec@hiu.cas.cz

Auch in Zittau und Hirschfelde schlossen sich die meisten Ordenspriester der neuen Lehre an, sodass hier bereits 1538 der Priesterkonvent ausstarb. Seitdem wurden beide Kommenden an die (hochadligen) Ordensritter aus Böhmen verliehen, die von der Reformation nur wenig tangiert waren,²⁰ welche jedoch die evangelische Geistlichkeit von den Erträgen der Kommenden unterhalten mussten, sodass der Johanniterorden seit 1540 – auch wegen des infolge der Türkengefahr sehr verstärkten Steuerdruckes seitens des katholischen Königs von Böhmen gegenüber der römischen kirchlichen Institutionen – wiederholt einen Teil des Vermögens der Kommenden (einschließlich des sehr wichtigen Patronatsrechtes der Zittauer Pfarrkirche) an den Zittauer Stadtrat verpfänden musste.²¹ Das Zusammenleben des katholischen Komturs mit dem evangelischen Stadtrat hatte natürlich zahlreiche teure Rechtsstreite zur Folge, sodass der Orden – der wegen der Reformation viele Gene-

rationen lang an einem schweren Mangel an Regularegeistlichkeit litt, wobei er auf einen Fortgang des gottesdienstlichen Lebens wie vor der Reformation flächendeckend verzichten musste – 1570/71 die Kommenden im Zittauer Land mit königlicher Erlaubnis für etwa 10.500 Taler an den Zittauer Rat abtrat, was ein Ende der Präsenz des Johanniterordens im Zittauer Land nach fast 300 Jahren seit dessen Ersterwähnung (1275) bedeutete²², doch keineswegs ein Ende der ‚monastischen‘ Gestalt des liturgischen Lebens in der Zittauer Pfarrkirche zur Folge hatte, denn die Evangelischen übernahmen bereits in der frühen Reformationszeit viele vorreformatorische Stiftungen entweder ganz oder sie passeten diese an bzw. widmeten diese nur teilweise um und vollzogen sie diese die ganze frühe Neuzeit hindurch. Die Reformation bedeutete also in dieser Hinsicht – nicht nur in Zittau – keinen radikalen Bruch mit den überkommenen Klosterwesen.²³



Die Kirchen der Zittauer Ratsdörfer

Zeugen einer Kulturlandschaft

Peter Knüvener

Bis ins 17. Jahrhundert gelang es der Stadt Zittau, eine erhebliche Anzahl an Dörfern in ihrem Umkreis ganz oder teilweise zu erwerben. Damit lag in der Regel das Patronatsrecht bzw. die Kollatur über die Kirchen beim Zittauer Rat. Dieses umfasste z. B. die Einsetzung der Pfarrer und brachte auch Pflichten bezüglich des Bauunterhalts oder Beteiligung bei der Neuerrichtung und Ausstattung der Kirchen mit sich. Wer mit offenen Augen die zahlreichen und interessanten Kirchenbauten zwischen Ebersbach und Reichenau (Bogatynia) besucht, findet Hinweise auf die Zugehörigkeit zu Zittau, auf personelle und auch auf künstlerische Verbindungen. Man trifft auf Gemeinsamkeiten der jeweiligen Bautypen, auf sich wiederholende

Traditionen, auf aus Zittauer Kirchen stammende Kunstwerke, auf Stiftungen Zittauer Bürger und auf Inschriften Zittauer Ratsmitglieder und Bürgermeister. Es bestanden enge und persönliche Verbindungen der Zittauer zu den Dörfern. So wurden durch den Rat Verwalter in den Dörfern eingesetzt, was Mitglieder des Rates oder sonstwie prägende Zittauer sein konnten. Berühmt ist das Beispiel des Organisten und Komponisten Andreas Hammerschmidt (1611–1675), der als Vertreter des Zittauer Rats die Verwaltung von Waltersdorf wahrnahm und in der Kirche seine Spuren hinterlassen hat.¹ Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist auch das Wirken der Geistlichen, denn diese wechselten nicht selten innerhalb des

Territorium der Stadt Zittau, kolorierter Kupferstich von Daniel de Montalegre, 1748
Städtische Museen Zittau, Inv.-Nr. 19.156
(Foto: Jürgen Matschie)

¹ Dazu Sven Rössel: Andreas Hammerschmidt (1611–1675). Leben und Werk, Diss. Dresden 2020, S. 184 f. Für Hinweise dankt der Autor Tino Fröde, Helmut Hegewald, Hermann Kühn, Sven Rössel und Elke Wippler.

- 2 Johann Benedict Carpzov: *Analecta Fastorum Zittaviensium* oder historischer Schauplatz der löblichen alten Sechs-Stadt des Marggraffthums Ober-Lausitz Zittau [...], Leipzig 1716, 3. Teil, S. 90-94.
- 3 Peter Knüvener: „...bürtig auf der alten Prager Stadt Bürger und Mahler alhir in Zittau“, *Kunsthistorische Beobachtungen zum Zittauer Epitaphienschatz*, in: Peter Knüvener (Hrsg.): *Epitaphien, Netzwerke, Reformation. Zittau und die Oberlausitz im konfessionellen Zeitalter*, Zittau/Görlitz 2018, S. 299-318. Einen guten Überblick neueren Datums über Kirchen des Gebiets bietet Klaus Theodor Henke: *Kirchenbau und Sakralkunst in der Oberlausitz*, Spitzkunnersdorf 2011, wengleich inhaltlich kaum über die ältere Literatur hinausgehend.
- 4 Lars-Arne Dannenberg: *Zwischen Ratsstuhl und Kirchenbank – Zittauer Familienbande*, in: Peter Knüvener (Hrsg.): *Epitaphien, Netzwerke, Reformation. Zittau und die Oberlausitz im konfessionellen Zeitalter*, Zittau/Görlitz 2018, S. 86-102.

Zittauer Territoriums die Pfarrstelle und gehörten zur kulturtragenden Schicht.² Quellenmäßig ist es gut bekannt, dass Zittauer Künstler im Umland wirkten, auch wenn die Kunstwerke oft nicht erhalten blieben und sich erhaltene Kunstwerke nicht mit Namen verbinden lassen.³

Es fällt bei Betrachtung der erhaltenen Kirchen und deren Ausstattung schnell auf, dass bestimmte Namen von Personen oder Familien immer wieder in Erscheinung treten, Namen wie von Heffter, von Hartig, Nesen, Stoll, Leupold, Grätz oder Besser, aus deren Geschlechtern auch in Zittau im genannten Zeitraum herausragende Persönlichkeiten kamen und von denen Kunststiftungen oder sonstiges soziales Engagement bekannt oder überliefert ist – Männer wie Frauen.⁴ Sie engagierten sich durch die Gründung von zahlreichen Stiftungen, bei der Errichtung eines Waisenhauses (1701), der Förderung der Ratsbibliothek und – als besonderer Höhepunkt – bei der Einrichtung der des neuen Bibliothekssaals 1709, der als heute noch vorhandene Wunderkammer ein herausragendes Denkmal dieser Epoche ist. Man kommt zu dem Ergebnis, dass diese Zeit für Zittau außerordentlich gewesen ist, geradezu ein goldenes Zeitalter, bestimmt durch eine geistige und ökonomische Blüte, deren wesentliche Grundlage das (Zusammen-) Wirken weitsichtiger und ambitionierter Persönlichkeiten gewesen ist.

Diese Verbindungen und Stiftungen tiefgehend zu untersuchen, wäre sehr interessant und ergiebig und böte noch mancher Forschungsarbeit Inhalte. Hier sollen einige Zusammenhänge und Beobachtungen geschildert werden. Die Kirchenbauten als herausgehobene Bauwerke eines jeden Gemeinwesens waren Höhepunkte der Baukultur und der Kunst. Hier wurden viel Energie und viele Ressourcen investiert, und zum Glück blieb auch vieles erhalten, sodass sie – jede für sich eine Art Schatzhaus – bedeutende Quellen zur Erkenntnis der

Zittauer Kultur- und Kunstgeschichte sind. Ihre Betrachtung verrät viel über Zittaus einstige kulturelle Bedeutung und Prägekraft für die gesamte Region. Man kann von einer Zittauer Kulturlandschaft sprechen. Dies gilt besonders für das ausgehende 17. Jahrhundert für etwa 100 Jahre – also die Zeit der größten ökonomischen und auch kulturellen Blüte Zittaus. Man findet hier Zeugnisse einer hochstehenden barocken und protestantischen Bildkultur, die in reizvollem Gegensatz zu den Kirchenausstattungen der benachbarten katholischen Kirchen des Klosters St. Marienthal (z. B. Königshain/Działoszyn oder Ostritz) bzw. Böhmen (z. B. Grottau/Hrádek nad Nisou) stehen, obgleich es durchaus Beispiele der Tätigkeit böhmischer Künstler in den Ratsdörfern gibt, wie zu zeigen sein wird.⁵

Bereits im späten Mittelalter hatte Zittau zahlreiche Dörfer besessen. Diese verlor die Stadt 1547 im Zuge des Pönfalls, als die Stadt Rechte und Privilegien aufgrund der mangelnden Hilfe für das kaiserliche Heer bei der Schlacht bei Mühlberg aberkannt bekam. Die meisten der vorübergehend von Adligen besessenen Dörfer und Güter konnten aber in den folgenden Jahrzehnten unter Aufwendung enormer Finanzmittel zurückerworben werden.

Im Folgenden können nicht alle Sakralbauten ausführlich behandelt werden, sondern hauptsächlich solche, in denen die Spuren der Verbindungen und Netzwerke noch heute deutlich zu Tage treten. Auch andere Sakralbauten entstanden jedoch im hier interessierenden Zeitabschnitt.⁶

Kleinschönau

Östlich der Neiße, nur wenige hundert Meter von Zittau entfernt, liegt der Ort Kleinschönau (heute polnisch Sieniawka). Der Ort wurde 1387 von Zittau erworben. Die Kirche war im Mittelalter eine Filiale der Pfarrkirche im böhmischen Grottau (Hrádek nad Nisou). Zur Filialkirche der Zittauer Johanniskirche wurde sie erst nach Einführung der Reformation. Angeblich war Kleinschönau ein Wallfahrtsort, an dem ein Marienbild verehrt worden ist.⁷ Dafür fehlen allerdings neueren Forschungen zufolge Belege.⁸ Diese Tradition könnte mit der verhältnismäßig reichen mittelalterlichen Ausstattung der Kirche zu tun haben, von der in den Städtischen Museen Zittau verschiedene Skulpturen erhalten blieben.

Besonders qualitativ ist die Skulptur des Kirchenpatrons St. Martin zu Pferde. Es ist eine vollplastische Arbeit, die den Heiligen dabei zeigt, wie er seinen Mantel mit dem Bettler teilt. Von jenem blieb nur der Rest des Fußes auf der Plinthe erhalten. Die raumgreifende Skulptur mit dem stark plastisch aufgefassten Mantel und den Resten der kostbaren Farbfassung gehört zu den qualitativvollsten spätgotischen Skulpturen der Oberlausitz und ist ins ausgehende 15. Jahrhundert zu datieren. Vorhanden sind noch eine Pietà, Reste einer Madonna und die Figuren einer Maria Magdalena und

Kleinschönau (Sieniewka), Kirche
Foto: Peter Knüvener



der Margaretha. Diese Skulpturen könnten rare Zeugnisse mittelalterlicher Schnitzerwerkstätten aus Zittau sein und ein Hinweis darauf, was es in Zittauer Kirchen einst gegeben haben muss. Die mittelalterliche Kirche, die im Kern noch besteht, wurde zu verschiedenen Zeiten erneuert. Eine auf eine Renovierung von 1657 bezugnehmende und vom Rektor Christian Keimann (1607–1662) verfasste Inschrift in der Kirche nannte den Stadtrichter Caspar Hartrannft (1610–1657) und den Ratsherrn Markus Möller (1607–1680).⁹

Mittelherwigsdorf und Hirschfelde

Besonders stattliche mittelalterliche Kirchen befinden sich in diesen beiden ebenfalls sehr nahe gelegenen Dörfern. Allerdings haben sie recht unterschiedliche Geschichten. So war Herwigsdorf schon im Mittelalter Zittauer Ratsdorf und später in Oybiner Klosterbesitz, während Hirschfelde zur dortigen Johanniterkommende gehörte und erst 1570 an Zittau kam.¹⁰ Zum Pfarrbereich der Hirschfelder Kirche gehörten auch andere Ortschaften, besonders Dittelsdorf, was ihre für die mittelalterlichen Verhältnisse erheblichen Dimensionen erklärt. Beide Kirchenbauten blieben in der Struktur erhalten, z. T. stammen sie noch aus dem 13. Jahrhundert. Man baute Emporen ein, um – wie in nahezu allen lutherischen Gegenden – ausreichend Sitzplätze für den Gottesdienstbesuch und das Hören der Predigt vorzuhalten. Dadurch änderten sich die Kirchenräume grundlegend, waren es nicht selten zwei, manchmal sogar drei Emporen übereinander. Durch den Einbau der Emporen verschwanden einerseits oftmals vorhandene mittelalterliche Wandmalereien, andererseits boten sich die nun zur Verfügung stehenden zahlreichen Brüstungsfelder als neuartige Bildträger an. Und so entstanden im bilderfreundlichen lutherischen Milieu zahlreiche großartige Zyklen, die geradezu als Besonderheit evangelisch-lutherischer Kirchenräume zu gelten haben. Dabei handelt es sich hauptsächlich um Zyklen der Heilsgeschichte, oft auch typologische Bilderfolgen, wo alttestamentarische Bilder jenen des neuen Testaments gegenübergestellt wurden.¹¹ In Mittelherwigsdorf gibt es Emporenmalereien aus zwei Phasen, nämlich 1599 und 1724. Die früheren, besonders qualitätvollen Malereien stammen von einem Künstler, der für die Zittauer Frauenkirche mindestens zwei Epitaphien schuf.¹² Es sind Zeugnisse eines versierten Künstlers, der auf der Höhe seiner Zeit war und dem die aktuellen Strömungen der Spätrenaissance bestens vertraut waren. Wahrscheinlich wird hier die Nähe zum rudolfinischen Prag mit seiner blühenden Kunst eine Rolle gespielt haben. Die jüngeren Malereien stammen hingegen von Nikolaus Prescher (1673–1741), ebenfalls ein Zittauer Maler.¹³ Prescher ist besonders bekannt für sein monumentales Gemälde in der Zittauer Wunderkammer (1709) oder für das Bürgermeisterzimmer des Löbauer Rathauses (1713). Er schuf 1716 auch die Malereien in Hirschfelde. Zwar sind



oben: Mittelherwigsdorf, Innenansicht der Kirche nach Osten
Foto: Peter Knüvener

darunter: Mittelherwigsdorf, Emporenmalerei in der Kirche, Enthauptung Johannes des Täufer
Foto: Kai Wenzel

5 Das Beispiel eines böhmischen Künstlers, der sowohl für katholische Auftraggeber in der Region – nämlich das Kloster St. Marienstern – wie auch für Zittauer evangelische Auftraggeber tätig war, ist der Maler Thomas Eyselt aus Gabel. Vgl. Knüvener 2018 (wie Anm. 3), S. 318.

Hirschfelde, Kirche von Nordwesten
Foto: Peter Knüvener

Bertsdorf, Kirche von Osten
Foto: René Pech

- 6 Ausgespart werden hier die erst ab 1796 errichtete und 1935 durch Brand weitgehend zerstörte (und danach wiedererrichtete) Seifhennersdorfer Kirche, deren mittelalterlicher Vorgängerbau 1703 bis 1706 unter dem Bürgermeister Johann Jacob von Hartig erweitert wurde oder die durch den Tagebau zerstörte Kirche in Türchau, die 1712 bis 1714 neu errichtet worden war. Auch auf die Wittgendorfer Kirche, errichtet 1754 bis 1756, wird nicht näher eingegangen.
- 7 Carl Gottlob Moráwek: Geschichte von Kleinschönau bei Zittau, Zittau 1873, S. 15 f.
- 8 Freundlicher Hinweis von Petr Hrachovec.
- 9 Cornelius Gurlitt: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Bd. 29. Amtshauptmannschaft Zittau (Land), Dresden 1906, S. 93.
- 10 Petr Hrachovec: Die Männerklöster in Zittau und im Zittauer Land im Jahrhundert der Reformation, in: Peter Knüvener (Hrsg.): Epitaphien, Netzwerke, Reformation. Zittau und die Oberlausitz im konfessionellen Zeitalter, Zittau/Görlitz 2018, S. 31-44, hier S. 38.

Bertsdorf, Inneres der Kirche nach Osten
Foto: René Pech



sie im Aufwand deutlich reduziert, aber flüssig und wirkungsvoll gemalt. Zeitweise muss Prescher ein außerordentlich gut beschäftigter Zittauer Maler gewesen sein. Er nutzte für seine Kompositionen meist – wie damals üblich – grafische Vorlagen. Im Hirschfelder Fall ist durch eine Schrift des Pfarrers Johann Christian Breuer überliefert, dass der damalige Zittauer Bürgermeister Johann Jacob von Hartig dem Maler offenbar eine illustrierte Bibel zur Verfügung gestellt hat.¹⁴

Von Prescher stammten auch die Bilder an den Emporen der Zittauer Exulantenkirche im Heffterbau des Franziskanerklosters¹⁵ sowie auch schon die in der Lückendorfer Kirche (1703, siehe unten). Sein Vater war der Tischler Heinrich Prescher, dessen Wirken in verschiedenen Kirchen des Zittauer Landes überliefert ist.¹⁶

Ein zeitgemäßes barockes Erscheinungsbild erhielten die beiden mittelalterliche Kirchen durch qualitätvolle Stuckaturen (Hirschfelde) oder ein Deckengemälde (Mittelherwigsdorf). Das Gemälde des Hochaltars der Mittelherwigsdorfer Kirche stiftete einer Inschrift zufolge 1694 der spätere Zittauer Bürgermeister Johann Christian Nesen. Ein Neubau war, trotz des Aufschwungs der Dörfer, nicht nötig.

Bertsdorf und Nachfolgebauten

Die stattliche Bertsdorfer Kirche hatte zwei mittelalterliche Vorgängerbauten, deren letzter 1672 nach Blitzschlag abbrannte. Noch im selben Jahr legte man unter Anwesenheit des Zittauer Bürgermeisters Christian von Hartig den Grundstein zum Neubau, dessen Entwurf vom Dresdner Baumeister Andreas Klengel stammte.¹⁷ Klengel war regelmäßig, fünf Mal oder mehr im Jahr, zum Besuch der Baustelle anwesend. Die Bauleute kamen aus Zittau und anderen Orten der Umgebung.¹⁸ Die Stadt Zittau beteiligte sich durch umfangreiche Ziegellieferungen. Den Kirchenrechnungen zufolge beliefen sich die Kosten des im Wesentlichen 1675 fertiggestellten Baus auf gut 3.000 Taler. Moráwek hebt eigens als positiv hervor, dass man die Kirche nicht über den Verkauf oder die Verpachtung der Kirchenplätze kofinanzierte, wie es



sonst üblich war, und damit nicht eine Rangordnung je nach finanzieller Möglichkeit im Kirchenraum zementiert wurde. Das hatte zur Folge, dass es in der Bertsdorfer Kirche freie Platzwahl gab und es nebenbei zu dem Effekt kam, dass die Leute pünktlich zum Gottesdienst kamen, wenn sie einen Platz haben wollten.¹⁹

Ihre Struktur und vor allem die Baudetails wirken überraschend für die Bauzeit: Es handelt sich um eine gewölbte Wandpfeilerkirche mit einem polygonal gebrochenen Chor und spitzbogigen Fenstern mit Maßwerk – alles Rezeptionen der mittelalterlichen gotischen Architektur. Die ganze kompakte Gestalt – vom Turm mit der geschweiften Haube abgesehen – wirkt so, als habe hier ein mittelalterlicher Bau, vielleicht der Vorgängerbau, Pate gestanden. Das ist durchaus bemerkenswert, wenn man sich den Kirchenbau anderswo in der Region, z. B. im katholischen Milieu mit Anklängen an böhmische und römische Barockarchitektur, vor Augen hält. Offenbar sollte hier an ältere Traditionen angeknüpft werden. Besonders bemerkenswert ist, dass die Bertsdorfer Kirche offenbar in ihrer architektonischen Lösung so überzeugend war, dass sie vorbildlich für eine ganze Reihe von Kirchenbauten in der Region wurde, nämlich diejenigen in Eibau (1703 bis 1707), Hainewalde (1706 bis 1711, Baumeister Jonas Kirschstein aus Bautzen)²⁰, Spitzcunnersdorf (1712 bis 1716, Baumeister Jonas Kirschstein und Johann Georg Förster),²¹ Niederoderwitz (1719 bis 1726, Baumeister Johann Georg Förster aus Berggießhübel)²² und in Anklängen hinsichtlich des äußeren Erscheinungsbildes auch die in Großschönau (1703 bis 1705). Von diesen Orten gehörten aber



nur Eibau, Großschönau und teilweise Niederoderwitz zu Zittau. Hainewalde, Spitzcunnersdorf und in Teilen Niederoderwitz gehörten zur Herrschaft Hainewalde, und folglich griff Otto Ludwig von Canitz auf Hainewalde bei der Errichtung dieser Kirchen ebenfalls auf das im Zittauer Bertsdorf zur Anwendung gekommene Konzept zurück.

In der Eibauer Kirche gibt es eine repräsentative Inschrift auf einer 189 x 167 cm großen gerahmten Leinwand, die deutlich sichtbar die Verhältnisse schildert. Die lateinische Inschrift gibt u. a. an, dass die Kirche 1703 bis 1707 während der Regierung von Friedrich August, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, und unter der Aufsicht des Zittauer Rates unter der Regierung des Bürgermeisters Johann Christian Nesen errichtet worden ist.

Die großartigste Manifestation dieses für die Region schon fast als charakteristisch zu bezeichnenden Bautyps ist sicherlich die effektiv auf einer Anhöhe gelegene Kirche in Niederoderwitz, die in ihrem kompakten, kristallinen Erscheinungsbild eine ausgesprochen monumentale Wirkung innen wie außen hat. Zwar gibt es hier keine Anklänge mehr an gotische Maßwerke, doch sind die Fenster nach wie vor spitz und die Struktur an sich entspricht derjenigen in Bertsdorf, wenn auch ungleich monumentaler. Nun gibt es drei statt zwei umlaufende Emporen – ein deutliches Zeichen für



links: Eibau, Kirche, Außenansicht
Foto: René Pech

rechts: Eibau,
Kircheninneres nach Osten
Foto: René Pech

den aufgrund des erheblichen Wachstums der Weberdörfer nun immensen Platzbedarf. Die Kirche hatte 1.800 Plätze!

1717, vor Baubeginn der Kirche, fand eine Besprechung zu dem Vorhaben in der alten Kirche statt, an der für Zittau der Bürgermeister Johann Christian Nesen, der Stadtrichter, der Oberstadtschreiber und ein Schöffe vertreten waren.²³ Die Stadt unterstützte den Bau durch 500 Taler, der Patronatsherr Otto Ludwig von Canitz zahlte 1.100 Taler; insgesamt kostete der Bau, der zu den größten und aufwändigsten Dorfkirchen der Oberlausitz gehört, die gewaltige Summe von 9.525 Talern.²⁴ Die Kirchweihe 1726 ist ausführlich beschrieben. Zu diesem Anlass komponierte der Zittauer Musikdirektor Johann Krieger ein Lied.

In der Turmhalle der Kirche kündigt eine eindrucksvolle Inschrift vom Bau der Kirche, die sinngemäß aussagt, dass der Bau unter dem Patronatsherrn Otto Ludwig von Canitz, aber mit Beteiligung des Hans Adolph Riedinger und des Magistrats der Stadt Zittau – die beide Eigentum und Rechte in Niederoderwitz besaßen – unternommen wurde. Zittau wird in der Inschrift durch den Bürgermeister Johann Christian Nesen und den Schöffen Johann Gottfried Schönfelder repräsentiert. Solche Inschriften zeugen von der Beteiligung der Patronatsherren bzw. der Dorfbesitzer.

11 Dazu Ulrich Schöntube: Bilderzyklen an Gestühl und Emporen als Zeugnis protestantischer Kirchenlehre, in: Peter Knüvener (Hrsg.): Epitaphien, Netzwerke, Reformation. Zittau und die Oberlausitz im konfessionellen Zeitalter, Zittau/Görlitz 2018, S. 143-153.

12 Knüvener 2018 (wie Anm. 3), S. 301.

links: Niederoderwitz,
Kirche von Osten
Foto: René Pech

rechts: Niederoderwitz,
Kircheninneres nach Osten
Foto: René Pech



**Niederoderwitz,
Turmhalle in der Kirche, Inschrift**
Foto: René Pech

- 13 Jürgen Prescher: Nikolaus Prescher. Kirchen- und Kunstmaler in Zittau (1673–1741), in: Marius Winzeler (Hrsg.): Weises Geschenk. 300 Jahre Bibliothekssaal und Wunderkammer in Zittau (Zittauer Geschichtsblätter, Bd. 40), Zittau/Görlitz 2009, S. 29–35.
- 14 Prescher 2009 (wie Anm. 13), S. 33. Das Manuskript zu den Malereien befindet sich im Altbestand der Christian-Weise-Bibliothek, Lus. XVII-Ih 2673. Das in der Literatur kursierende Datum 1726 für die Hirschfelder Malereien (bereits bei Gurlitt 1906, wie Anm. 9, S. 56) ist vermutlich auf 1716 zu korrigieren, da Hartig in diesem Jahr Bürgermeister war und 1726 bereits nicht mehr lebte. Hinweis von Hermann Kühn.
- 15 Peter Knüvener/Jens Hommel (Hrsg.): entKOMMEN. Das Dreiländereck zwischen Vertreibung, Flucht und Ankunft (Zittauer Geschichtsblätter, Bd. 54), Zittau/Görlitz 2020, S. 89.
- 16 Prescher 2009 (wie Anm. 13), S. 34.
- 17 Gurlitt 1906 (wie Anm. 9), S. 6.
- 18 Detailliert werden die Vorgänge beschrieben bei Carl Gottlob Moráwek: Geschichte von Bertsdorf bei Zittau, Zittau 1866, S. 77–81.
- 19 Moráwek 1866 (wie Anm. 18), S. 81f.
- 20 Gurlitt 1906 (wie Anm. 9), S. 27.
- 21 Gurlitt 1906 (wie Anm. 9), S. 128.
- 22 Gurlitt 1906 (Anm. 9), S. 127.
- 23 Gottlieb Korschelt: Geschichte von Oderwitz, Neugersdorf 1871, S. 62.
- 24 Korschelt 1871 (wie Anm. 23), S. 65.

links: Bertsdorf, Altarretabel
Foto: René Pech

rechts: Epitaph für Familie Meyer, ehemals Zittau Kreuzkirche, jetzt Kulturhistorisches Museum Franziskanerkloster, oberer Teil 1690, Sockel 1709 Städtischen Museen Zittau, Inv. Nr. 23415 (Foto: Jürgen Matschie)



Dennoch darf man nicht vergessen, dass sich die Kirchgemeinden (und damit die Dorfgesellschaften) selbstverständlich intensiv am Bau- und Ausbau der Kirchen beteiligten, wie die Zahlen in Oderwitz zeigen. So ist es auch für Eibau überliefert.²⁵ Gut lässt sich die Beteiligung der Dorfbewohner an einem außerhalb des Zittauer Territoriums gelegenen Oberlausitzer Beispiel nachvollziehen, im Fall der Kirche in Friedersdorf an der Landeskrone. Dort beteiligten sich zahlreiche Dorfbewohner durch Spenden an der Realisierung der Emporentafeln, „was dem ganzen Zyklus den Charakter eines identitätsstiftenden Gemeinschaftswerks verlieh“.²⁶



Dank der guten Aufarbeitung der Quellen zur Bertsdorfer Kirche und auch durch die gute Erhaltung ist rekonstruierbar, inwieweit Zittauer über das Baugeschehen hinaus in Erscheinung traten. So ließen laut Inschrift auf den leider nicht mehr erhaltenen Glocken der Zittauer Bürgermeister Johann Philipp Stoll (1636–1700) und der Zittauer Stadtrichter Johann Carl Just (1634–1698), der gleichzeitig Dorfverwalter in Bertsdorf war, 1689 und 1695 zwei Glocken in Görlitz gießen.²⁷

Ebenfalls 1689 wurde der Altar errichtet, der die Inschrift trägt: „Dieser Altar nebst der kleinen Glocke | ward verfertigt | Anno 1689 | als | Bürgermeister, Johann Philipp Stoll, | Stadtrichter, Johann Karl Just, | Verwalter, und | M. Zacharias Riedel | Pfarrer allhier war.“

Der qualitätvolle Altar wird vermutlich in einer Zittauer Werkstatt geschaffen worden sein. Der Vergleich der Schnitzereien mit denjenigen im oberen (älteren) Epitaph der Familie des Stadtrichters Johann Christian Meyer (1653–1709) von 1690 aus der Zittauer Kreuzkirche legt nahe, dass beide Kunstwerke offensichtlich vom selben Schnitzer gefertigt worden sind.²⁸ Dank Moráweks genauer Beschreibung gibt es auch eine exakte Aufstellung zum Turmknaufschatz der Bertsdorfer Kirche.²⁹ Dieser besteht wie üblich aus Münzen und Nachrichten zu verantwortlichen Personen und wurde bei den verschiedenen Restaurierungen ergänzt. Eine Liste aus dem Jahr 1758 führt nicht nur den Bürgermeister und andere führende Personen des Magistrats auf, sondern offenbar den gesamten Rat.

Auch die Umstände des Kirchenneubaus in Großschönau sind recht gut dokumentiert. Jener wurde am Ort eines mittelalterlichen Vorgängerbaus ab 1703 errichtet. Zu Grundsteinlegung kamen der Zittauer Bürgermeister Johann Jacob von Hartig, der Stadtrichter Christian Meyer, der Dorfverwalter war, der Oberstadtschreiber Johann Heinrich





Leopold (1653–1720), der Unterstadtschreiber Karl Christian Just und der Aktuar Johann Friedrich Gerber (1661–1707).³⁰ In den Grundstein wurden Münzen sowie eine Messingplatte mit Inschrift, in der diese Personen genannt sind, eingelegt. Der Bau wurde bis 1705 errichtet und kostete 3.247 Taler, die aus dem Kirchenvermögen, aus dem Verkauf der Kirchenstände (also Plätze), einem Beitrag des Zittauer Rates, des Zittauer Gotteskastens, Strafgeldern aus dem Stadtgericht etc. bestritten wurden. Es wird hervorgehoben, dass der Zittauer Rat aus den städtischen Forsten unentgeltlich Bauholz zur Verfügung stellte. Die angesichts der Größe der Kirche im Vergleich mit Niederoderwitz eher geringen Kosten erklären sich sicher aus der Tatsache, dass kein massives Gewölbe eingebaut wurde. Eine Großschönauer Besonderheit ist das monumentale Altarbild des damals berühmten Malers Johann Eleazar Zeißig, genannt Schenau (1737–1806), das jener 1786 seinem Geburtsort schenkte und bei dem es sich um das wertvollste kirchliche Kunstwerk im Zittauer Territorium aus dem betreffenden Zeitraum gehandelt haben dürfte.³¹

Neugersdorf

Relativ gut bekannt ist auch die Geschichte der Neugersdorfer Kirche. Der Kirchenbau wurde März bis September 1667 errichtet. Die Stadt Zittau gab der Gemeinde den Grund und Boden für Kirche und Friedhof.³² Zwei Kirchenleuchter wurden vom Zittauer Ratsherrn und nachmaligen Bürgermeister Johann Philipp Stoll geschenkt.³³ Aufgrund des raschen Wachstums des Ortes wurde bald ein Neubau nötig, mit dem 1735 begonnen wurde. Vorbild sollte die Großschönauer Kirche sein, wobei das Resultat dann in der Form doch einfacher – rechteckig – wurde. Der Bau wurde

durch den Baudirektor Findeisen überwacht, zur Grundsteinlegung kam der Zittauer Bürgermeister. Die Baukosten des stattlichen Gebäudes wurden auf 4.000 Taler geschätzt, „dazu sollten 1.000 Taler Kirchenkapitalien genommen, einige hundert Taler erborgt werden, ferner sollte jeder Bewohner 3 Jahre lang zu Ostern 2 Taler und 4 Groschen bar entrichten“.³⁴ Es wurden ferner Kollekten in anderen Zittauer Gemeinden gesammelt. Der Bau soll aber nur zögerlich vorangekommen sein. An der kunstvollen Ausstattung, die von Zittauer Künstlern und Kunsthandwerkern realisiert wurde, beteiligten sich wohlhabende Zittauer, so z. B. Carl Christian Besser 1753, damals einer der reichsten Zittauer Kaufleute, der auch die Taufschüssel stiftete. Die Frau des Zittauer Bürgermeisters und ein weiterer Kaufmann stifteten das Deckenbild mit Darstellung der Dreifaltigkeit.³⁵ Die Orgel schuf 1753 Johann Gottlieb Tamitius aus Zittau (1691–1769), der zahlreiche Orgeln im Zittauer Territorium baute (siehe unten). Die Kirche ist im späten 19. Jahrhundert stark überformt worden, dabei gingen zahlreiche Gemälde der Emporen verloren.



Waltersdorf

Die stattliche Waltersdorfer Kirche, ein rechteckiger, flachgedeckter Saal mit zwei Emporen, wurde in mehreren Schritten errichtet. Ihr ging ein mittelalterlicher Bau voraus. Zwei Inschriften von 1657 und von 1713 – anders als bei den meisten anderen hier vorgestellten Kirchen sind sie auf Latein verfasst – beziehen sich auf die Bauetappen. Sie geben an, dass der Bau 1657 mit Zustimmung des Rates unter den Bürgermeistern Adam Girisch d. J. (1585–1663) und Heinrich von Heffter (1610–1663) sowie des Andreas Hammerschmidt vergrößert und ausgeschmückt wurde.

Von besonderem Interesse erscheint hier die Nennung des eigentlich als Zittauer Komponisten und Organisten an der Johanniskirche bekannten Andreas Hammerschmidt. In der Tat war Hammerschmidt durch den Zittauer Rat mit der Verwal-

Großschönau, Altarretabel von Johann Eleazar Zeißig, genannt Schenau, 1787
Foto: Deutsches Damast- und Frottiermuseum Großschönau

25 Der Bau kostete 6.691 Taler. Vgl. Cornelius Gurlitt: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Bd. 34. Amtshauptmannschaft Löbau, Dresden 1910, S. 124.

26 Zitat von Marius Winzeler: Die Kirche Friedersdorf und ihre Emporenbilder – eine kunstgeschichtliche Betrachtung, in: Ulrich Schubert (Hrsg.): Die Emporenbilder der Friedersdorfer St.-Ursula-Kirche, Zittau/Görlitz 2011, S. 9–26, hier S. 19; siehe auch Ulrich Schubert (Hrsg.): Pastor Christian Knauthe und Friedersdorf a.d. Landeskronne, Rothenburg 2010, S. 24 f.

Neugersdorf, Kircheninneres nach Osten
Foto: René Pech

27 Moráwek 1866 (wie Anm. 18), S. 100f.

28 Peter Knüvener (Hrsg.): Epitaphien, Netzwerke, Reformation. Zittau und die Oberlausitz im konfessionellen Zeitalter, Zittau/Görlitz 2018, S. 535 f. Gemeint ist der obere Kranzartige Teil des Epitaphs, das 1709 durch eine Sockelpartie erweitert wurde.

29 Moráwek 1866 (wie Anm. 18), S. 91–98. Der Schatz befindet sich laut Auskunft von Pfarrer Gerd Möbius, Bertsdorf, nach wie vor im Turmknauf.

Waltersdorf, Kirche
Foto: René Pech



Waltersdorf, Kirche, Psalmentafel
Foto: René Pech



Zittau, Kreuzkirche,
Epitaph für Johann Rothe
Foto: Jürgen Matschie



ting von Waltersdorf betraut worden und trat als solcher seit 1649 in Erscheinung.³⁶ Dass ihm als Musiker die Kirche und besonders die dortige Orgel besonders am Herzen lagen, ist verständlich. Und so setzte er sich 1668 für die Anschaffung ei-

Waltersdorf, Orgel
Foto: René Pech



nes neuen Instrumentes ein, wie eine verlorene Inschrift überliefert.³⁷ In der Kirche hat sich eine in aufwändiger Kalligraphie erstellte Psalmentafel erhalten, die seinen Namen nennt. Diese Tafel entspricht in der Machart mehreren sehr ähnlichen Tafeln aus der Zittauer Kreuzkirche und geht sicher auf denselben Künstler zurück.³⁸

Die Vergrößerung der Kirche 1713 wurde laut Inschrift unter der Amtszeit des regierenden³⁹ Bürgermeisters Johann Christian Nesen unternommen. Weiterer Bürgermeister war der ebenfalls genannte Carl Philipp Stoll. Der Turm wurde 1729 errichtet und trägt in der Wetterfahne die Jahreszahl 1729. Die Emporen tragen einen qualitätvollen und in Grisaillemalerei ausgeführten Zyklus mit Bildern aus dem Alten Testament und aus dem Neuen Testament sowie emblematische Gemälde. In der Kirche befindet sich das Epitaphgemälde des 1757 verstorbenen Pfarrers Johann Jary (1694–1757), das demjenigen aus der Zittauer Exulantenkirche im Heffterbau nahezu wörtlich entspricht. Jary war von 1726 bis 1742 Pfarrer der Zittauer Exulantengemeinde, ehe er nach Waltersdorf berufen wurde, wo er nach seinem Tod in der Kirche bestattet wurde.⁴⁰

Die „Hammerschmidt“-Orgel wurde 1766 durch ein prachtvolles Instrument von Johann Gottlieb Tamitius ersetzt. Eine Kartusche präsentiert verschränkt mit dem „W“ für Waltersdorf deutlich das Zittauer „Z“ und markiert damit die Zugehörigkeit und die Rechtsverhältnisse, doch eine weitere Schriftkartusche gibt zu verstehen, dass die Orgel auf eigene Kosten der Gemeinde „erbaut und staffieret“ worden ist.

Jonsdorf

Jonsdorf hatte lange Zeit keine eigene Kirche und war nach Bertsdorf eingepfarrt. Die Bewohner bemühten sich aufgrund der Beschwerlichkeit des Kirchbesuchs im Nachbardorf 1721 beim regierenden Zittauer Bürgermeister Carl Philipp Stoll um die Auspfarrung aus Bertsdorf und demzufolge um einen eigenen Kirchenbau. Es musste dem Rat ein Antrag gestellt werden, und 1722 wurde beim dann regierenden Bürgermeister Johann Christian Nesen (1653–1727) eine Konsultation gehalten.⁴¹ Doch zu einer Entscheidung im Sinne der Jonsdorfer kam es zunächst nicht. Einer der Gründe war vermutlich der Widerstand des Bertsdorfer Pfarrers, der Einnahmeverluste fürchtete. Erst 1729 kam Bewegung in die Sache. In Zittau waren Rat und Bürgermeister durch eine königliche Kommission abgesetzt und nach umfassender Untersuchung verschiedener Unregelmäßigkeiten neue Personen eingesetzt worden.⁴² Bei der Anwesenheit dieser Kommission in Jonsdorf wurde der Wunsch der Gemeinde vorgetragen und vom Consulat-Verweser und nachmaligen Bürgermeister Dr. Joachim Günther (1677–1733) vorangebracht. Die Gemeinde erhielt einen Fragenkatalog, in dem z. B. gefragt wurde, welcher Art die Kirche sein solle, nur ein Bethaus oder eine richtige Kirche



(mit Pfarrer), aus Stein oder aus Holz, gewölbt oder nicht etc. Es wurden ein Kostenvoranschlag und ein Finanzierungskonzept angefordert. Nachdem alle Fragen geklärt waren und die Kommission einen positiven Bericht abgegeben hatte, kam die Erlaubnis des Landesherrn (!) am 24. Dezember 1729.

Die Kirche wurde dann 1730 bis 1731 durch den Baumeister Johann Georg Scholze und den Zimmermeister Andreas Kühnel errichtet.⁴³ Es handelt sich um eine nicht sehr große, sorgfältig aus Quadern errichtete Saalkirche mit polygonal geschlossenem Chor. Sie hat eine flache Decke und eine doppelte Empore. Die Kosten des Baus betragen 2.051 Taler.⁴⁴ Eine Inschrift gibt die Umstände des Baus an:

„Hier öffnet sich zwischen Felsen und Klippen das Johns|dorffer Gottshaus. Die Vorsorge des Allerhöchsten | der Befehl des Königs die Sorgfalt des Raths und der Fleiß des | ehemaligen Verwalters und Bürgermeisters | Dr. Joachim Günthers | beförderten den Bau dieser Kirchen dergestalt, daß solche | d. 13. April 1730 angehoben und d. 1. May 1731 durch | Einweihung der Kirche vollendet wurde. | Die Hand des Allerhöchsten erhalte dieses Beth | Hauß bis an das Ende aller Zeiten offen.“

Pescheck führte en Detail die Finanzierung der Kirche auf. Spenden und Kollekten kamen aus den verschiedenen Dörfern des Zittauer Territoriums, aber auch aus Bautzen, Görlitz und Löbau. Der Rat steuerte Bauholz bei, zahlreiche Privatpersonen beteiligten sich. Die Jonsdorfer selber, aber auch Bauern der Nachbardörfer, leisteten umfassende Spann- und Fuhrdienste.

Bemerkenswert erscheint auch, dass der zu jener Zeit eine wichtige Position als Consulats-Verweser und damit mit Regierungsgeschäften betraute Joachim Günther vormals der Verwalter des Dorfes war. Man glaubt hier eine glückliche Verbindung erkennen zu können, die auch eine Erklärung da-



für sein mag, dass der Zittauer Rat der Kirche die alte Decke des Ratssaals aus dem Rathaus geschenkt hat. Diese zierte die Kirche bis zu ihrer Entfernung aufgrund von Baufälligkeit im Jahr 1830.⁴⁵ Die Decke blieb nicht das einzige Ausstattungsstück aus Zittau, auch der Altar war ein Geschenk des Rates aus dem Jahr 1730. Es handelt sich um ein Gemälde der Beweinung, das von Skulpturen der beiden Johannes – Patrone der Zittauer Hauptpfarrkirche – flankiert wird und aus der Zittauer Johanniskirche stammt.⁴⁶ Das Gemälde gehört zu den besten Zeugnissen der barocken Malerei in Zittau. Wohlhabende Zittauer beteiligten sich an der Ausstattung der Kirche. Eine Patene wurde 1730 von Anna Eleonora Etmüller, geborene Leupold⁴⁷ und eine weitere samt Kelch 1731 vom Kaufmann Elias Laminith und seiner Frau Johanna Catharina, geborene Schreer, geschenkt.

Lückendorf und Oybin

Kleiner in der Dimension und weniger anspruchsvoll in der Architektur als die meisten anderen Kirchen der Ratsdörfer sind die beiden im Gebirge gelegenen Gotteshäuser in Lückendorf und Oybin. Sie haben zudem eine besondere Geschichte und gehen nicht – wie die meisten der hier beschriebenen Kirchen – auf mittelalterliche Vorgänger zurück. Beide Orte nahmen im 17. und 18. Jahrhundert nicht eine vergleichbar stürmische Entwicklung wie viele der anderen Zittauer Ratsdörfer.

links: Jonsdorf, Kirche von Osten
Foto: Peter Knüvener

rechts: Jonsdorf, Altargemälde
Foto: Peter Knüvener

30 Friedrich Theodor Richter: *Geschichtlich-statistische Darstellung der Damastmanufaktur-Orte Groß- und Neu-Schönau in der Königl. Sächs. Oberlausitz*, Bd. I, Leipzig 1836, S. 40. Alleine die anwesenden Personen sind ein Beleg für die dichten familiären Netzwerke in Zittau: Aufgrund der Heirat von Johann Friedrich Gerber mit der Schwester der Frau von Johann Heinrich Leupold, Christina Kaps, waren beide verschwägert. Freundlicher Hinweis von Hermann Kühn.

31 Dazu eingehend Anke Fröhlich-Schauseil: *Schenau (1737–1806). Monographie und Werkverzeichnis der Gemälde, Handzeichnungen und Druckgrafik von Johann Eleazar Zeißig*, gen. Schenau. Petersberg 2018, S. 112–114.

32 Carl Melzer: *Chronik von Neugersdorf*, Neugersdorf 1903, S. 83.

33 Gurlitt 1910 (wie Anm. 25), S. 412.

Lückendorf, Kirche von Osten
Foto: René Pech



Lückendorf, der ältere der beiden Orte, war anfangs nach Zittau eingepfarrt, was für die Bewohner erhebliche Beschwerden beim Gottesdienstbesuch mit sich brachte und ihn im Winter mitunter wohl verunmöglichte. 1589 wurde der Bau der Kirche beschlossen, zu dem Steine von der unweit gelegenen Ruine Karlsfried geholt wurden. Zur Errichtung kam es aber erst 1690, als im Beisein des regierenden Bürgermeisters Johann Philipp Stoll der Grundstein gelegt wurde.⁴⁸ Errichtet wurde eine kleine Saalkirche mit doppelter Empore, de-



Oybin, Kirche von Osten
Foto: René Pech

- 34 Melzer 1903 (wie Anm. 32), S. 84.
- 35 Melzer 1903 (wie Anm. 32), S. 86 sowie Gurlitt 1910 (wie Anm. 25), S. 410 f.
- 36 Rössel 2020 (wie Anm. 1), besonders S. 184 f. Ich danke Sven Rössel für weitere Hinweise.
- 37 Gurlitt 1906 (wie Anm. 9), S. 245.
- 38 So schon Gurlitt 1906 (wie Anm. 9), S. 245. In der Kreuzkirche kommt das Epitaph für den 1666 verstorbenen Johann Rothe am nächsten. Die Waltersdorfer Tafel weist, ähnlich einigen in der Kreuzkirche, das Kürzel P.S.A. auf. Ob es sich um eine Künstlersignatur handelt (Ansicht von Helmut Hegewald) oder ob sich die Abkürzung mit „Proprio Sumptu Aedificavit“ = „hat auf eigene Kosten errichten lassen“ auflösen lässt (Vorschlag von Tino Fröde), wäre zu fragen.
- 39 Bis 1729 – in diesem Jahr wurden auf landesherrliche Verfügung Veränderungen in der städtischen Verfassung angeordnet – gab es gleichzeitig drei Bürgermeister (als Konsuln bezeichnet), die im Wechsel die Geschäfte als „Consul regens“ ausübten, danach (bis 1802) zwei. Vgl. Christian Adolph Pescheck: Handbuch der Geschichte von Zittau, Bd. 1, Zittau 1834, S. 451-467.
- 40 Zu Jary siehe Karl Gottlob Moráwek: Geschichte der böhmisch-evangelischen Exulantengemeinde in Zittau, Zittau 1847, S. 69.
- 41 Zu diesen Vorgängen eingehend Christian Adolph Pescheck: Die Geschichte von Jonsdorf bei Zittau, Zittau 1835, S. 17-29.
- 42 Zu diesen Vorgängen Pescheck 1834 (wie Anm. 39), S. 457-68 und Tino Fröde: Die Zittauer Ratsverhältnisse im 17. Jahrhundert – Sichtweisen eines Bürgers auf die Zustände der Verwaltung (mit Edition), in: Neues Lausitzisches Magazin Bd. 141 (2019), S. 125-139.

ren in monochromer Malerei geschaffene Emporenbilder – wie oben schon erwähnt – 1703 der Zittauer Maler Nikolaus Prescher schuf. Ein Fenster mit Inschrift zeugt von der Unterstützung des Baus durch die Zittauer: „Diese Fenster verehrt | Christoff Steudner der | Älter-Bürger und gastwir|dt, In Ziettau auf der | Neustatt Zum golden | Stern genandt | 1690“⁴⁹

Die Bewohner Oybins hatten anfangs die Lückendorfer Kirche zu besuchen, da es im Nachbartal noch keine eigene Kirche gab. Doch bereits 1709 wurde auch in Oybin ein Sakralbau – zunächst ein Bethaus – errichtet. Scheinbar wurde auch erwogen, die Ruine der Klosterkirche, in der mitunter auch Leichenpredigten gehalten wurden, wieder herzurichten, dann aber als nicht zweckmäßig verworfen.⁵⁰ Auf der ältesten, bei Benedict Carpzov publizierten Oybin-Ansicht von 1716 ist das erste Kirchlein zu sehen.⁵¹ Eine Erweiterung zur heutigen Saalkirche wurde relativ zügig in mehreren Abschnitten unternommen und bis 1734 abgeschlossen.⁵² Maurermeister und Zimmermeister waren wie in Jonsdorf Johann Georg Scholze bzw. Andreas Kühnel. Eine umfangreiche, dreiteilige Inschrift kündete von dem Bau. Sie benennt den Bürgermeister Carl Philipp Stoll, Sohn des oben bereits mehrfach genannten Stadtoberhauptes⁵³, unter dessen Verantwortung der Bau geschah und führt Zittauer Kaufleute auf, die sich mit Spenden beteiligten:⁵⁴ „Die Liebe zu Gott und dem Orte, wo seine Ehre wohnt, bewegte mit gütigster Bewilligung Tit. Herrn Karl Philipp Stolls, J. U. Doctoris Höchstverdienstesten Bürgermeisters, und Ober Scholarchae des Gymnasii in Zittau, Tit. Hrn. Gottlob Christian Ullrichs, J. U. Licentiati und Hochverdientesten ältesten Stadtrichters in Zittau, Wie auch Tit. Herrn Joachim Günthers, J. U. Doctoris, und Hochverdienten Rath's Scabini⁵⁵ in Zittau, Als respective Herrn Ober-Verwalters, und Herren Verwalter.

Da Hr. M. Christian Gottlob Pitzschmann Ecclesiastes et Catecheta Zittav. Reg. Boruss. Soc. Scient. Membrum, ordentlicher Pfarrer dieser Gemeinde war; Drey Freunde Gottes, Tit. Hrn. Heinr. Grätz, Tit. Hrn. Joh. Jac. Möllers, Tit. Hrn. Joh. Nicol. Roscher, vorn. Bürger, Kauff- und Handels-Herren in Zittau, dass Ao. 1723, aus freywill. Hertenzen, und auf eigene Kosten; Der Erste dises Gottes-Hauss pflastern und weiß anstreichen; Der Andere dessen Emporkirche und Decke, und der Dritte den Altar und Cantzel mahlen ließ; Gedencke, Herr mein Gott, Ihrer und der Ihrigen, vor die gegen Dein Hauß bezeigte Liebe allemal am besten. Und nachdem Ao. 1734. die Gemeinde zu Lückendorff und Oyvien ihren eignen und besonderen Pfarrern Hr. Johann Gottfried Bösen, Zitt. Lus. erhalten, und dieses Gotteshaus hierauf um die Helffte erweitert, mit doppelten Empor-Kirchen und einem Chor versehen worden; so ward Ao. 1737. Mense Julii unter dem Löbl. Stadregimente Tit. Hrn. Joh. Christi. Johnes, J. U. Doctoris C. P. C. [Comes Palatinus Caesareus – Kaiserlicher Hopfalgzgraf, ein Ehrentitel der Zittauer Bürgermeister seit 1711] und



Oybin, Kircheninneres nach Westen
Foto: René Pech

Höchstverd. Bürgermeister in Zittau, der erweiterte Theil dieser Kirche auf Unkosten wohl gedachten Tit. Hrn. Joh. Jacob Möllers und aus beharrlicher Liebe desselben gegen diesen Tempel völlig ausgemahlet von Joh. Chr. Schmieden.“

Der Bau ist sehr bemerkenswert. Aufgrund der Hanglage kam es einerseits zu einem unregelmäßigen Grundriss und andererseits zu einem an sich für eine Kirche völlig ungewöhnlichen Gefälle von West nach Ost. Zusammen mit der reichen und farbenfrohen Ausstattung und Bemalung der abgetreppten Emporen kommt es daher zu einem äußerst reichen und theaterhaften Erscheinungsbild des Kirchenraums. Die Emporen und Deckenfelder sind großenteils in monochromer Malerei mit einem umfangreichen typologischen, heilsgeschichtlichen und emblematischen Zyklus versehen. Der Taufstein und die Orgel – von Johann Gottlieb Tamitius geschaffen – wurden aus der Kirche im nahen Wittgendorf übernommen. Die auffällige Turmbekrönung mit liegender Mondichel und Stern war allerdings keine Oybiner Eigenart, auch in Zittau trugen vor der Zerstörung 1757 Johanneskirche und Rathaus solche Bekrönungen, ebenfalls die Jonsdorfer Kirche.⁵⁶

An der Ausstattung der Oybiner Kirche beteiligten sich auch Zittauer Einwohner. Eine Oblatenschachtel wurde 1736 durch Anna Eleonora Etmüller, die sechs Jahre zuvor auch schon der Jonsdorfer Kirche eine silberne Patene gestiftet hatte, geschenkt. Einer der Messingleuchter wurde vom in der Inschrift benannten Stifter, dem Kaufmann Heinrich Grätz⁵⁷ und seiner Frau Maria Juliana, 1716 gestiftet.

Die beteiligten Künstler am Kirchenbau kamen aus Zittau, aber auch aus der böhmischen Umgebung. So wurde der Altaraufbau 1773 vom Bildschnitzer Anton Max aus Bürgstein (Sloup v Čechách) und vom Maler Carl August Cuno aus Zittau gefasst.⁵⁸

Zur Ausstattung der Lückendorfer Kirche gehörten auch einige Damasttücher, die 1704 von einer Zittauer Bürgerin bzw. 1709 von einem Großschönauer Damastweber gestiftet worden waren.⁵⁹

Ebersbach

Der außergewöhnlichste und vielleicht eindrucksvollste Kirchenbau in den Zittauer Ratsdörfern befindet sich in Ebersbach. Es ist ein für ein Dorf sehr großes Gotteshaus, das aus einem langgestreckten Kirchenschiff und einem Zentralbau im Osten besteht. Die Baugeschichte und die Dimensionen – es gibt rund 2.000 Sitzplätze – spiegeln die rasante Entwicklung des Dorfes im 17. und 18. Jahrhundert wieder. Dabei entschied man sich anders als in Niederoderwitz oder in Großschönau nicht zu einem Neubau aus einem Guss, sondern erweiterte ein mittelalterliches Gebäude 1682 zu einem langen Saal. An diesen baute man 1726–29 im Osten einen monumentalen, 18,6 m durchmessenden Zentralbau mit dreifacher Empore an, der angeblich von einem im nahen böhmischen Georgswalde (Jirkov) tätigen italienischen Architekten entworfen worden war.⁶⁰ Für den oberen Raumabschluss wählte man hölzerne, mit einem durch Engel bevölkerten Himmel bemalte und teils durchfensterte Gewölbe. Die Wirkung dieses Bauwerkes, besonders von innen, ist erstaunlich und von einer Geräumigkeit und dabei von einer heiteren Anmutung, die in der Region ihresgleichen sucht. Besonders reizvoll ist, dass im 19. Jahrhundert Purifizierungen weitgehend unterblieben. Und so blieben auch die umfangreichen, wirkungsvollen, aber doch einfachen Malereien von 1733 an den Emporen erhalten – 54 Bildfelder aus der Heilsgeschichte von der Genesis zur Apokalypse. Auch die mannigfaltigen, oft noch mit Namensschildern versehenen Gestühle sind vorhanden. Den Höhepunkt der Kirche bildet neben der östlichen Rotunde mit dem wirkungsvollen und raumgreifenden Altaraufbau von 1787⁶¹ die prachtvolle Orgel, die fast die gesamte Westwand einnimmt und die 1738 aus der Zittauer Johanniskirche für 750 Taler erworben wurde.⁶² Es handelt sich um das Instrument von 1685, das in

43 Nicht klar ist, ob es derselbe Zimmermeister ist, von 1705 am Bau der Großschönauer Kirche beteiligt war, aber bei Richter 1836 (wie Anm. 30), S. 41 nur mit Nachnamen benannt ist.

44 Pescheck 1835 (wie Anm. 41), S. 26, wobei die Geschenke und unentgeltlich geleisteten Dienste nicht mitgerechnet sind.

45 Gurlitt 1906 (wie Anm. 9), S. 85.

46 Pescheck 1835 (wie Anm. 41), S. 26, schreibt, dass das Bild von einem Altar stamme, welcher dem Hochaltar zur Linken gestanden hätte.

47 Anna Eleonora Leupold (1669–1741) war die Tochter des Stadtapothekers und Ratsherrn Heinrich Leupold und die Schwester des Apothekers Heinrich Georg Leupold sowie des Ratsherrn, Stadtrichter und zeitweiligen Bürgermeisters Heinrich Johann Leupold. Für Auskünfte danke ich Elke Wippler.

48 Thorsten Pietschmann: Die evangelischen Kirchen zu Lückendorf und Oybin, Lückendorf 2009, S. 6.

49 Zitiert nach Gurlitt 1906 (wie Anm. 9), S. 108.

50 Die Oberlausitz als besondere Abteilung von Sachsens Kirchengalerie, Dresden 1840, S. 176

51 Carpzov 1716 (wie Anm. 2), Kupferstich von Johann Georg Mentzel.

52 Pietschmann (wie Anm. 48), S. 11.

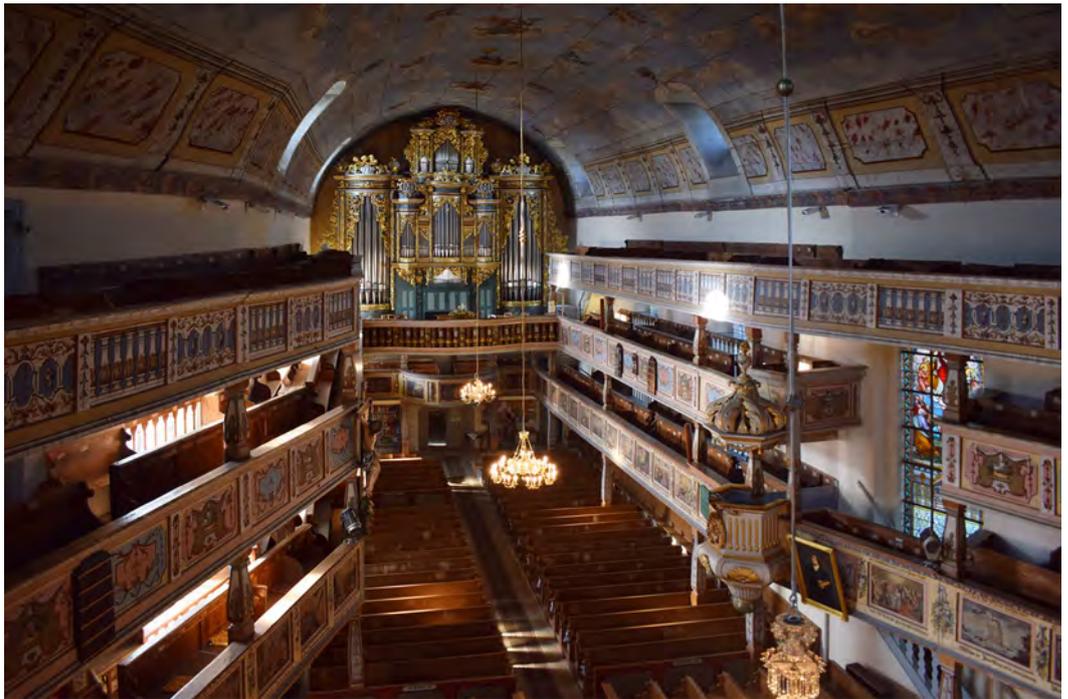
53 Stoll war wichtiger Förderer der Zittauer Ratsbibliothek und hatte einen entscheidenden Anteil an der Einrichtung der Wunderkammer 1709. Dazu Margitta Radschinski: „Mit diesen Bänden ... wollte die öffentliche Bibliothek vermehren und sich empfehlen ...“. Wohltäter der Zittauer Ratsbibliothek, in: Marius Winzeler (Hrsg.): Weises Geschenk. 300 Jahre Bibliotheksaal und Wunderkammer in Zittau (Zittauer Geschichtsblätter, Bd. 40), Zittau/Görlitz 2009, S. 100–115, hier S. 109.

54 Zitiert nach Gurlitt 1906 (wie Anm. 9), S. 201 f. Die Inschrift ist verschollen. Der Rat steuerte zudem Bauholz bei.

Ebersbach, Kircheninneres
nach Osten
Foto: Peter Knüvener

- 55 Scabinus bedeutet Schöffe.
56 Zu sehen auf dem Gemälde des Epitaphs von 1733 für den Pastor Primarius Gottfried Benjamin Martini in der Klosterkirche. Vgl. Peter Knüvener (Hrsg.): Epitaphien, Netzwerke, Reformation. Zittau und die Oberlausitz im konfessionellen Zeitalter, Zittau/Görlitz 2018, S. 551 f. Ob diese Symbolik einen Sieg der Christen über die Türken im Großen Türkenkrieg meint, wie überlegt worden ist, sei dahingestellt. Vgl. Pietschmann 2009 (wie Anm. 48), S. 13.
57 Zu Grätz Thorsten Pietschmann: Das Erbbegräbnis Grätz. Friedhof der Kreuzkirche Zittau, Lückendorf 2020, S. 4-7.
58 Gurlitt 1906 (wie Anm. 9), S. 201.
59 Darunter diejenige mit Jacobs Traum von der Himmelsleiter; siehe der Beitrag von Marion Rätzer in diesem Heft sowie Marion Rätzer: Damast aus Großschönau, Hamburg 2002, Bd. II, S. 11-17 sowie 39-48 und 53-55.
60 Zur Baugeschichte Gurlitt 1910 (wie Anm. 25), S. 97-101.
61 Bildhauer war gemäß einer Inschrift auf seiner Rückseite Carl Jacob Neumann aus Zittau, Fassmaler Joseph Menschel aus dem böhmischen Rumburg.
62 Gurlitt 1910 (wie Anm. 25), S. 107. Das Instrument wurde von Christoph Dreßler aus Leipzig geschaffen und vom Holzschnitzer Hartmann aus Jena errichtet.
63 Auf verschiedenen Grabsteinen von Leinwandhändlern in Eibau ist zu lesen, dass die Eltern Bauern gewesen sind, siehe Grabsteine für Friedrich Rudolph oder Friedrich Wollmann. Auf dem Grabstein für Friedrich Wollmann ist vermerkt, dass das Grufthaus mit Einwilligung des Zittauer Bürgermeisters Johann Christian Nesen u.a. errichtet worden ist, Vgl. Gurlitt 1910 (wie Anm. 25), S. 138.

Jonsdorf, Grabmal für
Martha Elisabeth Wehle
Foto: Peter Knüvener



Zittau durch die 1757 verbrannte Silbermannorgel ersetzt worden war. Allein die Tatsache, dass die Orgel der Zittauer Hauptpfarrkirche in der „Dorfkirche“ so gut zur Wirkung kommt, zeugt von der Großzügigkeit des Baus.

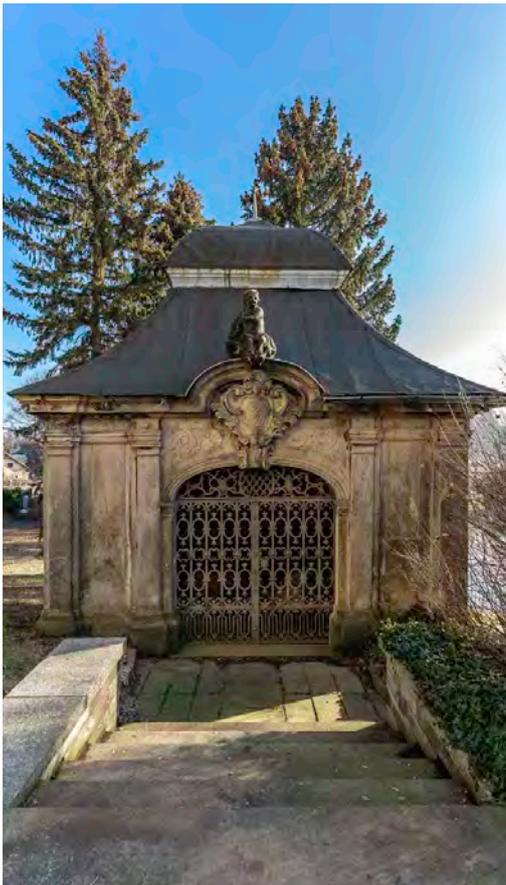
Die Friedhöfe und ihre Grabmonumente

War bislang hauptsächlich von den Kirchenbauten die Rede, sind die Friedhöfe ein eigenes Kapitel wert. Denn auch in der Begräbniskultur, in der sich die Gesellschaft selbst und individuell darstellte, wird die Eigenart der Region sehr deutlich. Der erwirtschaftete Reichtum erlaubte es nicht nur den reichen Kaufleuten, Amtsträgern und sogar Handwerkern in der Stadt, für ein angemessenes Begräbnis und entsprechende Grabdenkmäler zu sorgen, sondern vor allem der neuen Oberschicht innerhalb der Dorfbevölkerung. Besonders stolz präsentierten sich die Faktoren, die ebenfalls durch den Leinwandhandel zu Reichtum gekommen waren.⁶³ Dabei fällt auf, dass es eine Angleichung der Grabdenkmäler in den Ratsdörfern an diejenigen in der Stadt gab. So sind in zahlreichen Dörfern aufwändige steinerne Monumente erhalten, die in Form und mitunter auch in der Handschrift mit denen derjenigen in Zittau selbst übereinstimmen, wenn sie auch kleiner dimensioniert sind.

Als Beispiel sei nur das reizvolle Grabmal für Martha Elisabeth Wehle von 1744 in Waltersdorf genannt,⁶⁴ dessen Schöpfer offenbar derselbe Bildhauer war, der die Monumente für Friedrich Schreer (gest. 1729) auf dem Zittauer Klosterhof oder auf dem Kreuzfriedhof diejenigen für dessen Sohn Johann Friedrich Schreer (gest. 1743) und seine Frau Christiane Dorothea, geborene Grätz oder für Christiane Sophie Finck im Finck-

schen Grufthaus (gest. 1746) schuf.⁶⁵ Bei diesen Monumenten handelt es sich um Höhepunkte der Oberlausitzer Barockskulptur. Mehr noch als diese aufwändigen Grabdenkmäler sind die Grufthäuser für die Region typisch.





In Zittau gibt es davon auf dem Kreuzfriedhof, dem Klosterhof und dem Weberkirchhof noch eine große Anzahl, doch ist diese Form der Erbbegräbnisse auch auf dem Frauenfriedhof und dem Johanneskirchhof belegt. Selbst diese aufwändigste der damals bekannten Begräbnisformen wurde in den Dörfern rezipiert und ist noch mit eindrucksvollen Beispielen vertreten, so mit der Göhlschen Gruft in Niederoderwitz,⁶⁶ einer



Gruft um 1700 in Eibau⁶⁷ und dem besonders reizvollen Grufthaus Schöbel in Neugersdorf: Ein pavillonartiger, freistehender Bau mit gestuften und geschweiftem Dach, heiter und fast pagodenhaft wirkend, damit z. B. an das kostbare Grufthaus Rosencrantz des Zittauer Kreuzfriedhofs erinnernd.⁶⁸ Noch ist wenig bekannt, wer die Künstler dieser reizvollen Kleinarchitekturen waren und wie die verschiedenen Aufträge in Stadt und Dörfern zusammenhingen, doch durch die Ausführungen ist deutlich geworden, dass in einer relativ kurzen Zeitspanne kunst- und kulturgeschichtlich Bedeutendes geleistet wurde und dass ein Netzwerk von Personen einen entscheidenden Anteil daran hatte. Diese Denkmäler machen die Kulturlandschaft entscheidend aus und prägen sie – mit den teils zeitgleich entstandenen Umgebendehäusern – entscheidend mit.

links: Neugersdorf,
Grufthaus Schöbel
Foto: René Pech

rechts: Eibau, Friedhof,
Grufthaus
Foto: Peter Knüvener

64 Gurlitt 1906 (wie Anm. 9), S. 88

65 Pietschmann 2020 (wie Anm. 57), S. 19.

66 Von herausragender kulturhistorischer Bedeutung sind die noch vorhandenen hölzernen Denkmäler in diesem Grufthaus, die in ihrer Art äußerst selten – auch kaum in Zittau – überkommen sind.

67 Der ursprüngliche Bauherr ist nicht mehr genau zuzuordnen.

68 Dazu Thorsten Pietschmann: Denkmäler im Dreiländereck, Zittau/Görlitz 2019, S. 14.

Niederoderwitz,
Inneres der Göhlschen Gruft
Foto: René Pech

Autor
Dr. Peter Knüvener
Städtische Museen Zittau





Umgebindehäuser in den Dörfern um Zittau

Arnd Matthes

Doppelstuben-Umgebindehaus
(Ferienwohnung Scholz),
im Hintergrund der Berg Oybin
Foto: Dieter Weise

Dem aufmerksamen Beobachter der Oberlausitzer Hausbaukunst entgeht augenscheinlich nicht die eigenwillige Gestaltung der Umgebindejoche mit den verschiedenen, typischen Bogenformen. Diese markante Form hat sich bei vielen Oberlausitzer Gästen und Urlaubern eingeprägt.

Die äußere Gestalt der Oberlausitzer Wohnhäuser hat sich über die Jahrhunderte gewandelt, aber das Grundprinzip des Bauwerkes, das fachlich als Mitteldeutsches Ernhaus bezeichnet wird, ist erhalten geblieben. Im Erdgeschoss ist das Umgebindehaus in Wohnzone mit Stube in Block- oder Bohlenbauweise, in Flur- und Stallteil geteilt. Der Flur- und Stallteil im Erdgeschoss ist heute meist gemauert anzutreffen. Ursprünglich wurden fast alle Wohnhäuser komplett aus Holz in dieser Bauweise, mit Blockstube, Umgebindekonstruktion und Fachwerk errichtet.

Die historische Ansicht eines Umgebindehauses im Zittauer Gebirge aus der Zeit um 1900 (S. 169 oben) zeigt, dass der Flur- und Stallbereich mit

Steinen ausgemauert und anschließend mit Kalk geputzt wurde. Der linke Scheunenteil dagegen ist komplett in Fachwerkbauweise mit einem luftigen Unterbau aus dicken Stämmen zusammengezimmert, um den Tennenboden aus dicken Bohlen aufzunehmen. Auf der Tenne wurde früher das Getreide ausgedroschen. Am steilen Satteldach erkennt man eine Stroheindeckung. Bevor Tondachziegel und Schieferplatten sich im ländlichen Gebiet durchsetzten, gab es fast ausschließlich Holzschindel- und Strohdächer.

Die hölzerne Dachkonstruktion nannte man einst „Gespärre“. Es bestand aus den einzelnen Sparren, die mit einer überkreuz aufgelegten „Windrispe“ verbunden wurden. In der Schnittdarstellung eines älteren Umgebindehauses in Geschossbauweise ist dies gut erkennbar. Je nach Stand und finanzieller Ausstattung der damaligen Bauherren konnte man natürlich mit dem Einsatz von zusätzlichem Holz auch „stabiler“ bauen. Doch die Praxis hat bis heute gezeigt, dass ganz verschiedene Bau-

weisen zum Einsatz kamen und zahlreiche Beispiele bis heute ohne nennenswerte Schäden erhalten geblieben sind.

Die Schnittdarstellung zeigt von links nach rechts die Stube mit Kachelofen, den Flur mit Schwarzküche, sowie den Stall für die Tiere. Die oberen Kammern waren jahrhundertlang unbeheizt und dienten der Lagerung von Gebrauchsgegenständen, Nahrung und Futter für die Tiere.

Der Flur mit Rauchschlot nahm in manchen Häusern auch die beliebte Räucherammer auf, die manchmal sogar auf dem Dachboden integriert war. Der Rauchabzug bestand einst, so wie das Fachwerk, aus Holz mit Holzstaken, die mit Strohlehmwickel umwunden waren. Auf einer über 200 Jahre alten historischen Ansicht von Oybin sind alle Wohnhäuser mit diesem typischen Rauchabzug gezeichnet worden. Der Maler saß dabei auf dem Scharfenstein, einer kleinen Sandsteinkuppe, die heute teils bewaldet, teils bebaut ist. Heute ist die Ortslage stark überbaut.

Woher kommen die Umgebindehäuser?

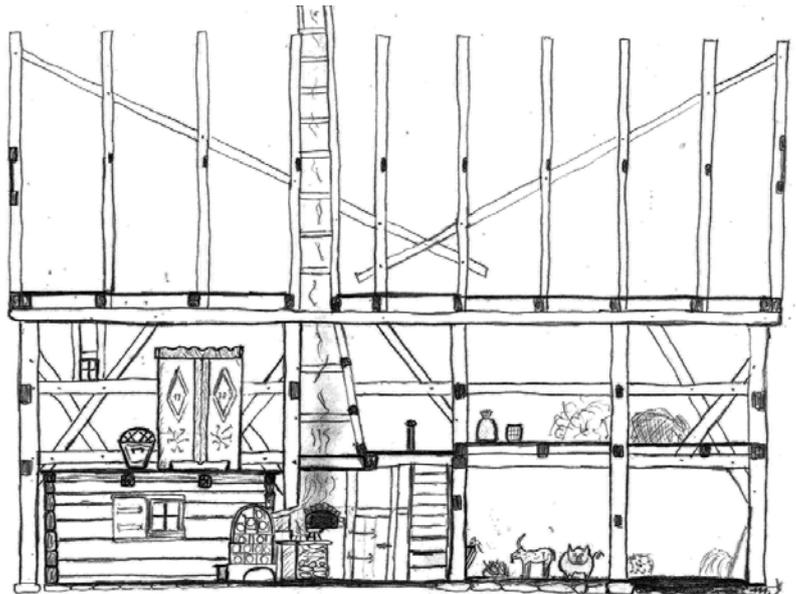
Zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert kamen deutsche Bauern in die bis dahin nur dünn von Slawen besiedelte Lausitz. Sie brachten aus ihrer Heimat, Mittel- und Süddeutschland, die Hausbauweise mit. Dort existierten zu der Zeit bereits ausgereifte Fachwerkbauten, auch in Kombination mit dem Blockbau. Die Vorstufe zum Umgebindehaus liegt wohl im städtischen Hausbau begründet. Die Ausbildung des Fachwerkbauwes mit dem Vorlaubenhaus war im 14./15. Jahrhundert weitestgehend abgeschlossen. Als architektonische Besonderheit ist die hölzerne Laube am Giebel zur Straße angeordnet. Der dabei entstehende Freiraum im Erdgeschoss konnte als Laubengang an Markttagen genutzt werden. Ein Verbot zum Bau solcher hölzernen Lauben ist wegen der Brandgefahr 1359 urkundlich in Zittau und nachfolgend für weitere Städte verbürgt. Mit dem Verbot der hölzernen Bauweise brach die Entwicklung innerhalb der Stadtmauern von Zittau weitgehend ab. Trotzdem sind Einzelnachweise von Fachwerk- und Umgebindebauwerken noch bis in die 1920er Jahre nachweisbar.

Die angenehmen Wohnbedingungen in einer Blockstube nutzten bereits damals die Siedler, so wie es schon vorher die Slawen praktizierten. Erstmals lässt sich zum Beispiel in Ratsrechnungen von 1430 ein Hinweis auf eine Blockstube: „den gebawern, die stubenholz gefurt haben, zu bire 2 gr.“ finden.

Das Mindeste, für die Zufriedenheit der damaligen Menschen war ausreichend Nahrung und eine schützende „Behausung“. In dieser musste für die Zubereitung von Speisen und für die Heizung des Wohnraumes, der meist auch Schlafstätte war, eine Feuerstelle eingerichtet sein. Den Wohnraum nannte man bereits im mittel- und althochdeutschen Sprachgebrauch „Stuba“. Heute nennen wir meist den mit einem Ofen beheizbaren Raum im-



Umgebindehaus im Zittauer Gebirge, um 1900



Schematische Schnittdarstellung eines Umgebindehauses
Zeichnung von Arnd Matthes, 2009

mer noch Stube und wissen kaum noch von dessen Ursprung im Mittelalter. Damals war es sicherlich üblich, dass sich die Menschen in Stadt und Land, die es sich leisten konnten, behagliche Wohnräume, auch Zimmer genannt, vom Zimmermann anfertigen ließen. Übrigens stammt die Bezeichnung Zimmer, mittelhochdeutsch „zimber“, ebenfalls aus dem Mittelalter.

Das lange Festhalten an der hölzernen Bautradition sowie die Pflege und Erhaltung dieser Häuser kann durchaus mit klimatischen Aspekten zu be-

Ansicht des Dorfes Oybin,
Zeichnung von Heinrich Friedrich Laurin, 1806, Umgebindehäuser mit Rauchabzug



gründen sein. Das Holz der Blockstube bietet gute Eigenschaften der Wärmehaltung und wurde altergebracht als einziger beheizbarer Raum zum Wohnen und Arbeiten genutzt. Die durch den Ofen erzeugte Wärme gelangte nur schwer durch die zusätzlich mit Moos und Wolle winddichten Holzwände nach außen. Mit wenig Brennmaterial, das über Jahrhunderte fast nur aus Holz, nachweislich auch aus Kuhdung bestand und erst im 19. Jahrhundert durch die Kohle abgelöst wurde, erreichte man angenehme Raumtemperaturen. Das Umgebinderhaus mit der Blockstube erfüllt auch in der heutigen Zeit mit verträglichen Verbesserungen teilweise die Anforderungen an den Wärmeschutz. Um den Wärmedämmeffekt einer 18 cm dicken Blockbohlenwand zu erreichen, müsste man eine Ziegelwand errichten, die über einen Meter dick ist.

Die Umgebinderkonstruktion selbst ist eine Stützkonstruktion. Sie gestattet es als einzige Möglichkeit, die Vorteile der Block- und der Fachwerkbauweise in einem Hause zu vereinen. Sie leitet die Lasten des Daches oder die eines weiteren möglichen Stockwerkes auf das Fundament ab, so dass die Blockwände nicht belastet werden. Mit Zunahme des Mangels an Bauholz wurde auch der Mauerwerksbau nach und nach in Teile des Hauses integriert. Nur bei den älteren erhaltenen Häusern kann der Nachweis der Holzbauweise noch für das 17. und 18. Jahrhundert erbracht werden. Am Umgebinderhaus-Bauprinzip von Karl Bernert lassen sich gut die einzelnen Bauphasen erkennen.

Die Bezeichnung Gebinde ist nachweislich seit dem Mittelalter im Hausbau bekannt. Man bezeichnete damals die mit Riegel und Streben miteinander verbundenen Ständer. Hier findet sich der Schlüssel zum Begriff Umgebinder. Das Zusammenbinden von Holzbauteilen mit Seilen geht also auf uralte Traditionen zurück, die der Zimmermann noch heute mit dem Begriff Abbund verwendet. Die heutige Bezeichnung Umgebinder (-haus) wurde demzufolge vom Geschossbau abgeleitet. Die Bezeichnung Umgebinder war unter den Zimmerleuten und Dorfhandwerkern früher schon geläufig. So fand Manfred Schober vor einigen Jahren in einer Materialrechnung aus dem Jahre 1839 die eindeutige Bezeichnung „Umgebinder“. In der Fachliteratur zum Umgebinderhaus verwendete dagegen 1893 Otto Gruner erstmals den Begriff des „Umgebinder“. Der Begriff „Umgebinder“ ist demnach keine Erfindung der Hausforschung, sondern die Zimmerleute benutzten diese Bezeichnung bereits seit Jahrhunderten.

Vermutlich wurden die städtischen Zimmerleute durch die massive Einwanderung von böhmischen Exulanten in manchen Orten sogar verdrängt. So lässt sich z. B. in Seiffhennersdorf beobachten, dass insbesondere die Bauernhöfe andere Kubaturen aufweisen als die Häuser in den Nachbarorten.

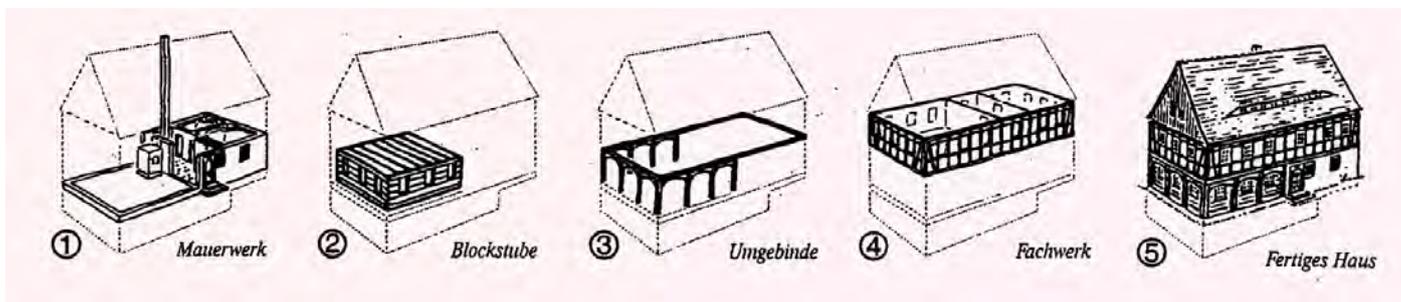
Das „moderne“ Umgebinderhaus, das seinen zimmermannstechnischen Höhepunkt in der Mitte des 19. Jahrhunderts erreichte, hat eine Entwicklung durch mindestens sechs Jahrhunderte durchlaufen. Im Rahmen wissenschaftlicher Forschungen durch das Landesamt für Denkmalpflege Sachsen und die Stiftung Umgebinderhaus können immer mehr Umgebinderhäuser in das 17. und sogar 16. Jahrhundert datiert werden. So gibt es aktuell die ältesten Umgebinderhaus-Nachweise für Harthau von 1599, Oybin 1600/1655, Jonsdorf 1675, Seiffhennersdorf 1614, Waltersdorf 1682 und Großschönau 1670.

Wer es sich früher finanziell leisten konnte, baute das Umgebinderhaus als Mehrgenerationenhaus dauerhaft für die Zukunft. In Bezug auf die Größe und Nutzung war das Bauwerk ebenfalls sehr wandlungsfähig. Vom Hausweber, Gärtner, Bauer, Pfarrer, Gastwirt bis zum Faktor wohnten ursprünglich alle Leute des Dorfes, außer den Grund- oder Gutsherren, in Umgebinderhäusern. Daher sind sie auch heute immer noch vielseitig nutzbar. Vor allem im 17. und 18. Jahrhundert entwickelten sich verschiedenste Haustypen, die sich für vielseitige Ansprüche und Nutzungen eignen. Eingeschossige- und Drempelgeschossbauten (1½-geschossig) sowie Geschossbauten und Stockwerksbauten (zweigeschossig) wurden gleichwertig nebeneinander errichtet. Andreaskreuze und üppiger Holzeinsatz an den Fassaden zeigen den Reichtum der einstigen Besitzer, die es sich leisten konnten.

Selbst den üppigen Spätbarock bis hin zum strengen Klassizismus hat die Ornamentik an den Häusern als prägendes Element überdauert. Besonders zeigt sich dies in der Gestaltung der Eingangsbereiche mit üppig gezierten Sandsteinportalen, die besonders in Großschönau und Waltersdorf hervortreten. Diese Vielfalt konnten sich oft nur die Wohlhabenden leisten. In diese Zeit, so im 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts, fällt auch die lebhafteste Entwicklung der Textilherstellung. Der Wohlstand der Leinwandhändler zeigt sich dabei durch deren mächtige Faktorenhäuser.

Ab 1850 setzte sich in der gesamten Oberlausitz langsam die Massivbauweise durch, die sich vor allem an modernen städtischen Bauten orientierte.

Aufbauprinzip eines Umgebinderhauses, Zeichnung von Karl Bernert



Beispiele für Umgebindehäuser

Großschönau

Mit mehr als 650 Umgebindehäusern hat die heutige Gemeinde Großschönau mit Waltersdorf und Hainewalde den größten Bestand dieser historisch gewachsenen Häuser aufzuweisen. Grundlage für einen kräftigen Entwicklungsschub für Großschönau war der 1587 erfolgte Verkauf des Ortes durch Hartwig von Nostitz an die Stadt Zittau. Unter Kontrolle des Zittauer Rates konnte sich nun die Textilherstellung in fast jedem Umgebindehaus rasch entwickeln. Besonders nach 1666 gab es noch einmal einen Schub an Neubauten, die sich vorrangig im Auenbereich der Mandau und weiteren Zuflüssen ansiedelten.



Waltersdorf

Der Ort entwickelte sich nach 1665 ebenfalls durch den Zuzug böhmischer Exulanten sehr schnell. An den Umgebindehäusern finden wir teilweise reinen Blockbau im Obergeschoss und bei Drempelgeschossbauten einen aus Blockbohlen bestehenden Drempel. Auch die Herstellung von Textilien wurde ab der Mitte des 17. Jahrhunderts intensiviert. Faktorenhäuser aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit reicher Ausstattung, sind bis heute erhalten geblieben. Am markantesten für Waltersdorf sind vor allen die schmuckreichen Türgewände aus Sandstein, die uns heute noch von den handwerklichen Fähigkeiten überzeugen und faszinieren. Dass diese einst stark farbig gefasst waren, zeigt der vorbildlich restaurierte Türsturz des Hauses Hauptstraße 140 von 1732.



Waltersdorf, Hauptstraße 140,
Türsturz mit Inschrift
Foto: Arnd Matthes

Herrenwalde

In dieser 1580 angelegten Siedlungszeile finden sich heute noch zahlreiche Objekte in Umgebindebauweise. Ein Doppelstubenhaus enthält zwei Stuben, die beidseitig der Eingangstür angeordnet sind.



Herrenwalde 16, Umgebindehaus,
genannt Walters Häusel
Foto: Arnd Matthes

Jonsdorf

1539 baute man in Jonsdorf die ersten zehn „Gartennahrungen“. Es sind wohl Umgebindehäuser gewesen. Die Siedler erwarben die Grundstücke vom Cölestinerkloster Oybin, doch bereits 1574 wurde Jonsdorf zum Ratsdorf der Stadt Zittau. Als man erkannte, dass der vor Ort anstehende Sandstein für die Herstellung von Mühlsteinen besonders geeignet ist, legte man erste Steinbrüche an. Die Geschäfte liefen so gut, dass der Zittauer Rat 1667 beschloss, am Pochebach zwischen Jonsdorf und Waltersdorf weitere Bauplätze auszuweisen. Der heutige Bestand der Jonsdorfer Umgebindehäuser ist sehr vielfältig ausgeprägt, von schlichten eingeschossigen über Drempelgeschossbauten bis zu zweigeschossigen Wohnhäusern sind alle vertreten. Besonders auffällig sind die sehr ursprünglich erscheinenden Drempelgeschossbauten, die vermutlich noch bis in die Zeit des 17. Jahrhunderts zurückreichen, als die erste große Ortserweiterung stattfand.



links: Waltersdorf, Hauptstraße 80,
Umgebindehaus mit Obergeschoss
in Blockbauweise
Foto: Arnd Matthes

An der Drehe 2, Umgebindehaus
mit Drempelgeschoss
Foto: Arnd Matthes

rechts: Seifhennersdorf,
Umgebindehaus Weißweg 23
Foto: Arnd Matthes



der Oberlausitzer Umgebindehäuser ein, die als Ausdruck einer besonderen Volksbauweise trotz zahlreicher Verluste noch das Bild einer ganzen Region prägen. Unsere Stiftung konnte bislang bei über 140 Sanierungsvorhaben an wertvollen Kulturdenkmälern unterstützend wirken. Dies war nur in Zusammenarbeit mit anderen großen Stiftungen wie der Deutschen Bundestiftung Umwelt und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz möglich. Das Stiftungskapital konnte dank der Unterstützung durch das Sächsische Staatsministerium des Innern sowie der Landkreise Bautzen und Görlitz beträchtlich erhöht werden. Zusätzlich wurden in den letzten Jahren mit Hilfe einer Spende des Ostdeutschen Sparkassenverbandes eine halbe Million Euro für Maßnahmen an flutgeschädigten Umgebindehäusern vergeben.

Schwerpunkte der Stiftungsarbeit sind individuelle Fachberatungen zu Sanierungsmöglichkeiten, die Vergabe des Umgebindehaus Preises sowie die Vermittlung und Ausreichung von Finanzmitteln im Rahmen der Kleinprojektförderung. Aufgrund der unterschiedlichen Entstehungsgeschichten der Umgebindehäuser sind Duplikate fast nicht zu finden. Daher bedarf jedes einzelne Haus einer individuellen Beratung. Besonders die Zusammenarbeit mit den Denkmalschutzbehörden ist ein umfassendes Handlungsfeld. Da sind nicht nur zeitaufwendige Aufklärungen zum Schutz der historischen Bausubstanz gefragt, sondern auch die fachliche Umsetzung der geplanten Instandhaltungsmaßnahmen muss im Vorfeld abgeklärt werden. Das ist eine nicht zu unterschätzende Hilfe für den Bauherrn und ist von Nutzen, Ängste und Vorurteile abzubauen. Schließlich sind alle Bauarbeiten am denkmalgeschützten Umgebindehaus genehmigungspflichtig.

Obwohl sich in den letzten Jahren mehr als 250 Neueigentümer für den Kauf und die Sanierung eines Umgebindehauses entschieden haben, kann damit die demografische Entwicklung nicht aufgehalten werden. Die Zahl der leerstehenden Umgebindehäuser beläuft sich nach wie vor auf etwa 200 Objekte. Diese sind teils zu günstigen Preisen zu haben und werden zum Teil über eine Onlinebörse von der Stiftung Umgebindehaus angeboten.

Die Bevölkerung bringt den historischen Gebäuden heute wieder eine größere Wertschätzung entgegen und erkennt auch den energetischen Vorteil dieser soliden Bauweise. Touristen wiederum erfreuen sich an diesen einzigartigen Häusern und genießen ihre Ferien bewusst in diesen besonderen Bauwerken.

Hain

In den Jahren zwischen 1561 und 1566 siedelte Benno von Salza einige Gärtner, also Kleinbauern, an. Er besaß auch den Oybin, auf dem er 1562 noch Bauarbeiten ausführen ließ. Den Maierhof, der sich einst unterhalb des Oybin befand, erhielt er pfandweise vom Kaiser für die Zeit von 1556 bis 1563. Holz war damals ein begehrter Rohstoff, und man versuchte, die Ratswälder zu schonen. Doch die sich schnell entwickelnde Bevölkerung verlangte nach neuen Bauplätzen. Es kam die Zeit, in der viele kleine Siedlungen in den höher gelegenen Gebirgsregionen entstanden. Durch Rodung von Zittauer Ratswald zählte der Ort um 1800 bereits 26 Häuser. Im 19. Jahrhundert kamen villenartige Häuser hinzu. Ein oft fotografisch aufgenommenes Umgebindehaus aus der Zeit um 1700 wurde vorbildlich saniert und ist gegenwärtig als Ferienhaus genutzt. Um 1910 war das Dach noch mit Stroh gedeckt.



Hain, Jonsdorfer Straße 21,
Umgebindehaus „Haus Isabelle“
Foto: Arnd Matthes

Lückendorf

Als kleine, spät gegründete Siedlung direkt an der böhmischen Grenze, entwickelte sich der Ort durch den Zuzug böhmischer Exulanten im Verlaufe des Dreißigjährigen Kriegs recht schnell, sodass 1691 im Niederdorf eine evangelische Dorfkirche erbaut werden musste. Bis heute haben sich fast 50 gut gepflegte Umgebindehäuser erhalten.

Seifhennersdorf

In Seifhennersdorf, das 1584 an die Stadt Zittau verkauft und somit Ratsdorf wurde, hat sich bis heute eines der wertvollsten und ältesten Umgebindehäuser erhalten. Es wurde 1614 in der Dorfau errichtet und hatte ursprünglich auf beiden Giebelseiten einen sogenannten Schopfwalm. Diesem begegnet man teilweise in Böhmen und auch im Bereich westlich von Görlitz. Im Zuge der Sanierung dieses für die Hausforschung seltenen Bauwerkes konnte ein Giebel so rekonstruiert werden, wie er zur Bauzeit ausgesehen haben mag. Das sanierte Umgebindehaus kann als Schauhaus besichtigt werden. Darüber hinaus hat Seifhennersdorf einen hervorragenden Bestand verschiedenster Umgebindehäuser, meist aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Wie ist es heute um die Umgebindehäuser bestellt?

Seit ihrer Gründung im Jahre 2004 setzt sich die Stiftung Umgebindehaus erfolgreich für die Bewahrung

Autor
Arnd Matthes
Neugersdorf



Der Mühlsteinabbau bei Jonsdorf

Manfred Lorenz

Mühlsteinbrüche bei Jonsdorf,
Lithographie, um 1840
Städtische Museen Zittau,
Inv.-Nr. 3049/3232

Die Cölestiner-Mönche auf dem Burgkloster von Oybin hatten erheblichen Landbesitz. Seit 1369 gehörte ihnen fast der ganze Gebirgszug, der jetzt als Zittauer Gebirge bekannt ist. In einem alten Inventarverzeichnis des Klosters sind zehn Berge aufgeführt; unter anderen auch die Rabensteine. Nachdem der letzte Prior das Kloster auf dem Oybin verlassen hatte, erwarb die Stadt Zittau 1574 den Klosterbesitz für 68.000 Taler.¹ Zittau war jetzt Eigentümer des Klosterbesitzes, der Wälder auf diesen Bergen und der dort befindlichen Steinbrüche.

In der Zeit um 1539, als Jonsdorf im Zittauer Gebirge gegründet wurde, suchte man auch nach neuen Arbeitsmöglichkeiten. Steinbrüche zum Bau der Kirchen, Brücken und Häuser waren schon vorhanden. Da richtete ein Steinbrecher seinen Blick zu den Felsen in den Rabensteinen. „Am Bärloch in den Rabensteinen, soll 1560, manche sagen 1561, die Brauchbarkeit dieses Sandsteins für Mühlsteine festgestellt worden sein.“² 1561 müssen schon einige Mühlsteine verkauft worden sein,

wie in einer Chronik berichtet wird. „In diesem Jahr zahlten die Friedländer³ 1 Schock, 3 Groschen für einen aus Zittau hergeführten Mühlstein.“⁴ Ab 1578 muss es den ersten Pachtvertrag mit Zittau gegeben haben. Die einzelnen Bedingungen des ersten Pachtvertrages sind unbekannt.⁵

Der Stadt Zittau gehörten die Rabensteine, und das Bärloch wurde für zehn Taler im Jahr verpachtet. Weitere Steinbrüche in diesem Gebiet kamen dazu, wie der Weiße Felsen, der Kellerbergbruch, die Weiße Wand, der Bruch am Weidenstrauche und das Schwarze Loch. Die drei zuletzt genannten Steinbrüche wurden um 1850 zusammengelegt und unter dem Namen „Schwarzes Loch“ weitergeführt.

Der Historiker Johann Benedict Carpzov (1675–1739) berichtete im Jahre 1716 von einigen Steinbrüchen im Gebirge: „Ferner vortreffliche Sandsteine allerley Sorten zu Werkstücken, zu Steinmetz- und Bildhauer Arbeit, wie auch gute Mühlsteine, so man weit – und breit von hier wegehohlet.“⁶

- 1 Arno Kunze: Berg und Dorf Oybin in sieben Jahrhunderten, Oybin 1964.
- 2 Manfred Lorenz: 450-jähriges Jubiläum am Bärloch in den Rabensteinen bei Jonsdorf, in: Chronikhefte, Kurort Jonsdorf, Heft 1, November 2011.
- 3 Gemeint ist Friedland (Frýdlant) in Nordböhmen.
- 4 Jörg Müller (Hrsg.): Eine Zeittafel zu den Mühlsteinbrüchen in Jonsdorf, Jonsdorf 2001.
- 5 Diverse Akten im Zittauer Stadtarchiv.
- 6 Johann Benedict Carpzov: Analecta Fastorum Zittaviensium oder Historischer Schauplatz Der Löblichen Alten Sechs-Stadt des Marggraffenthums Ober-Lausitz Zittau, Zittau 1716.



Steinbruch Schwarzes Loch bei Jonsdorf, um 1890
Städtische Museen Zittau

7 C. A. Kühn: Resultate der vom Unterzeichneten angestellten Geognostisch-Bergmännischen Untersuchung des Gebietes der Sechsstadt Zittau, Christian-Weise-Bibliothek Zittau, Altbestand, Handschrift A 299.

8 Zitate aus Louis Oeser (Hrsg.): Album der sächsischen Industrie, Band 2, Neusalza um 1859.

Herstellung von Mühlsteinen im Steinbruch Schwarzes Loch, um 1900
Städtische Museen Zittau



Im Siebenjährigen Krieg wurde die Stadt Zittau in Brand geschossen und auch das Stadtarchiv brannte nieder. Die Pachtverträge und andere Aufzeichnungen waren verloren. Danach wurden die neuen Steinbrüche erschlossen und das Gebiet nannte sich nicht mehr „in den Rabensteinen“, sondern jetzt waren es die Mühlsteinbrüche. Von 1757 bis 1864 gab es die meisten Verpachtungen. Die Pächter haben sich immer wieder überboten, von 138 Talern 1756 bis 2.400 Taler im Jahre 1864. Die Produktion war erhöht worden, und zu Spitzenzeiten wurden bis zu 1.000 Mühlsteine pro Jahr gefertigt und ausgeliefert. Das ist sicherlich auch darauf zurückzuführen, dass man ab 1850 auch Sprengmittel einsetzen konnte und es dadurch leichter und auch schneller voran ging. Vorher wurde alles mühselig mit der Hand abgebaut.

Es wurden Wissenschaftler zur Begutachtung herangezogen, um die „Nachhaltigkeit“ des Gesteins zu prüfen. Man prüfte, ob es in der Tiefe noch guten und brauchbaren Sandstein gab. Das erste gute geologische Gutachten über die Mühlsteine wurde

von C. A. Kühn in einer Handschrift um 1810 erstellt: „Es ist ein quarziger Sandstein, von einem mittlern Korn, einer mäßigen Festigkeit, und einer gewissermaßen drusigen Beschaffenheit, wodurch er durchaus einen beträchtlichen Grad an Porosität erlangt. Diese Art von Sandstein gibt vortreffliche Mühlsteine ab, welche ungemein theuer bezahlt werden.“⁷

Es wurden damals viele Mühlsteine weltweit aus verschiedenen Gesteinen hergestellt. Die Steine aus Granit, Gneis und Granodiorit haben den Nachteil, dass sich einzelne kleine Steinchen lösten und im Mehl zu finden waren. Bei Blasenbasalt und Rhyolith waren es Bruchstücke des Gesteins. Auch aus Buntsandsteinen und verkieselten Sandsteinen wurden Mühlsteine gefertigt. Diese Steine waren zu kompakt und zu fest; und in kurzer Zeit waren sie glatt wie poliert und dadurch nicht mehr brauchbar. Sie mussten neu aufgearbeitet werden, indem man Riefen einschlug. Etwa 30 Kilometer östlich von Paris gab es den Süßwasserquarz mit hervorragenden Eigenschaften. „Diese Eigenschaft der Porosität, verbunden mit der Härte, Festigkeit, Schärfe und heller Farbe fand sich an dem französischen – dem sogenannten pariser – Mühlstein besonders. Es ist dieser pariser Mühlstein ein Süßwasserquarz, der also aus Kieselsäure (Kiesel-erde oder Quarz) besteht.“ Er wird in der Veröffentlichung in den höchsten Tönen gelobt. Besonders beim „Entschälen“ der Körner wird der französische Stein von keinem anderen übertroffen. „Unentbehrlich bleibt doch der deutsche Sandstein zum Ausmahlen.“⁸

Nach diesem Abstecher kommen wir wieder zu den Sandsteinen bei Jonsdorf. 1854 wurden von dem Geologen Hanns Bruno Geinitz (1814–1900) genauere Untersuchungen zu dem Jonsdorfer Sandstein für Mühlsteine angestellt: „Von allen den bis jetzt gefundenen deutschen Sandsteinen, welche sich als Material zu Mühlsteinen eignen, steht dem zu Jonsdorf gebrochenen keiner gleich, am wenigsten aber voran.“⁹

Es werden hier die Ergebnisse der Untersuchung im originalen Text wiedergegeben:

„1) von ganz besonders scharfer Kornbildung, die in Hinsicht der Schärfe von keinem andern erreicht wird, und in dieser Beziehung ein längeres Benutzen der daraus gefertigten Mühlsteine möglich macht; die Kieskörnchen erscheinen, wie bei keiner anderen Sorte Sandstein, hier ohne sichtbares Bindemittel wie durch Schmelz unter sich so fest verbunden, daß man, ohne diese Verbindung zu lösen, sie vollständig durchhauen kann;
2) er beseitigt durch seine große, höchst vorteilhafte Porosität (Luft) das lästige Schmierien (Waschen) bei dem Mahlen und verhindert das Polieren (Glattwerden) des Steins;
3) er gewährt durch diese ausgezeichneten Eigenschaften den Vorteil, nicht nur überhaupt damit viel fertig zu machen, sondern auch die größte Ergiebigkeit zu erzielen; denn im Vergleich zu andern beträgt der Mehrbetrag mindestens an Volumen $\frac{1}{8}$ und an Gewicht $\frac{1}{30}$;

4) eignet er sich auch zum Entschälen der Körner von allen Sandsteinen am besten, und macht hierdurch zugleich den französischen Stein entbehrlich oder ersetzt ihn doch vollständig, und es ist daher dort, wo man nicht mehrere Paar Steine neben einander im Gange haben und die Arbeit darauf verteilen kann, sondern mit einem Paar Steine alle Arbeiten verrichten muss, wie bei Windmühlen u. dergl., stets mit Jonsdorfer Mühlsteinen das beste Resultat und eine Ergiebigkeit zu erreichen, wie sie sich weder mit Steinen aus französischer noch mit anderm deutschen Material – allein angewendet – erzielen lässt.“

„Diese Porosität gestattet, daß ein kräftiger Mann durch eine mehrere Zoll starke Sandsteinsäule mit dem Munde Wasser hindurch pressen kann, welches auf der entgegengesetzten Seite wieder hervortritt.“

Hier sagt man, man kann durch 10 cm „durchblasen“. Der Stein wird mit Seifenschaum getränkt und beim Pusten kommen auf der Gegenseite die Seifenblasen zum Vorschein.

Bei der Probennahme zu chemische Untersuchungen 1852 wurden durch Beobachtung die „Sandsteinsäulen“ entdeckt. „Säulensandstein“ gibt es an mehreren Stellen in den Mühlsteinbrüchen.¹⁰ „Diese Säulen kommen hier theils in senkrecht stehenden Wänden, theils in geneigter Lage vor. Nicht minder vorzüglich sind jene, welche aus mit Kieselzement zusammengefügt Sandsteinsäulen gefertigt werden.“¹¹

Jetzt zum eigentlichen Abbau, den ersten Versuchen. Am Anfang hatte man an einer geeigneten Stelle in einer Reihe Kerben in den Fels geschlagen. Es wurden ausgetrocknete Buchenkeile eingeschlagen, Wasser darauf geschüttet, und nach einiger Zeit hatte sich ein Riss gebildet. Jetzt konnte man weiterarbeiten und aus dem Stück einen Mühlstein schlagen. Später wurden dann Eisenkeile verwendet. Dazu gibt es einen Bericht: „Auf einer 3 bis 4 Meter hohen Felsstufe sitzen etwa 12 bis 15 Arbeiter in einer langen Stirnreihe und schlagen im Dreschertakte mit schweren kurzstieligen Hämmern auf Eisenkeile, die vor ihnen zwischen Buchenhölzern in einer viele Meter langen, in die Wand gehauenen Rinne stecken. Die Keile müssen nun gleichmäßig angetrieben werden, darum das hämmern im Takt. Stundenlang erklingt es, neue Hölzer und längere Keile werden nachgetrieben. Da – ein schwacher Knall – ein Ruck – ein knirschender Ruck – die Hölzer und Keile werden locker – das hämmern hört wie auf Kommando auf – die Trennung ist geglückt. Ein gewaltiger Sandsteinblock von vielen Kubikmetern Inhalt und einigen tausend Zentnern Gewicht hat dem Drängen der Keile nachgeben müssen und wird auf ähnliche Weise nach Angaben des Bruchmeisters in Stücke zerlegt.“¹²

Nach 1850, als man sprengen konnte, wurden in einer Reihe Löcher gebohrt und mit Pulver gefüllt. Durch die Sprengung wurde die Wand abgetrennt. Eine Erleichterung, nur musste die Wand wie oben wieder in Stücke zerteilt werden. Da-



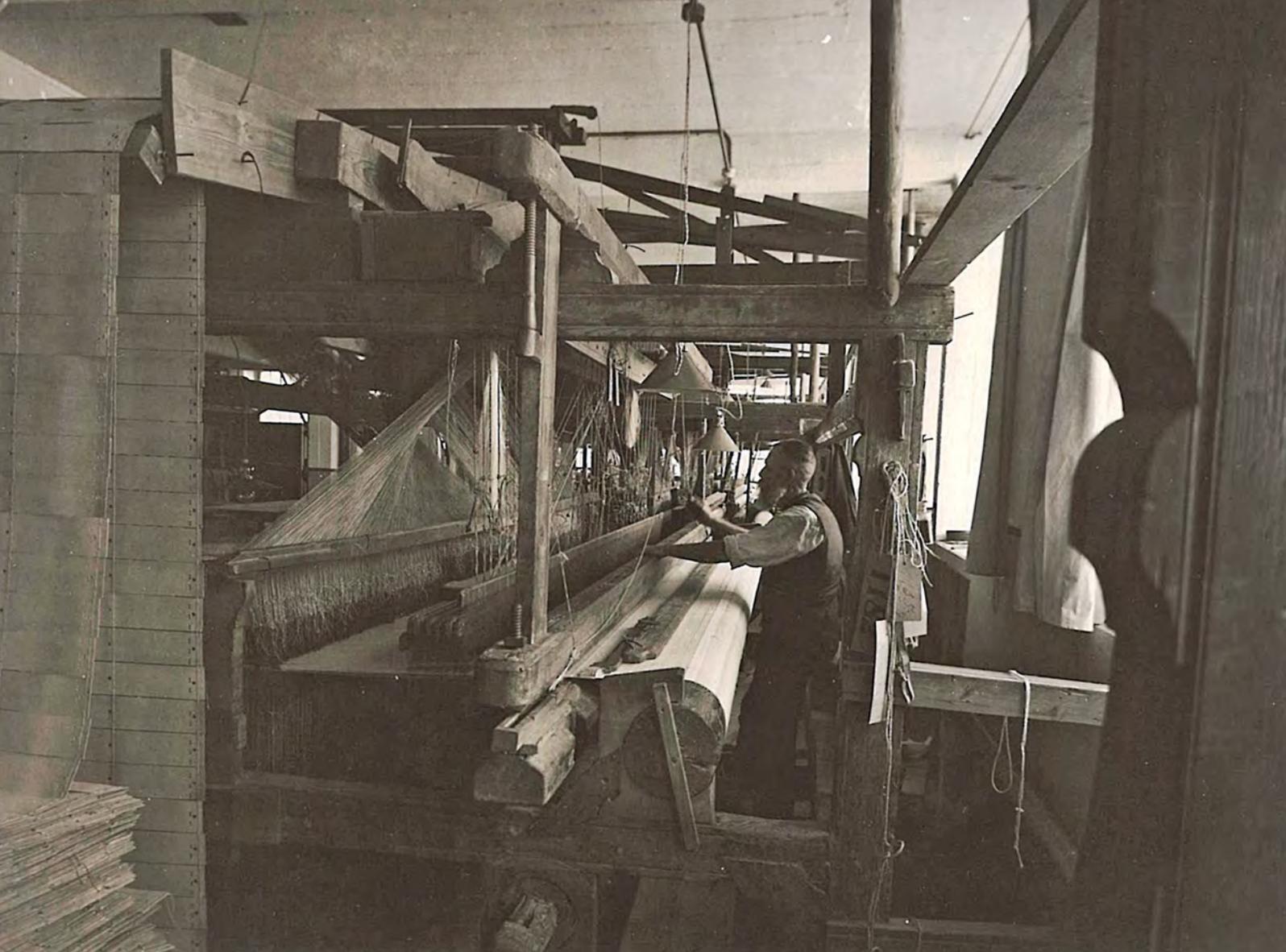
nach erfolgte die Bearbeitung mit Hammer und Meißel zum fertigen Mühlstein-Rohling. Dieser wurde vom Berg nach unten in die Fabrik geschafft und manuell dort gearbeitet. Erst dann konnte er ausgeliefert werden. Auch das Achsloch des Läufersteins wurde mit Hammer und Meißel herausgearbeitet. Die Mühlsteine wurden nach einem Raster von 0,50 bis 1,70 Meter hergestellt. Ab etwa 1850 gab es auch zusammengesetzte Steine. Um ein Mittelteil wurden segmentartig Stücke angesetzt, am Anfang mit Gips, später mit Zement und Eisenreifen zur Befestigung darum gelegt. Dann war ein so gefertigter Stein ebenso gut wie einer aus einem Stück. Die Jonsdorfer erhielten Auszeichnungen und Anerkennungsdiplome (1875). Es gab auch jede Menge Nebenarbeiten. Für den Transport mussten Wege angelegt, Gassen in den Fels durch Sprengungen freigemacht, ebenso ein 66 Meter langer Transportstollen und „Verladerampen“ gebaut werden. Später hatte man Rutschen am Berghang angelegt, was den Transport erheblich erleichterte.¹³ Der anfallende Schutt wurde einfach den Berghang hinunter gekippt. Der Verkauf der Mühlsteine erfolgte über Firmen. Diese gab es in Deutschland in Görlitz, Pirna, Dresden, Leipzig, Berlin, Frankfurt an der Oder, Bitterfeld, Magdeburg und Hamburg, um nur einige zu nennen. Ins Ausland lieferte man zu Firmen in Böhmen und Mähren nach Prag, Pardubitz, Komotau und Leipa, nach Wien in Österreich, Budapest in Ungarn, nach Liegnitz und Stettin, jetzt Polen, nach Riga, Minsk, Reval und Moskau in Russland, nach Stockholm in Schweden und einige nach England, um nur einige zu nennen. Die weitesten dürften bis Valdivia in Südamerika mit Auswanderern gereist sein.¹⁴ Ab 1873 gab es Preislisten in Zentimeter (vorher in Zoll) mit aus einem Stück gefertigten und zusammengesetzten Steinen.

Durch die Mühlsteinbrüche gibt es einen Lehrpfad mit 69 Stationen (Zahlen), zu denen man in einem Heft alles an Ort und Stelle nachlesen kann.¹⁵ Man kann auch an einer geführten Wanderung, die hier regelmäßig angeboten wird, teilnehmen.

Jonsdorf, Blick auf die Mühlsteinbrüche, um 1900
Städtische Museen Zittau

- 9 Hanns Bruno Geinitz: Die Mühlsteine Sachsens und ihr geognostisches Vorkommen, in: Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung vom 23. April 1854. Dort auch die nachfolgenden Zitate.
- 10 Manfred Lorenz: Die Entdeckung und Erforschung des Säulensandsteines in den Mühlsteinbrüchen und deren Umgebung bei Jonsdorf, Jonsdorf 2012.
- 11 Carl Friedrich Reichel: Die Basalte und säulenförmigen Sandsteine der Zittauer Gegend in Sachsen und Böhmen, Leipzig 1852.
- 12 R. Bauer: Eine Wanderung durch die Jonsdorfer Mühlsteinbrüche, in: Aus deutschen Bergen 28 (1913), S. 135-137.
- 13 Cornelia Donath/Manfred Lorenz: Denkmal- und Naturpfad durch die Mühlsteinbrüche und Jonsdorfer Felsenstadt. 2. Auflage Jonsdorf 2002.
- 14 Wie Anm. 4.
- 15 Wie Anm. 13.

Autor
Manfred Lorenz
Kurort Jonsdorf



Damast aus Großschönau

Die geheimen Kunsthandwerker des Kurfürsten

Maren Raetzer-Heerwagen

Damasthandweber bei der Firma Richter & Goldberg in Großschönau, um 1930

Stellen wir uns die elegantesten Events im Europa des 18. Jahrhunderts vor: Menschen in kostbaren Kleidern aus französischer Seide, zarte venezianische Gläser in den Händen, die Tafeln prächtig gedeckt mit kostbarem Porzellan und Silber. Der fast ein wenig unauffällige Höhepunkt dieser Inszenierungen: die blütenweiße, seidig glänzende Tischwäsche mit den persönlichen Wappen des Gastgebers. Und wer etwas auf sich hielt, bestellte in dieser Zeit Tischwäsche aus Großschönau.

Nun wussten die meisten Menschen sicher, wo Venedig und Paris lagen – aber Großschönau? Großschönau war damals ein kleines sächsisches Dorf nahe der Grenze zum böhmischen Machtgebiet und „fürstliche Geheimsache“. Das hatte durchaus seinen Grund, denn mit dem wachsenden Ruf der Kunsthandwerker versuchten andere Herrscher,

diese Spezialisten zu entführen und in ihren eigenen Gebieten anzusiedeln. Der Zittauer Rat setzte sogar eine Belohnung für die Meldung von Auswanderungswilligen aus, und diese konnten im Gefängnis landen.

Die Fürsten wetteiferten damals nicht nur aus Eitelkeit um die besten Kunsthandwerker. Es herrschte auch die Idee vor, dass man wertvolle Luxusgüter nicht im Ausland einkaufen sollte, damit das Silber im eigenen Land blieb. Geld aus dem Ausland für die eigenen Luxuswaren war hingegen immer willkommen.

Die ungewöhnliche Erfolgsgeschichte dieses Dorfes verdient Beachtung, und so ist es auch kein Wunder, dass es heute dort ein Museum gibt, das man unbedingt besuchen sollte, wenn man im Zittauer Gebirge wandert oder in Dresden die Porzel-

lansammlung besucht. Meißner Porzellan ohne Großschönauer Damast wäre wie ein Essen ohne Salz gewesen, und nicht nur, wenn man sich für Tafelkultur interessiert, sollte man diesen versteckten Kulturschatz auf keinen Fall versäumen.

Handwerksgeschichte

Reisen Sie in Gedanken in das 17. Jahrhundert zurück, etwa in die Zeit um 1666. Das Land ist durch den Dreißigjährigen Krieg und seine Folgen entvölkert.

1635 hatten der Habsburger Kaiser Ferdinand II. (1578–1637) und der sächsische Kurfürst Johann Georg I. (1585–1656) einen Sonderfrieden geschlossen, den sogenannten Prager Frieden. Von nun an gehörte die Oberlausitz und damit auch Großschönau zu Sachsen. Anders als im Habsburger-Reich genossen Lutheraner hier Glaubensfreiheit. Allerdings war die Macht des Landesherrn eingeschränkt. Die Herrschaft über viele Dörfer übten die Sechsstädte aus, und die Herrschaft über Großschönau hatte die Stadt Zittau inne.

Wenn man gut zu Fuß war, benötigte man etwa zwei Stunden von Zittau nach Großschönau. Die Gegend war bergig, der Boden schwer und steinig. Die niedrigen Gebiete waren feucht. Es gab in diesen 31 Teiche und das Flüsschen Mandau. Vom Ackerbau allein konnten die Menschen hier nicht leben. Von den 40 Häuslern, die 1647 in Großschönau lebten, verdienten 16 ihr Brot als Leineweber. Das war lange durchaus ein „Hochrisikoberuf“, denn die Leinweberei war eigentlich ein städtisches Gewerbe. Die Zittauer Leineweber, die in einer Innung organisiert waren, konnten jederzeit vorbeikommen und die teuren Webstühle ihrer dörflichen Konkurrenten zerschlagen. Das soll z. B. 1627 passiert sein. Allerdings stellte der Zittauer Rat bereits 1638 fest, dass Pest und Krieg die Stadtweber so sehr ausgedünnt hatten, dass sie den Bedarf der Händler nicht mehr decken konnten. So gestatteten die Zittauer „großzügig“ die Weberei in ihren eigenen Dörfern, natürlich gegen eine ordentliche Gebühr, das sogenannte Stuhlgeld.

Bei der Einführung von neuen Gewebesorten spielten die Händler, auch solche aus dem Ausland (z. B. aus Hamburg, England und Holland), eine wichtige Rolle. Der Aufbau einer neuen Produktionsstätte verursachte durch die Anschaffung von Produktionsgeräten und der Ausbildung von Fachkräften hohe Kosten. Im Fall der Damastweberei bedeutete das, dass man nicht nur einzelne Weber und Zieher benötigte, sondern so viele, dass man Großaufträge bewältigen konnte. Zusätzlich waren Stuhlbauer, Musterzeichner und Musterleser erforderlich. Warum aber in ein kleines Gebirgsdorf in Sachsen investieren, wo es doch in Holland eine gut funktionierende Damastweberei gab?

Eine Antwort lag in der Verfolgung der protestantischen Fachkräfte im französischen Machtbereich und in den spanischen Niederlanden. Die dortige politische Lage ließ es den Händlern ratsam erscheinen, eine „Backup-Produktionsstelle“



Damastwebstuhl im Deutschen Damast- und Frottiermuseum Großschönau
Foto: Anja Schumann

aufzubauen. Die in Großschönau gewährte Glaubensfreiheit und die nach dem Prager Frieden vergleichsweise allgemein ruhige Situation in der Lausitz waren daher wahrscheinlich für die Investoren ein überzeugende Argumente. Es lässt sich nicht belegen, dass niederländische Damastweber in Großschönau angesiedelt wurden, vielmehr sieht es so aus, als wenn ausgewählte Großschönauer zur Ausbildung nach Holland gesandt wurden, wohin es nachweislich bereits kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg enge Handelsbeziehungen gab.

Das neue Handwerk war so attraktiv, dass viele Menschen, Männer wie Frauen, versuchten, diesen Beruf zu erlernen. 1727 erließ der sächsische Staat die erste Damastweberordnung. Hierin wurde u. a. geregelt, wie lange ein Zieher oder Geselle an seinen Meister gebunden war, dass in der Vorweihnachtszeit sechswöchige „Manufakturferien“ einzulegen waren und dass keine Fremden in die Manufakturheimnisse eingeweiht werden durften.

1729 soll es in Großschönau die beachtliche Zahl von 782 Damastwebstühlen gegeben haben. Auch künstlerisch hatte man es geschafft: Der sächsische Hof bezog seine Damastischwäsche aus Großschönau. Die Webstühle standen in dieser Blütezeit noch in den Privathäusern. Die Umgebende-Fachwerkhäuser, die noch heute in Großschönau zu sehen sind, waren genau auf die Bedürfnisse der Weber zugeschnitten. In der Regel arbeitete die ganze Familie mit. Die Kinder begannen ihre berufliche Laufbahn als Musterzieher. Seitlich vom Webstuhl befanden sich die Musterschnüre. Die Arbeit erforderte eine hohe Konzentration, denn ein Damast mit Fehlern war nicht verkäuflich. Aber die zukünftigen Damastweber mussten nicht nur handwerkliches Können beweisen. Wer

links: Jakob schaut die Himmelsleiter, Damast, 1709
Deutsches Damast- und Frottiermuseum Großschönau, Inv.-Nr. 56-581, Bd. 2, Nr. 1



rechts: Damast mit dem Wappen der gedadelten jüdischen Familie von Rothschild, 19. Jahrhundert
Deutsches Damast- und Frottiermuseum Großschönau, Inv.-Nr. 97-3253, Bd. 2, Nr. 88



als Lehrling aufgenommen werden wollte, musste lesen und schreiben können. Ein Lehrherr nahm den Lehrling in sein Haus auf und war nicht nur für seine technische Ausbildung, sondern auch für seine christliche Erziehung verantwortlich. Religiöse Themen gehörten auch zum festen Repertoire der Großschönauer Damastweber. Ein wohl einzigartiges Damastgewebe stellt der Altarbehang „Jakob schaut die Himmelsleiter“ von 1709 dar, der sich heute im Museum Großschönau befindet. Dem Wunsch der sächsischen Kurfürsten, ihre Damastweber für sich zu behalten, verdankten die Großschönauer übrigens ein ganz besonderes Privileg: Sie waren bis 1792 vom Militärdienst befreit. Zur Ableistung des Militärdienstes wurden sie offenbar erst gezogen, als die Einführung der Jacquardtechnik die Damastweber nicht mehr zu einer „schützenswerten Art“ machte. Lange Zeit durften die Damastweber ihre Produkte weder selbst vertreiben noch Bestellungen von nichtsächsischen Kaufleuten annehmen. Ein wichtiger Schritt in größere Unabhängigkeit war die Gesetzesänderung von 1795. Seitdem durften die Weber die Damaste selbst im In- und Ausland vertreiben. Der Absatz geriet durch Kriege immer wieder ins Stocken, beispielsweise als Napoleon 1796 in Italien einmarschierte oder 1806 als die Kontinentalsperre die Handelswege nach England und Übersee abschnitt. Kurz danach verbot Russ-

land 1810 die Einfuhr von Leinenwaren. Wenn man an Schmuggel denkt, kommt man heute nicht unbedingt auf Damaste – aber, da die Mächtigen nicht auf den wunderschönen Großschönauer Damast verzichten wollten, wurde auch dieser erfolgreich über geheime Wege zu ihnen gebracht.

Der Damasthandel ermöglichte einigen Damastwebern einen beachtlichen sozialen Aufstieg. Großschönauer Damaste wurden fast überallhin geliefert: Flandern, Italien, Hamburg (von dort nach Spanien, Portugal, England, Nordamerika) und Cadix (von dort nach Südamerika), sogar nach Indien. Viele Gewebe wurden auf Bestellung gewebt, allerdings fertigten die Weber auch Stücke auf Vorrat, die interessierte Händler dann bei sogenannten „Faktoren“ direkt erwerben konnten. In der Regel wurden ganze Sätze angeboten, also Tischdecken mit im Muster passenden Servietten. Für die Herstellung eines solchen Sets benötigte man ca. drei Monate. Wurde etwas Spezielles gewünscht, betrug die Produktionszeit bis zu acht Monate. Hierzu gehörten auch Motive mit dem persönlichen Wappen des Auftraggebers.

Neben Tafelwäsche wurden auch Bettwäsche und kirchliche Textilien wie Altartücher gefertigt.

Obwohl man bei Großschönauer Damast meist an rein weißen Leinendamast denkt, nutzten die Weber auch andere Materialien wie Seide, Schafwolle und Baumwolle. Seide scheint seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verwendet worden zu sein, Baumwolle erst nach 1862 in Zusammenhang mit der Einführung der Jacquardtechnik, für welche die höhere Flexibilität des Baumwollfadens von Vorteil war. Vorher war die Verwendung von Baumwolle in Großschönau gesetzlich verboten, da die Baumwollgewebe als minderwertig galten und man den erstklassigen Ruf von Großschönau erhalten wollte. Es gab ein- und zweifarbige Gewebe in unterschiedlicher Feinheit von „ordinair“ bis extrafein.

Für den Erfolg der Waren am Markt war aber nicht nur die Qualität der Gewebe verantwortlich, sondern auch die Schönheit ihrer Gestaltung. Entweder entwickelten die Mustermaler selbst Motive oder sie verwendeten Vorlagen. Teilweise machten die Kunden genaue Vorgaben. Dabei war das Angebot vielfältig: Blumen, Tiere, Jagdszenen, christliche Motive, Antikenmotive, Stadtansichten. Nicht jeder Mustermaler befasste sich mit allen Motiven. So galt Gottlob Wäntig (1725–1791) als Antikenspezialist.

Von großer Wichtigkeit für die Weber war, dass die Muster immer aktuell waren. So baten sie befreundete Kaufleute in Amsterdam oder London, sie über die neusten Trends zu unterrichten. Im 19. Jahrhundert sind Werbemaßnahmen der umtriebigen Damasthändler auf Ausstellungen, in Zeitschriften und Broschüren und sogar durch Werbebeschenke an „Influencer“ wie Könige und andere einflussreiche Personen belegt.

Zum Niedergang der Großschönauer Damastmanufaktur führte letztlich die Einführung der Jacquardtechnik um 1834, bei der das Musterzie-

hen durch ein Lochkartensystem ersetzt wurde. Bald darauf folgte die Einführung des mechanischen Webstuhls. Die Entwicklung von der Manufaktur zum Industriebetrieb war nicht mehr aufzuhalten. In Großschönau wurde der erste mechanische Webstuhl 1857 aufgestellt. Nun wurden für die Produktion nur noch angeleitete Helfer statt hochqualifizierte Fachkräfte benötigt, und natürlich auch in viel geringerer Zahl. Die Webstühle wurden in Fabriken ausgelagert und das Eigentum einzelner Fabrikanten. Welche fatalen und bitteren Folgen dieser technologische Wandel im Rahmen der industriellen Revolution für viele Großschönauer Weberfamilien hatte, vermag man sich kaum vorzustellen. Hierzu gehörten nicht nur der Verlust von Arbeitsplätzen und Fachkräften, auch eine Kombination von Gartenbewirtschaftung und Weberei war für viele nun ein Problem, da die industrielle Produktion nicht auf die Bedürfnisse der Arbeiter Rücksicht nehmen konnte.

Nun war die Einführung der Jacquardtechnik nicht gleichbedeutend mit dem Verlust an Schönheit der Gewebe für die Bett- und Tischkultur. Künstler wie Peter Behrens haben sich z. B. mit der Musterentwicklung für Tischwäsche beschäftigt. Allerdings lässt sich beobachten, dass sich das Kaufverhalten änderte. Immer mehr dekorative Stücke ohne Botschaft wurden bevorzugt, da die Kunden aus einem vorliegenden Bestand aussuchen wollten. Das hatte damit zu tun, dass mit der preisgünstigeren Jacquardware eine ganz neue Käufergruppe erschlossen werden konnte: der Mittelstand. Nicht verschwunden ist jedoch die Verbindung der Großschönauer zum Textilgewerbe. Trotz zweier Weltkriege und trotz der damit einhergehenden sozialen, politischen und wirtschaftlichen Umbrüche wird die jahrhundertealte Tradition fortgeführt.

Zum Erbe der geheimen Kunsthandwerker des Kurfürsten gehören heute zwei große Textilbetriebe in Großschönau, die sich auf die Produktion von hochwertigen, international nachgefragten Jacquardstoffen und Frottierwaren spezialisiert haben.

Kunstwerke aus Damast

Werfen Sie aber noch einen Blick auf die Werke der „geheimen“ Kunsthandwerker. Bereits in der Anfangszeit ging es den Künstlern nicht nur darum, erfolgreiche Motive aus Holland zu kopieren. Hier sind die christlichen Darstellungen besonders interessant. Ein Beispiel hierfür ist das Thema „Jesus am Brunnen“. Während nämlich in Holland gefertigte entsprechende Damaste eine schöne junge Frau zeigen, bildeten die Großschönauer die Samariterin als ältere Frau ab, was der biblischen Aussage, dass es sich um eine mehrfache Witwe handelte, Rechnung trug.

Aber nicht nur als Altarbehänge fanden christlichen Motive Verwendung. So kamen biblische Motive auch für Bett- und Tischwäsche zum Einsatz. Vereinzelt finden sich solche Stücke des 18. Jahr-



Jesus und die Samariterin, Damast, 1704 der Kirche in Lückendorf gestiftet
Deutsches Damast- und Frottiermuseum Großschönau,
Inv.-Nr. 56-576, Bd. 2, Nr. 10



Apoll, Damast, um 1780
Deutsches Damast- und Frottiermuseum Großschönau,
Inv.-Nr. 87.3030, Bd. 2, Nr. 35

hunderts heute noch in den Schatzkammern der Klöster oder in Museen. Eine Großschönauer Besonderheit sind die blau-weißen Leinengewebe.

Damast zur Erinnerung an den Frieden von Teschen, 1779
Deutsches Damast- und Frottiermuseum Großschönau,
Inv.-Nr. 97-3266



Von erlesener Schönheit sind auch die seidenen Raritäten, bei denen es sich wohl um Schaustücke handelte. Gern wurden hier mythologische Szenen mit höfischen verknüpft. Als Beispiel kann der abgebildete Damast dienen. Er zeigt den Sonnengott Apoll umgeben von den damals bekannten Erdteilen.

Zu solchen repräsentativen Stücken gehörten auch die sogenannten „Friedensdecken“, die die großen Friedensschlüsse ehrten. Was für uns heute ungewöhnlich erscheint, ist doch gut nachvollziehbar. Das Erleben der Menschen war in Europa von ständigen Kriegen geprägt und von den daraus ausgelösten Notsituationen. Friedensschlüsse waren daher Ereignisse, an die man sich gern erinnern wollte.

Andere Anlässe, an die man sich gern erinnerte, waren Reisen, und so boten die Großschönauer im 19. Jahrhundert auch Andenkenmotive an. Auch die Ruinen des Oybin wurden in Damast festgehalten.

Blumenschale, Damast
Stadtmuseum Zittau, Inv.-Nr. 4683

Weitere Informationen:

Deutsches Damast- und Frottiermuseum
Schenaustraße 3
02779 Großschönau
Tel. 035841/35469
www.ddfm.de
info@ddfm.de

Autorin
Dr. Maren
Raetzer-Heerwagen
Aschaffenburg



Ende des 19. Jahrhunderts kamen solche Motivtücher allerdings immer mehr aus der Mode. Die größte Verbreitung über die Jahrhunderte hinweg gab es bei den universell einsetzbaren Blumenmotiven.

Noch bis zum Ersten Weltkrieg gehörte kostbare Leinentischwäsche zur Aussteuer der Töchter aus begüterten Familien. In der Regel trug die Wäsche keine eingewebten persönlichen Motive mehr. Vorgefertigte Ware wurde stattdessen mit einem persönlichen Monogramm bestickt. Heute ist auch diese Gepflogenheit weitgehend verschwunden.

Schön wäre es, man müsste bei einem Damast nur unten links schauen, dann wüsste man, ob es sich um ein Stück Großschönauer Damast handelt. So einfach ist das leider nicht, denn die Großschönauer hatten kein „Markenzeichen“. Umso wichtiger ist die Forschungsarbeit, die auch heute in Großschönau betrieben wird. Die Suche nach Stücken mit Herkunftsbelegen, alten Musterbüchern und Orderbüchern von Händlern erfordert viel Zeit und auch eine gehörige Portion Glück. Mit Spannung ist zu erwarten, was die Forscher in den nächsten Jahrzehnten finden werden.

Schätze in unserem Heim

Heute ist unser Leben eher hektisch, und die helfenden Hände im Haushalt sind selten geworden. So entscheidet sich mancher, der Zeitnot geschuldet, gern für ein paar hübsche Tischsets statt für die Damastwäsche, um die Wasch- und Bügelarbeit zu reduzieren. Wenn man sich selbst oder andere aber besonders wertschätzen möchte, so greift man auch heute noch auf Damast- oder Jacquardware zurück, ererbt oder vielleicht auf einem Antikmarkt erworben. Die kostbare Tischwäsche, schönes Geschirr, wie anders wirken gleich die Speisen. Heute wie damals gilt auch, dass man niemals unterschätzen sollte, welche Wirkung die Tischwäsche auf andere hat. Nicht umsonst können wir in Kursen und Büchern lernen, wie man den Tisch mit Tischwäsche für Feste oder besondere Einladungen gestaltet.

Wenn man nun außergewöhnliche Objekte dieser europäischen Kulturgeschichte sein eigen nennt, ist die richtige Pflege wichtig, um auch in Zukunft viel Freude daran zu haben: Auf Rollen aus säurefreien Materialien wickeln statt falten, da die Knickfalten zu Bruchstellen führen können. Man verwendet keine aggressiven Waschmittel, sondern lieber solche ohne chemische Bleiche. Die Wäsche sollte nicht zu stark gestärkt werden. Wenn eine Kaltmangel erreichbar ist, ist das die richtige Wahl. Falls nicht, lieber das Bügeleisen nehmen, statt die Tischwäsche zur Heißmangel zu bringen, denn diese schädigt die Fasern.

Wer mehr über die Geschichte des ehemaligen Luxusgutes Damast erfahren und die Kunstwerke mit eigenen Augen sehen möchte, sollte einen Besuch des idyllisch gelegenen Deutschen Damast- und Frottiermuseums in Großschönau nicht versäumen, das zu den besonderen Schätzen der Kulturlandschaft Oberlausitz und Deutschlands zählt.



Mythos Oybin

Matthias Donath

Oybin, Postkarte, um 1900

„Der Abendwind säuselte schaurig durch Oybins gezackte Felsengruppen, rauschte hehr in den Aesten der hohen Kirnhofslinden, sein Odem wehte sanfte durch die Blümchen auf den Gräbern und erfüllte mit Wohlgerüchen die graubemoosten Steinklüfte, und sein Gesäusel brachte im erquickenden Abendthau süße Kühlung über Gebirge, Wälder und Fluren. Da bestieg ein Jüngling mit schwärmerischen Gefühlen den öden Oybin, um bey der Stille der Nacht auf seinen einsamen Schlangengängen zu wandeln. [...] Sein Busen hebt sich von frommen Empfindungen, und von allgegenwärtiger Liebe zu den Reitzen der Natur. Ihn entzückte die schauerlich schöne Gestalt des Oybins und seine abgesonderte Lage zwischen den ihn umringenden stolzen Bergriesen.“ Mit diesen Worten lässt Christian August Pescheck (1760–1833) seine Erzählung „Die stille Todtenfeier“ beginnen. Der Jüngling erlebt nach Einbruch der Dunkelheit eine „Geisterszene“. Aus der Klosterruine ziehen Mönche zum nahen Bergfriedhof, um hier ein Begräbnis vorzuneh-

men. Pescheck zeichnete das romantische Bild zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als mehr und mehr Reisende ins Zittauer Gebirge kamen, um die Naturschönheiten zu bewundern und die Ruinen von Burg und Kloster Oybin zu bestaunen. Das Felsmassiv im Zittauer Gebirge war damals die bedeutendste touristische Attraktion in der Oberlausitz. Der Berg wurde in Reiseführern und Handbüchern beschrieben und in schwärmerischen Gedichten verherrlicht, während Romane die schaurigen Ruinen zum Schauplatz von Abenteuer geschichten machten. Der Zittauer Heimatforscher Carl Gottlob Morawek (1816–1896) stellte in seiner „Beschreibung des Berges Oybin bei Zittau“ fest: „Wohl wenige Berge giebt es, welche eine so überreiche Literatur besitzen.“ Alfred Moschkau (1848–1912) behauptete sogar, dass von allen Felsenbergen der Welt nur zum Vesuv mehr Bücher und Schriften erschienen seien. An dieser Bücherflut war der umtriebige Briefmarkensammler und -händler selbst maßgeblich beteiligt.

Aktualisierter Nachdruck des Artikels „Oybin“ in: Lars-Arne Dannenberg/ Matthias Donath/Dietrich Scholze (Hrsg.): Oberlausitzer Mythen, Meißen 2012, S. 113–121.

Berg, Burg und Kloster

Der Oybin ist keine weithin sichtbare Landmarke. Man sieht ihn erst auf den zweiten Blick, wenn man sich von Zittau über Olbersdorf dem Zittauer Gebirge nähert. Über dem Talkessel, in dem das Dorf Oybin liegt, erhebt sich ein breit gelagerter Sandsteinfelsen. Durch Verwitterung hat er ein bienenkorbartiges Aussehen erhalten. Über dem Hausgrund an der Westflanke des Berges sind die Ruinen des Cölestinerklosters zu erkennen. Wenn man den Berg besteigt, bemerkt man, dass die Bauten teilweise aus dem anstehenden Felsen geschlagen sind. Trotz der versteckten Lage hat der Oybin immer wieder Menschen in den Bann gezogen. Carl Clemens, einer der vielen Dichter, die sich von der Naturumgebung beeindruckt ließen, notierte um 1840: „Aus einem Felsenkessel hoch empor, / Den Fuß umsäumt mit einem grünen Thale / Streckt der Oybin sein graues Haupt hervor / Und thront als Herrscher in dem Felsensaale. / Laßt uns hinauf, in seine Hallen ziehen / Und staunend schau'n den Felskoloß Oybin.“

Der Berg muss bereits in früher Zeit durch seine besondere Form und seine Lage aufgefallen sein. Die ältesten Nachweise einer Nutzung reichen über mehr als 3000 Jahre bis in die Bronzezeit zurück. Die schriftliche Überlieferung setzt erst im 13. Jahrhundert ein, als das umliegende Land den Herren von Zittau gehörte. Der Name des Berges ist slawischer Herkunft und wird heute als „Ort des Mojba“ gedeutet. Die Burg Oybin sicherte den Übergang über das Zittauer Gebirge zwischen der Oberlausitz und Böhmen. Aus dem 13. und frühen 14. Jahrhundert stammen große Teile der Befestigungsmauern, vor allem aber der Wohnturm am westlichen Ausläufer des Felsens.

Nach dem Tod König Johanns von Böhmen (1296–1346) gelangte das Zittauer Land mit der Burg Oybin an seinen Sohn Karl IV. (1316–1378). Der deutsche und böhmische König und römische Kaiser ließ die Burg umgestalten. Auf ihn geht unter anderem das „Kaiserhaus“ zurück. Die Stadt Zittau 1364 musste den repräsentativen Palast als Wohnsitz für den möglichen Aufenthalt des Herrschers errichten. Die Übernahme des Oybin durch Karl IV. verbindet sich mit einer Sage, die aber deutlich jüngeren Datums ist. Die Einnahme der Burg soll dem König nur durch einen unterirdischen Gang gelungen sein, der sich von Zittau bis auf den Berg hinzog.

1369 stiftete der Kaiser ein Kloster auf dem Oybin, das er dem Cölestinerorden übertrug und mit reichem Grundbesitz im Zittauer Land, in Böhmen und Schlesien ausstattete. Die Auswahl des Klosterstandorts war nicht zufällig. Gründe für die Ansiedlung der Mönche sind wohl die Einsamkeit im Wald und die Nähe der wichtigen Straße von Prag nach Zittau gewesen. Die Klosterkirche wurde wegen der ungünstigen natürlichen Gegebenheiten auf dem Berggipfel teils aus dem anstehenden Fels herausgeschlagen. Auch

wenn der Prager Dombaumeister Peter Parler sicher nicht den Plan erstellte, wie die ältere Literatur annahm, sind die Bauten mit Sicherheit unter Beteiligung der Prager Bauhütte entstanden. Als nach der Verbrennung von Jan Hus (um 1369–1415) in Böhmen Unruhen und Aufstände einsetzten, zog sich das beim katholischen Glauben gebliebene Prager Domkapitel 1421 nach Zittau zurück, während der Domschatz auf dem Oybin verwahrt wurde. 1429 versuchten die Hussiten, den Oybin zu stürmen, doch die Burg hielt ihrem Angriff stand. Wie das große Vorhangbogenfenster westlich des Kreuzgangs bezeugt, wurde die Klosteranlage um 1500 im spätgotischen Stil erweitert.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts setzte sich in weiten Teilen der Oberlausitz die Reformation Martin Luthers (1483–1547) durch. Einige Mönche bekannten sich zum lutherischen Glauben. 1555 starb in Zittau mit Christoph Uthmann der letzte Cölestinermonch. König Ferdinand I. (1503–1564) übertrug den Klosterbesitz dem Jesuitenorden, der sich aber 1562 wieder vom Berg zurückzog. 1574 kaufte die Stadt Zittau den Grundbesitz des Cölestinerklosters und damit auch den Oybin. 1577 setzte ein Blitzschlag das Kloster in Brand. Die Kloster- und Burgebäude verfielen zu Ruinen. Am Berghang wurde im 18. Jahrhundert eine evangelische Kirche errichtet. Die Gemeinde legte neben den Klosterruinen, dort, wo sich vermutlich schon der Bestattungsplatz der Mönche befunden hatte, einen Friedhof an.

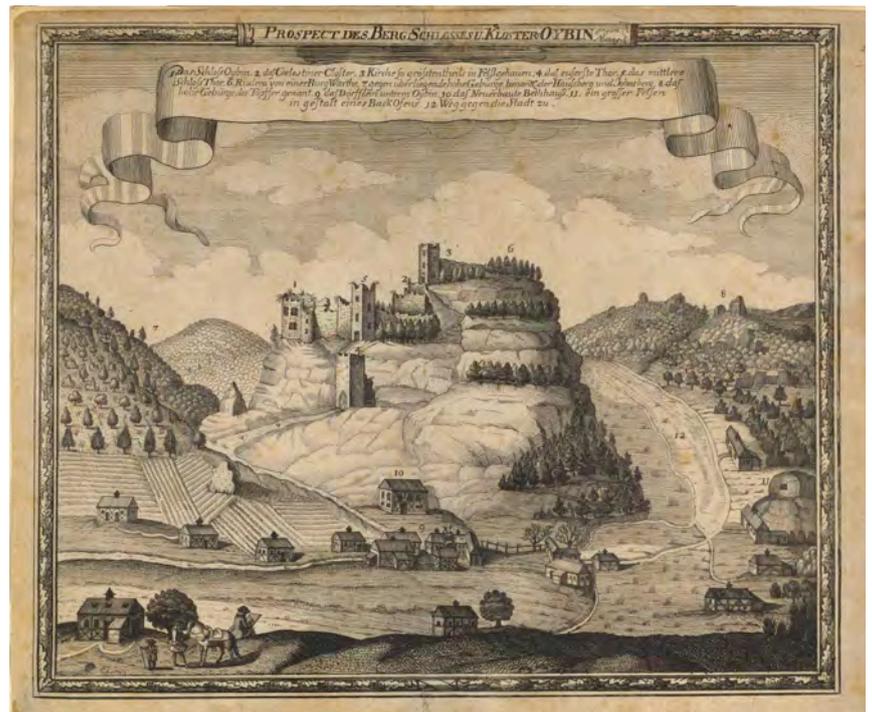
Ruinenromantik und Naturbegeisterung

Die Entdeckung des Oybin begann schon im 18. Jahrhundert. Die älteste bekannte Ansicht, ein Kupferstich von Johann Georg Mentzel (1677–1743), bildete der Zittauer Bürgermeister und Historiker Johann Benedict Carpsov (1675–1739) in seinen 1716 erschienenen „Analecta fastorum Zittaviensium“ ab.

Ab dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts zogen der Berg und die Ruinen südlich von Zittau immer mehr Reisende an. Ähnlich wie in der Sächsischen Schweiz waren es zunächst Dresdener Landschaftsmaler, die die pittoreske Gebirgslandschaft für sich entdeckten. Sie begeisterten sich vor allem für die bizarren Sandsteinfelsen, weniger für das bewaldete Bergland. Die ersten Bilder und Skizzen des Oybin schuf der Dresdner Hofmaler Johann Alexander Thiele (1685–1752). Dieser malte 1745 jeweils eine Ansicht des Bergkegels mit den Ruinen von Süden und von Norden und ebenso einen Blick vom Oybin durch das noch unbebaute Oybinthal mit der Stadt Zittau im Hintergrund. Johann Gottlieb Schön (um 1720–um 1746), der den Maler 1754 auf seiner Reise durch die Oberlausitz begleitete, zeichnete ebenfalls die Burgruine.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm die Zahl der Oybinbesucher weiter zu. Bereits

1754 wurde unweit des Bergfriedhofs ein hölzernes „Gesellschaftshaus“ errichtet, in dem die Reisenden Speisen und Getränke zu sich nehmen konnten. Die Bewirtschaftung und die Aufsicht über die „Merckwürdigkeiten“ übernahm der Oybiner Lehrer, der als Fremdenführer auftrat und als besondere Attraktion einen Mörser abfeuerte, um so das vielfache Echo zu demonstrieren, das der Knall auslöste. 1781 legte er in seiner Stube im Dorf das erste Gästebuch aus. Die Eintragungen belegen, dass der Oybin vor allem gebildete und gut situierte Gesellschaftskreise anzog, die die „Perle der Oberlausitz“ kennenlernen wollten. Den Oybin bestiegen adlige Herren, die auf ihren Kavaliertouren durch Sachsen reisten, aber auch Mitglieder der Herrnhuter Brüdergemeine, darunter Brüder aus Salem in Nordamerika oder die Lehrer des Pädagogiums in Herrnhut. Wiederholt wurde der Oybin als Reiseziel empfohlen. So schrieb der Naturforscher Nathanael Gottfried Leske (1751–1789) in seiner 1785 gedruckten „Reise durch Sachsen in Rücksicht der Naturgeschichte und Oekonomie“: „Hier sind vorzüglich schöne malerische Gegenden und auf dem Oybin ein vielfaches Echo.“ Ende des 18. Jahrhunderts gehörte es in der Oberlausitz zum guten Ton, einmal auf dem Oybin gewesen zu sein. Der Zittauer Stadtarzt Christian August Pescheck veröffentlichte 1792 den ersten Oybin-Reiseführer. Er notierte: „Schon seit Jahrhunderten war dieser aus ungeheuren Sandbänken aufgetürmte Berg ein Gegenstand der Bewunderung für Sachsen und Ausländer. Er ward besucht, gern gesehen, und wieder besucht, besonders in neuern Zeiten, wo das Gefühl für schauerlich schöne Naturschönheiten allgemeiner geworden ist.“ Pescheck verfasste auch die ersten auf dem Oybin spielenden Historien- und Abenteuergeschichten, darunter die eingangs zitierte „Geisterszene“. Unter den Reisenden, die das Natur- und Geschichtsdenkmal im Zittauer Gebirge bewunderten, befanden sich weiterhin Maler und Zeichner, die die romantischen Ruinen oder den Bergfriedhof im Bild festhielten. Adrian Zingg (1734–1816), Ludwig Eduard Boll (1805–1875), Otto Leonhardi (1828–1905), Ernst Ferdinand Oehme (1797–1855), Ernst Erwin Oehme (1831–1907), Ludwig Richter (1803–1884) und Adolph Thomas (1834–1867) zeichneten den Oybin, der im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ein beliebtes Motiv der romantischen Landschaftsmalerei darstellte. 1810 besuchten Caspar David Friedrich (1774–1840) und sein Freund Georg Kersting (1785–1847) auf einer Reise ins Riesengebirge den Berg. Die beiden Maler verarbeiteten ihre Eindrücke in Zeichnungen und Skizzen, die sie später als Vorlage für Ölgemälde nutzten. So bildete Caspar David Friedrich in seinem Gemälde „Der Träumer“ (um 1835) das spätgotische Bibliotheksfenster des Klosters Oybin ab. Ein Aquarell zeigt die Ruine der Sakristei der Klosterkirche. Dieses Motiv wiederholte der Maler noch einmal in seinem Gemälde „Huttens



Grab“, das die Natur- und Architekturdarstellung mit einem politischen Bekenntnis verband. Auch der Maler Carl Gustav Carus (1789–1869) war von den Ruinen fasziniert. Seine Zeichnungen und Gemälde mit Oybin-Motiven zeigen fast immer gotische Ruinen in einer romantischen Landschaft. Das bekannteste Gemälde ist zweifellos der „Bergfriedhof auf dem Oybin“, den Carus 1828 malte.

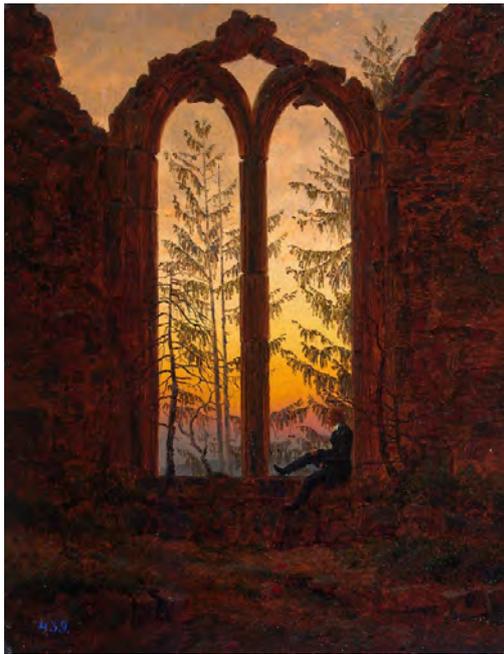
Die Städtischen Museen Zittau zeigten die Zeichnungen, Grafiken und Gemälde zum Oybin auf der vielbeachteten Ausstellung „Der Oybin und die Malerei der Romantik in der Oberlausitz“ 2019/20. Der Katalog, der zu dieser Ausstellung erschien, ist das bisher umfangreichste Kompendium zu Oybin-Ansichten des 18. und 19. Jahrhunderts.

„Prospect des Berg-Schlusses und Klosters Oybin gegen Mittag“, Kupferstich von Johann Georg Mentzel, 1716
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

Ansicht des Oybin von Christian Gottlob Hammer nach einer Zeichnung von Johann Philipp Veith, Umrisssradierung, um 1820
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek



Caspar David Friedrich: Der Träumer (Oybin), Öl auf Leinwand, 1835
 Eremitage St. Petersburg



Oybinsagen

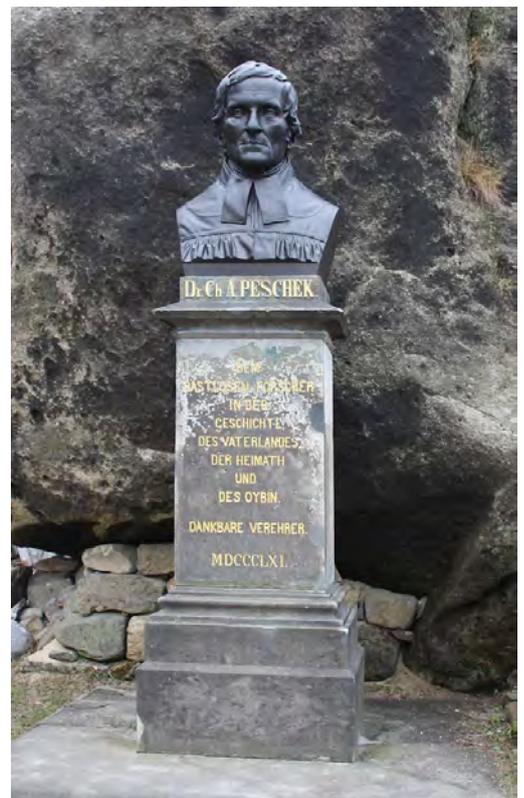
Seit dem 18. Jahrhundert werden verschiedene Oybinsagen erzählt. Die bekannteste ist wohl die Sage vom Jungfernsprung. Dabei handelt es sich um eine schmale, tiefe Schlucht an der südlichen Gipfelfläche des Berges. Otto Schöne erzählt von einem Mädchen, das der Junker von Tollenstein raubte und auf dem Oybin gefangen hielt. „In der Tochter des Burgherrn hatte sie aber ein mitleidiges Herz gefunden, die ihr Mittel und Wege zeigte, zu entkommen. Kaum war sie den Augen ihrer Wächter glücklich entgangen, als Lärm entstand und man sie überall suchte. [...] Sie erklimmt die nicht allzu hohe Mauer, bleibt aber nach wenigen Schritten erschrocken stehen, denn eine tiefe Kluft gähnt ihr entgegen. Sie sinnt einen Augenblick nach, dann faßt sie sich ein Herz, springt hinab und kommt auf ein vorspringendes Felsstück zu stehen. Von da aus schwingt sie sich von Fels zu Fels und erreicht glücklich das Tal. Nach einer zweiten Erzählung war es ein Mönch aus dem Cölestinerkloster des Oybin, welcher eine Nonne verfolgte, von der die Sage nicht berichtet, wie sie auf den Oybin gekommen sei. Genug, sie wagte ebenfalls den gefährlichen Sprung und rettete so Ehre und Leben. Einem weiteren Bericht zufolge war es ein verliebter Jäger, welcher mit dem Eifer der Leidenschaft ein sittsames Mädchen bis auf den Berg verfolgte. Sie flüchtete sich hinter die Kirche, der Jäger ihr nach. Atemlos lief sie weiter, gelangte an die Schlucht und wagte es, hinabzuspringen, und rettete so ihre Tugend.“

Jubelfeiern, Denkmäler, Königsbesuche

Der Oybin wurde seit dem 19. Jahrhundert mit unterschiedlichen Inhalten besetzt, die neben die Bewunderung für die bizarren Felsen und die romantischen Ruinen traten. Der in Zittau geborene

Pfarrer Christian Adolph Pescheck (1787–1859), wie sein Onkel Christian August Pescheck ein Freund des Oybin, suchte sich den Berg aus, um öffentlichwirksam an die Reformation Martin Luthers zu erinnern. Zum dritten Jubelfest der Reformation 1817 hielt er in der Klosterruine eine Gedenkfeier ab. 1830 wurde auf dem Berg das Jubelfest der Augsburgischen Konfession begangen, wieder mit einem Gottesdienst in der Kirche und einer Andacht in der Klosterruine. Am 10. November 1883 fand auf dem Oybin ein „Luthertag“ zum Gedenken an den 400. Geburtstag des Reformators statt. Obwohl die Pfarrer, die zu diesen Anlässen in der Klosterkirche predigten, natürlich das evangelisch-lutherische Bekenntnis herausstellten, sprachen sie doch immer mit Achtung von den Mönchen des Oybin und ihrer „heiligen Glaubensstätte“. Schon Christian August Pescheck hatte die Cölestiner-Mönche erstaunlich wohlwollend beurteilt. In seinem 1792 gedruckten Oybinführer schrieb er: „Die Ordensbrüder auf dem Oybin waren übrigens in der ganzen Gegend geschätzt und beliebt. Sie waren Ratgeber, Wohltäter und Freunde nicht nur ihrer Untertanen, sondern auch der Bewohner der benachbarten Ortschaften.“ Obwohl man bei den Jubelfeiern eigentlich der Reformation gedachte, die zur Auflösung des Klosters geführt hatte, wurden auch die Mönche in romantischer Verklärung in die Erinnerung einbezogen.

Nur zwei Jahre, nachdem Christian Adolph Pescheck gestorben war, errichteten „dankbare Verehrer“ „dem rastlosen Forscher in der Geschichte des Vaterlands, der Heimath und des Oybin“ ein Denkmal. Es wurde genau vor die Ruine der Klosterkirche gesetzt, in der jene Cölestiner-Mönche leb-



Denkmal für Christian Adolph Pescheck, 1861 von Adolf Donndorf
 Foto: Matthias Donath

ten, deren Geschichte der Pfarrer erforscht hatte. Die Bronzestatue schuf der Bildhauer Adolf Donnendorf (1835–1916).

Dass die Reformationsfeiern auf dem Oybin stattfanden, ist auch damit zu begründen, dass der Berg als „vaterländisches Denkmal“ galt. Kaum ein Ort in Sachsen ist im 19. Jahrhundert so oft von sächsischen Königen besucht worden. Eine Gedenktafel hielt im Gedächtnis, dass Kurfürst Johann Georg II. (1613–1680) und der Kurprinz, der nachmalige Kurfürst Johann Georg III. (1647–1691), bereits 1655 nach Zittau und Oybin gekommen waren. Die Königsbesuche begannen 1828, als König Anton (1755–1836) den Berg bestieg. 1838 erklomm König Friedrich August II. (1797–1854) das Felsmassiv. In den folgenden Jahrzehnten vervielfachten sich die Besuche, zumal König Albert (1828–1902) und seine Nachfolger fast jedes Jahr zur Auerhahn-Balzjagd ins Zittauer Gebirge reisten. Friedrich August III. (1865–1932), der letzte sächsische König, besuchte den Oybin zwischen 1883 und 1909 achtzehn Mal! Einige Besuche fanden ohne Öffentlichkeit statt, andere waren mit festlichen Empfängen und Zeremonien verbunden. So veranstaltete die Stadt Zittau am 30. Mai 1905 auf dem Oybin ein Festessen zu Ehren des sächsischen Königs. „Der Oybin, der Stolz der Stadt Zittau, die Perle der Oberlausitz, begrüßt seinen königlichen Gast mit einem dreifachen Hoch!“, rief Stadtrat Friedrich August Böning den auf dem Berg versammelten Honoratioren zu.

Neben der „vaterländischen“ Bedeutung, die sich auf Sachsen, zumindest auf die ganze Oberlausitz bezog, symbolisierte der Oybin auch die engere Heimat um Zittau. Der Berg befand sich im Eigentum der Stadt, so dass es nicht verwundert, dass die Zittauer ihn als ihren Hausberg betrachteten. Zittauer Vereine und Gesellschaften hielten auf dem Berg ihre Treffen ab. Zur Bewirtung der Besucher wurde 1854 oberhalb des Bergfriedhofs der Berggasthof errichtet. 1845 veranstalteten die Männergesangsvereine der Umgebung auf dem Oybin ein großes Sängerfest. Auch die Leipziger Studentenverbindung Zittavia, 1868 von Studenten aus Zittau gegründet, traf sich wiederholt auf dem Oybin. Eine Sandsteintafel in der Burgruine erinnert an die im Ersten Weltkrieg gefallenen Mitglieder der Zittavia.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vervielfachten sich die Besucherzahlen. Das ist vor allem Alfred Moschkau zu verdanken, einem umtriebigen Mann, der für den Oybin eine fast schon manische Leidenschaft entwickelte. Seine Begeisterung ging so weit, dass er seiner 1871 geborenen Tochter den Namen Paula Oywina gab. Moschkau, der sich eigenmächtig einen Dokortitel zulegte, schrieb zahllose Bücher und Reiseführer über die Geschichte des Oybins, er veröffentlichte Gedichte, Sagen und Anekdoten, wobei er es in seiner Begeisterung mit den historischen Fakten manchmal nicht so genau nahm. So hatte er es sich in den Kopf gesetzt, dass Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) auf dem Oybin gewesen sein müsse. Der „Dichterstürm“ habe den Großherzog von Sachsen-Weimar-Eise-



nach begleitet, der sich am 28. September 1790 ins Gästebuch des Oybin eintrug. Lustige Anekdoten, die man sich in Oybin über Goethe erzählte, sollten den angeblichen Besuch beweisen. Heute wissen wir, dass sich der Großherzog allein in Oybin aufhielt, ohne Goethe, der bereits nach Weimar weitergereist war.

1879 eröffnete Moschkau in seinem Haus in Oybin ein Museum, das er 1883 in den Wohnturm der Burg verlegte. Das Burgmuseum war eine private Einrichtung, weshalb die Eintrittsgelder an Moschkau flossen. Insofern kamen die Besucherströme ihm persönlich zugute. Dass König Friedrich August III. das Museum achtmal besuchte, nutzte Moschkau natürlich, um für seine Sammlung zu werben. In Konkurrenz zu Moschkaus Schriften veröffentlichte der Pfarrer und Heimatforscher Moritz Oskar Sauppe eigene Oybinführer, die den Berg „kurz und richtig beschrieben“ darstellten. Alfred Moschkau, dessen Name unter Briefmarkensammlern noch heute bekannt ist, wurde 1912 auf dem Bergfriedhof beigesetzt. Am Grab erinnert eine Ge-



Grabstätte Alfred Moschkau auf dem Bergfriedhof Oybin
Foto: Matthias Donath

Literatur

Herbert Bauer: Als der König Friedrich August III. von Sachsen im Jahre 1905 mit der Schmalspurbahn nach Oybin fuhr, Zittau 1995.

Helmut Börsch-Supan/Karl Wilhelm Jähmig: Caspar David Friedrich, München 1973.

Carl Gottlieb Brauer: Der Oybin bei Zittau. Ein poetisches Gemälde seiner Oertlichkeiten und Geschichte in 43 Abtheilungen, Zittau 1828.

Carl Clemens: Der Oybin. Eine Dichtung, Zittau [um 1840].

Anke Fröhlich-Schauseil: Der Oybin und die Malerei der Romantik in der Oberlausitz, Petersberg 2019.

Karl-Ludwig Hoch: Caspar David Friedrich und die böhmischen Berge, Dresden 1987.

Ernst Ludwig: Beschreibung aller in Lückendorf und Oybin am Jubelfeste der Augsbургischen Confession 1830 veranstalteten Feierlichkeiten, Leipzig 1830.

Wolfgang Maaßen: Alfred Moschkau. Philatelist, Heimatkundler und Museumsgründer. Ein Mann, der zur Legende wurde. Historisch-kritische Untersuchungen zu einem Phänomen, Schwalmtal 2012.

Harald Marx (Hrsg.): Die schönsten Ansichten aus Sachsen. Johann Alexander Thiele (1685–1752) zum 250. Todestag, Dresden 2002.

Willi Meinck: Der Oybin brennt, Waltersdorf 1991.

Carl Gottlob Morawek: Beschreibung des Berges Oybin bei Zittau. Ein Wegweiser für Fremde, 3. Auflage Zittau 1864.

Damast-Kaffee Tuch „Restauration und Gesellschaftsplatz auf dem Oybin“, um 1880

© Städtische Museen Zittau

Mönchschor in der Klosterkirche
Wikimedia

Carl Gottlob Morawek: Der Gang auf den Oybin. Launiges Gedicht, gehalten in einem Dialect, wie er auf mehreren Dörfern der Zittauer Gegend gesprochen wird, Zittau [1882].

Alfred Moschkau: Die Burg Oybin bei Zittau topographisch und historisch beschrieben, Leipzig 1879. Alfred Moschkau: Goethe und Karl August auf dem Oybin bei Zittau vom 28. bis 29. September 1790. Eine Erinnerung für Verehrer Goethes und Karl Augusts und für Besucher des Oybin, Leipzig 1879.

Alfred Moschkau: Die Luthertage zu Oybin am 9., 10. und 11. November 1883, Oybin 1883.

Alfred Moschkau: Führer durch das historische Museum für Geschichte des Oybin, der Südlasitz und Nordböhmens im Rittersaale der Burg Oybin, 6. Auflage Oybin 1891.

Frank Nürnberger/Bernd Hauser: Oybin. Juwel des Zittauer Gebirges, Spitzkunnersdorf 2003.

Gunter Oettel: Oybin. Burg und Kloster, Görlitz/Zittau 1999.

Christian Adolph Pescheck: Geschichte der Cölestiner des Oybins, Zittau 1840.

Christian August Peschek: Der Oybin bei Zittau. Raubschloß, Kloster und Naturwunder, Zittau/Leipzig 1792.

Christian August Peschek: Sagen und Abentheuer vom Raubschloß und Kloster Oybin, Zittau/Leipzig 1801.

Marianne Prause: Carl Gustav Carus. Leben und Werk, Berlin 1968.

Johannes Renatus: Die letzten Mönche vom Oybin. Eine Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert, Leipzig 1887.

Moritz Oskar Sauppe: Geschichte der Burg und des Coelestinerklosters Oybin, Görlitz 1886.

Moritz Oskar Sauppe: Die Ruinen des Oybin kurz und richtig beschrieben, 2. Auflage Zittau 1911.

Otto Schöne: Oybin-Sagen, Reichenau [um 1923].

Eduard Wehrmann: Das Raubschloß auf dem Oybin. Romanische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert, Berlin 1929.

Autor

Dr. Matthias Donath

Herausgeber der

„Sächsischen Heimatblätter“



denktafel an den „bedeutenden Heimatgeschichtsforscher und Schriftsteller“ und „Förderer des Tourismus“. Auch für den Kleinbahnbau wird ihm gedankt. Moschkau hatte eifrig dafür geworben, Oybin ans Eisenbahnnetz anzuschließen. 1889/90 errichtete die Zittau-Oybin-Jonsdorfer Eisenbahngesellschaft eine Kleinbahnstrecke ins Zittauer Gebirge, die sich innerhalb weniger Jahre zur rentabelsten und verkehrsreichsten sächsischen Schmalspurbahnlinie entwickelte. „Nach Oybin mit Eisenbahn / kommt in kurzer Zeit man an“, dichtete Carl Gottlob Morawek etwas gewaltsam.

Oybinromane und Mönchszug

Der Oybintourismus blüht bis heute, aber er hat sich auch verändert. Galt der Oybin noch im 19. Jahrhundert als das wichtigste Ausflugsziel in der Oberlausitz, so konkurriert der Berg heute mit vielen anderen touristischen Attraktionen. Das Felsmassiv ist nach wie vor berühmt, doch hat es in der öffentlichen Wahrnehmung seine Einzigartigkeit verloren.

Moschkaus Erben verkauften das Museum 1936 an die Stadt Zittau. Auch nach 1945 blieb der Berg in städtischem Besitz. Erst 1993 übernahm die Gemeinde Oybin den Berg. Es setzte eine umfangreiche Sanierung der Ruinen ein, deren Zustand stellenweise schon recht bedrohlich geworden war. Leider bedeutete die Sanierung auch, dass durch das Entfernen der alten Bäume die geheimnisumwitterte Romantik, die Caspar David Friedrich und Carl Gustav Carus auf dem Oybin vorfanden, teilweise verschwunden ist.

Die Inhalte des Oybinmythos haben sich im 20. Jahrhundert kaum verändert. Der Oybintouris-

mus lebt von den romantischen Empfindungen, die der Berg durch seine Gestalt und Historie verspricht. Dass nach wie vor ein Bedarf nach Empfindsamkeit und dem Erlebnis „echter“ Geschichte besteht, beweist die Literaturgattung der Oybinromane. Wie schon die Buchtitel verraten, geht es um spannende Geschichten, die man am authentischen Ort nacherleben kann: „Der Einsiedler auf dem Oybin“ (1791), „Das Raubschloß auf dem Oybin“ (1829 von Eduard Wehrmann), „Die letzten Mönche vom Oybin“ (1887 von Johannes Renatus alias Johannes Freiherr von Wagner, mehrfach aufgelegt bis 1938), „Der Oybin brennt“ (1991 von Willi Meinck). Was die Menschen am meisten in den Bann zieht, sind die Mönche. Bereits 1851 traten Mitglieder des Zittauer Gesangsvereins „Liederkrantz“ in Mönchskleidung auf. Nach 1883 führte der Gesangsverein „Liedertafel“ mehrfach Mönchsgesänge auf. 1981 fand sich anlässlich der 725-Jahrfeier Oybins eine Gruppe sangesfreudiger Männer zusammen, die sich als Cölestinermönche verkleideten und einen Mönchszug gestalteten. Aus dieser Gemeinschaft ging der 1990 gegründete Verein „Historische Mönchszüge – Berg Oybin e.V.“ hervor. Der Cölestinerchor singt mehrmals im Jahr in der Klosterruine. „Mit dem Zug der Mönche möchten wir unseren Besuchern eine für Auge und Ohr eindrucksvolle Stunde gestalten. Lassen Sie sich in dieser romantischen Kulisse mit ausgesuchten Werken klassischer Chormusik verwöhnen“, ist auf der Internetseite zu lesen. Wenn die Mönche durch die Klosterruine auf den Bergfriedhof ziehen, hat man das Bild vor sich, das der Jüngling in Peschecks Erzählung als „Geisterszene“ erlebte. Obwohl zweihundert Jahre vergangen sind, lebt der Mythos ungebrochen weiter.



130 Jahre Zittauer Schmalspurbahn

Lothar Dinkel und Matthias Schwarzbach

Am 5. Januar 1926 hielten die Einwohner von Olbersdorf bei Zittau den Atem an: An der Viebigbrücke stürzte die Dampflokomotive 99 698 in den Garten eines Hauses neben der Eisenbahnstrecke. Bewohner und Fahrgäste kamen mit dem Schrecken davon, die Wagengarnitur war glücklicherweise auf dem Bahndamm stehengeblieben.

Zum Glück widerfuhr seit ihrer Eröffnung am 24. November 1890 der Zittauer Schmalspurbahn kein weiteres Unglück in diesem Ausmaß. Der Unfall löste eine gründhafte Instandsetzung der abgefahrenen Gleise aus, die bis zum Ende der DDR aber auch die letzte blieb. Denn die Bahn sollte eigentlich dem benachbarten Braunkohle Tagebau weichen. Kurz vor der beabsichtigten Stilllegung kam 1989 auch für die Bahn die Wende, und die letzte Volkskammer der DDR beschloss 1990, den Tagebau einzustellen. „Das Boahnl“, wie es in Oberlausitzer Mundart kurz genannt wird, war gerettet.

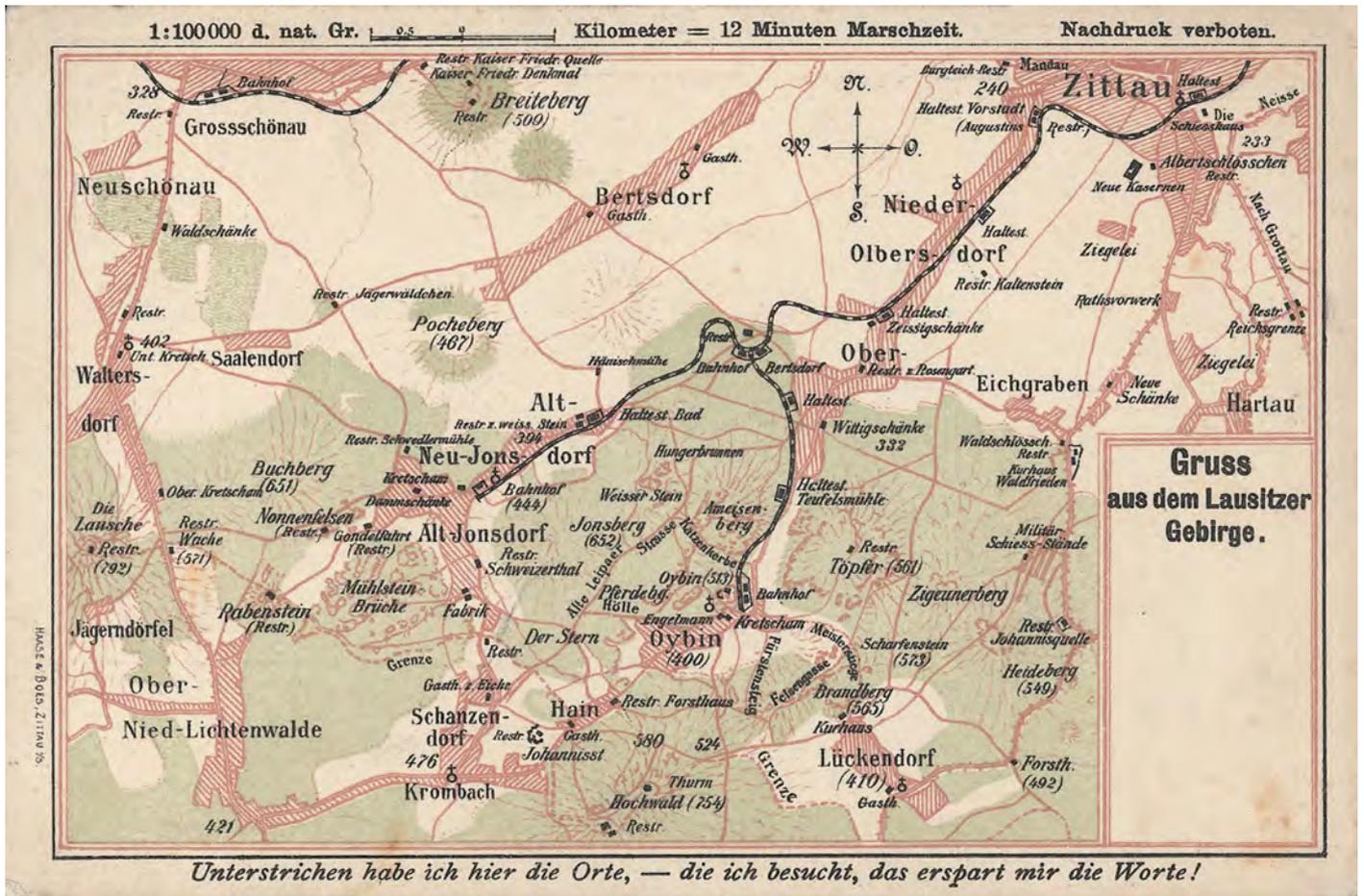
Schon seit 1890 verkehren die Züge der Schmalspurbahn täglich zwischen der Stadt Zittau und den seit jeher beliebten Ausflugsorten Kurort Jonsdorf und

Oybin nach Fahrplan. Die Planungen für eine Strecke durch das Zittauer Gebirge reichen aber bis in das Jahr 1873 zurück. Doch erst 15 Jahre später gründete sich die Zittau-Oybin-Jonsdorf Eisenbahngesellschaft, kurz nachdem das Königreich Sachsen einen Bahnbau auf eigene Kosten abgelehnt hatte.

Der Volksmund interpretierte die Initialen „ZOJE“ der Privatbahn auf seine Art: „Zug ohne jede Eile“ – und bei der mangelnden Eile ist es bis heute geblieben. Die Dampflokomotive, deren Neueste inzwischen 87 Jahre „jung“ ist, dürfen nur mit maximal 30 km/h über die insgesamt 16 Kilometer lange Strecke fahren.

Noch bis 1993 wurde neben dem Personen- auch reger Güterverkehr betrieben. Aufgrund des steigenden Ausflugsverkehrs wurde 1913 die Strecke zwischen Zittau Vorstadt und Kurort Oybin sogar zweigleisig ausgebaut; dies aber nun in staatlicher Trägerschaft. Denn die private Gesellschaft war mit dem unerwarteten Verkehrsansturm und den Investitionen für die notwendigen Erweiterungsmaßnahmen überfordert. Leider wurde dieses zweite Gleis 1945 zurückgebaut, aber dabei hatte man noch Glück

Zittauer Schmalspurbahn
Foto: Dieter Weise



Streckennetz der Zittauer Schmalspurbahn, Postkarte, um 1910
Sammlung Ingo Neidhardt

im Unglück. Denn im Unterschied zu den anderen Oberlausitzer Schmalspurbahnen blieb der Strecke dank eines einsichtigen Sowjetkommandanten die völlige Demontage als Reparationsleistung erspart. Mit dem Beschluss zur Erweiterung des Tagebaus Olbersdorf in den 1980er Jahren war aber der Stab über die Zittauer Schmalspurbahn gebrochen. Das

„Boahnl“ sollte der Braunkohle zum Opfer fallen, was sich letztlich doch verhindern ließ – sehr zur Erleichterung der Eisenbahnfreunde vor Ort, deren aktivsten sich 1990 im Interessenverband der Zittauer Schmalspurbahnen e. V. zusammenschlossen. Wenig später war absehbar, dass die letzten Schmalspurbahnen unter dem Dach der Staatsbahn keine



Bahnhof Jonsdorf, Postkarte, um 1910
Sammlung Torsten Sameiske

Dampflokomotiven der
Zittauer Schmalspurbahn
Foto: Mario England



große Zukunft mehr haben würden, weshalb der Verein sich bei den Politikern für eine Zukunft der Bahn in neuer Trägerschaft einsetzte. Zur treibenden Kraft wurde der letzte Landrat des Landkreises Zittau, Christian Neumann, der 1993 eine Geschäftsstelle für die Vorbereitung der Bahnübernahme in kommunale Trägerschaft einrichtete. Im Ergebnis gründete der Landkreis Zittau dazu auf Beschluss des Kreistages im Juni 1994 die Sächsisch-Oberlausitzer Eisenbahngesellschaft (SOEG), die Anlagen und Fahrzeuge der Schmalspurbahn übernehmen und den Betrieb weiterführen sollte. Zunächst war der Landkreis Zittau Alleingesellschafter; die Aufnahme der Anliegergemeinden als Mitgesellschafter bei Betriebsaufnahme war im Gesellschaftsvertrag aber bereits angelegt.

Am 3. März 1995 erfolgte der Eintrag der SOEG im Handelsregister Dresden. Doch es sollte noch bis zum 1. Dezember 1996 dauern, bis es zur Betriebsübernahme der Zittauer Schmalspurbahn kam. Man war in die Untiefen der einsetzenden Bahnreform geraten, deren Auswirkungen für alle Beteiligten Neuland waren und die Abstimmungen erschwerten. Von Nachteil war zudem, dass der Freistaat Sachsen – damals noch anders als die anderen betroffenen Bundesländer mit ihren Schmalspurbahnen (nämlich Thüringen, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern) – auf einen Weiterbetrieb durch die in Gründung befindliche Deutsche Bahn AG setzte.

Mit ihrer Betriebsführung war die Zittauer Schmalspurbahn im ersten Jahrzehnt an den damals landkreiseigenen Busbetrieb KVG angebunden, der über eine leistungsfähige kaufmännische Abteilung verfügte und deshalb Dienstleistungen für die SOEG einschließlich ihrer Geschäftsführung übernahm. Mit dem 2005 beschlossenen Verkauf der Busgesellschaft verselbstständigte sich die SOEG mit eigener Geschäftsführung. Ziel der Gesellschafter war es, damit die SOEG auf ihrem Weg zum Schrittmacher für die touristische Vermarktung ihres Einzugsgebiets und der Region voranzubringen.

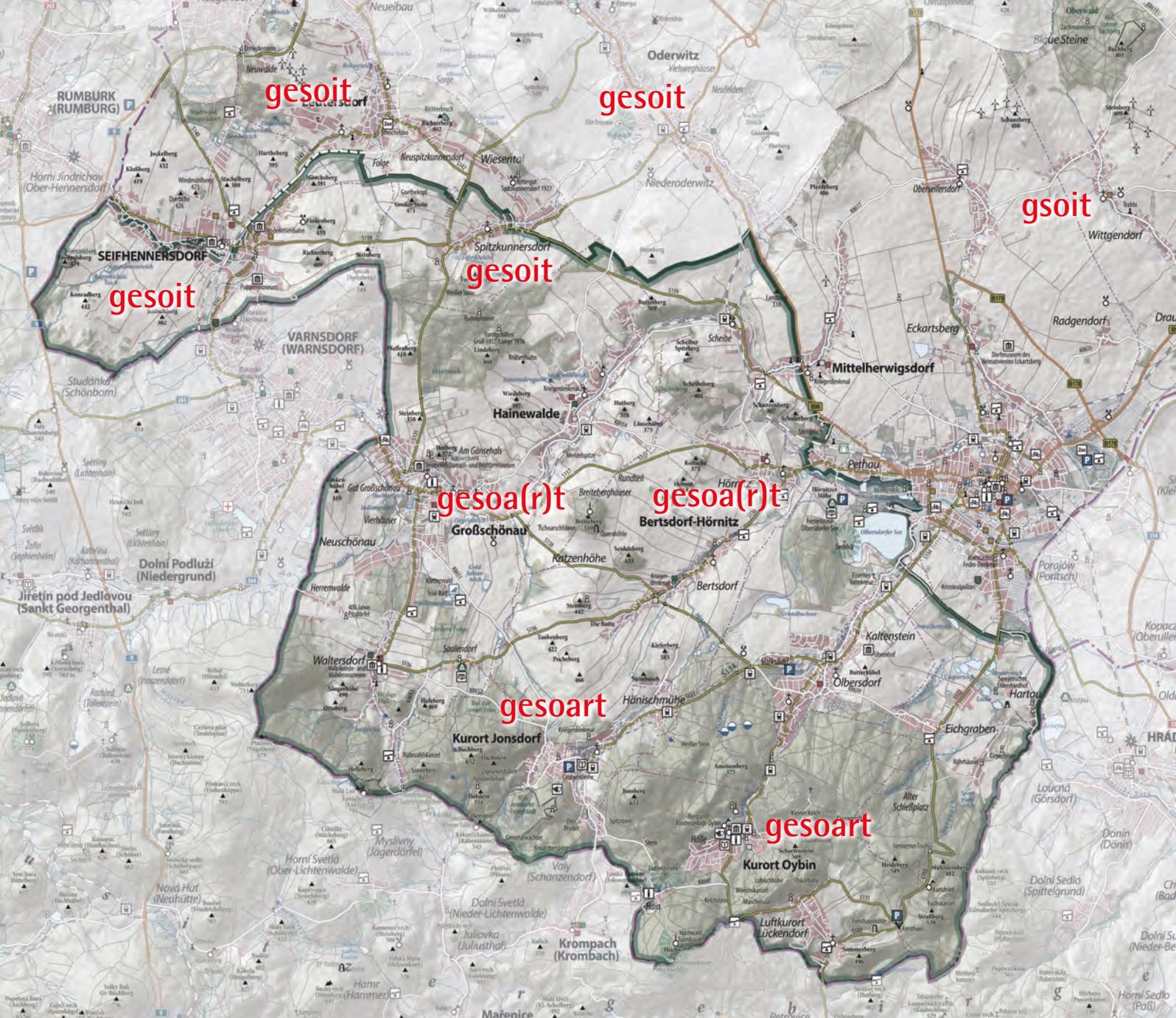
Seitdem wird das kleine, unverändert kommunale Unternehmen mit seinen rund 30 fest angestellten Mitarbeitern mit der Dynamik eines inhabergeführten Betriebes geleitet. Zunächst wurde am äußeren Erscheinungsbild gearbeitet, das sich von nun an gezielt am traditionellen Erscheinungsbild orientierte. Zugleich begann ein intensives Marketing unter Einbeziehung der tschechischen und polnischen Nachbarregionen, in denen seitdem in den jeweiligen Landessprachen geworben wird.

Für die überregionale Werbung gelang schließlich mit dem Projekt „Dampfbahn-Route“ (www.dampfbahnroute.de) 2009 der „große Wurf“. Diese Ferienstraße quer durch Sachsen ist als gemeinsame touristische Plattform von inzwischen über 180 Partnern konzipiert und verknüpft das Erlebnis „Eisenbahn“ mit vielfältigen Möglichkeiten für einen Kultur- und Aktivurlaub in Sachsen mit der ganzen Familie. Daran beteiligt sind außer den Schmalspurbahnen selbst rund 70 Vereine und Interessengruppen „rund um die Bahn“, über 50 Gastronomie- und Hotelbetriebe ... sowie rund 50 kommunale Partner, Tourismusverbände, Verkehrsverbände und weitere touristische Angebote.

Im eigenen Verlag der SOEG erscheint vier Mal jährlich die Zeitschrift „Dampfbahn-Magazin“, die deutschlandweit im Abonnement und im Bahnhofsbuchhandel vertrieben wird. Zu Hause, im Zittauer Gebirge, veranstaltet die SOEG seit 2007 gemeinsam mit den Organisatoren des Lückendorfer Bergrennens die „Historik Mobil“, die regelmäßig eine fünfstellige Zahl von Motorsportfreunden und Eisenbahninteressierten anzieht. In den Endbahnhöfen Oybin und Jonsdorf hält die SOEG mehrere Ferienwohnungen vor; zwei davon in umgebauten Schmalspurpersonenwagen. Die eigenen Fahrgastzahlen der Zittauer Schmalspurbahn sind unterdessen auf mehr als 250.000 Fahrgäste im Jahr 2019 und damit auf das Zweieinhalbfache des Jahres 2006 gestiegen. Fazit: Mit der SOEG ist die Zittauer Schmalspurbahn zu dem geworden, was sich ihre Gründer von ihr erhofften: die Lokomotive des regionalen Tourismus.

Autoren

Lothar Dinkel
Matthias Schwarzbach
SOEG mbH
Bahnhofstraße 41
02763 Zittau
info@soeg-zittau.de
www.zittauer-schmalspurbahn.de



Oberlausitzer Mundart im Zittauer Gebirge und Gebirgsvorland

Hans Klecker

Dialektformen von „gesagt“ in der südlichen Oberlausitz

Das Kennwort der Oberlausitzer Mundart ist das *ock*, *ock* oder *ack*. *Kumm oacke! Sieh oacke! Find 'ch oack rei! Hurch oack amol har!* Es handelt sich um ein Adverb, das für „nur“, „bloß“ und „doch“ steht. Es wurde vor ca. 800 Jahren von den rheinfränkischen Siedlern in den Sprachformen *eht*, *eckers*, *eckert* und *ockers(ch)* mitgebracht und wird bzw. wurde auch von der Bevölkerung in der

Hinteren Sächsischen Schweiz und bis 1945 auch in Schlesien und Nordböhmen verwendet. Die Oberlausitzer wissen, dass von Dorf zu Dorf unterschiedlich gesprochen wird. Es gibt viele Unter- und Ortsmundarten, die alle ihre geschichtliche und etymologische Richtigkeit haben. Das gilt auch für die Dörfer im Zittauer Gebirge und dem Gebirgsvorland.

Der aufmerksame Zuhörer wird bemerkt haben, dass die Großschönauer oder Bertsdorfer nicht *soin* (sagen) oder *kloin* (klagen), sondern *soa(r)n* oder *kloa(r)n*. Genauso haben die Deutschböhmen in der heutigen benachbarten Tschechischen Republik gesprochen. Auch gab es dies- und jenseits des Zittauer Gebirges (Lausitzer Gebirges) keinen *Fretsch* (Freitag), wie zwischen Wehrsdorf, Cunewalde und Oderwitz, sondern einen *Fraajtch*. Das hängt mit der Geschichte dieses *Mitznzippels* (Mützenzipfels) zusammen.

Die Sprachforschung rechnet die nordböhmisches Mundart der Oberlausitzer zu. Es gab vielerlei Kontakte zwischen den Deutschen in Nordböhmen und den Oberlausitzern im Raum Zittau. So wurde der deutsche Pädagoge und Kirchenlieddichter Christian Keymann in Deutsch-Pankraz (Jítrava) in Böhmen geboren und wohnte und arbeitete in Zittau. Die Gegenreformation in Böhmen, besser die Rekatholisierung, bewirkte, dass sich viele Glaubensflüchtlinge jenseits der Grenze in das Hoheitsgebiet der seit 1635 zum sächsischen Kurfürstentum gehörenden Oberlausitz aufmachten und die Auen der langen Waldhufendörfer als Weber und die Umgebung der Stadt Zittau als Gärtner besiedelten.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ließen sich viele Tschechen in den von Deutschen bewohnten Dörfern und Städten zwischen Reichenberg (Liberec) und Tetschen-Bodenbach (Děčín) nieder. Umso stärker entwickelte sich die ethnische Bindung der Deutschböhmen über die sächsisch-böhmische Grenze zur südlichen Oberlausitz. So ist es auch nicht verwunderlich, dass Nordböhmen auch sprachlich starke Gemeinsamkeiten mit dem Zittauer Gebirge und Becken zeigt, die am stärksten im entlegenen Lückendorf ausgeprägt sind. Während die Einheimischen aus den meisten Dörfern der Oberlausitz für „unten“ die mundartlichen Formen *unn*, *unne* oder *hunn*, *hunne* (hier unten) verwendeten, gebrauchten die alten Lückendorfer *drun* (drunten, da unten), wie allgemein im oberdeutschen Sprachraum üblich. Aber auch die Deutschen in Nordböhmen, wie die in der Oberlausitz, sind die Nachfolger der Siedler aus dem Rheinland (Rheinland-Pfalz, Rheinhessen, Nordrhein ohne Westfalen). Denn in diesen beiden Regionen wurde in der Zeit des Mittelhochdeutschen (1050 bis 1350) das Wort *ock*, *ack* als *ocker* gebraucht.

Der oberflächliche Hörer von heute wird kaum sprachliche Unterschiede zwischen einem Oberlausitzer in Oderwitz und einem in Jonsdorf wahrnehmen. Dazu kommt, dass die Mützenzippler sich immer mehr der Sprache des Oberlandes anpassen. Hieß es im Zittauer Gebirge noch vor fünfzig Jahren „*Iech kumm ni* (kurzes i)“, so hört man heute „*Iech kumm ne* (kurzes e)“, wie in den oberländischen Dörfern um Ebersbach-Neugersdorf. Wie oft habe ich den Großschönauer Mundartsprechern erklärt, dass man a *Grußschiene a de Schule gih*t und nicht wie im



Porträt Frau M. Härtig aus Großschönau, Gemälde von Oskar Häbler, um 1860
Über die ältere ländliche Tracht in der südlichen Oberlausitz ist wenig bekannt. Die Dargestellte trägt eine Tracht aus dem frühen 19. Jahrhundert. Charakteristisch ist die ausladende Haube, eine Dudden- oder Tuttenhaube. Solche Hauben waren seit dem späten 18. Jahrhundert geläufig und bestanden aus einem Kragen aus gestärkter Leinwand mit kleinen, mittels einer Brennschere gerollten Röhrcchen. Städtische Museen Zittau, Inv.-Nr. 2.986

Oberland *a de Schule gitt*. *Se senn o ne vu Grußschiene, sondern si sein vu Grußschiene*.

Noch vor dem Ersten Weltkrieg konnte man durch die Wortwahl und Klangfarbe der Sprache den Waltersdorfer oder den Bertsdorfer vom Oderwitzer oder Eibauer unterscheiden. Im Oberland bekam der freche Junge *Dresche*, im Zittauer Raum *Drasche* (kurzes a), in Niederoybin oder Jonsdorf bezahlte man mit *Gald* und oder *Gaajld* in Obercunnersdorf oder Cunewalde mit Geld. Das gilt auch für *Fald* oder *Faajld* im Zittauer Gebirge und Feld im Oberland. Überhaupt wandelte der Bauer oder Weber aus dem Zittauer Raum den Vokal e häufiger zu a um als der Oberländer. Statt *iech gih zu menn Moanne und iech gih zu menner Schwaster* heißt es im Zittauer Becken und Gebirge *iech gih zu mann Mo-*

Landschaft mit Häusern (Jonsdorf im Zittauer Gebirge?), Gemälde von Franz Wilhelm Leuteritz, 1867
Städtische Museen Zittau, Inv.-Nr. 17686





Blick in eine ländliche Stube
Städtische Museen Zittau

anne und *iech gih* zu *manner Schwaster*. Auch gibt es im Zittauer Raum keine *Letterwaajnl*, sondern *Letterwarnl* oder *Letterwanl*.

Für das Gebiet südlich von Zittau ist auch die Umwandlung von *oi* (eu) oder *oaj* in kurzes *oa* typisch. Während es im Oberland *goajst* oder *goist* (gießt), *goast's* in Jonsdorf. In den Ortsmundarten zwischen Waltersdorf und Hirschfelde gibt es auch keine *Nole* (Nadel), sondern eine *Nulde*. Man läuft auch nicht um die Kirche *zengsrim*, *zengstrim* oder *zensrim*, sondern *zenschnim* (rundherum).

Diese südlausitzisch-böhmischen Sprachformen sind zum Teil noch in Hainewalde, Hörnitz und Eckartsberg zu hören, selten in Spitzkunnersdorf. Die dortige Ortsmundart ist typisch für ein Übergangsbereich. Die meisten Spitzkunnersdorfer *soin* (Oberland), andere wieder *soarn* (Zittauer Gebirge und Vorland) oder *soan* (Seifhennersdorf). Ist die Mutter aus Hainewalde, wird in der Familie häufig *gesoa(r)t*, ist sie aus Oderwitz, wird *gesoit*.

Ein weiterer Ort in der Südlausitz, dessen Mundart stark böhmisch geprägt ist, ist Seifhennersdorf. Dieses sächsische Dorf bildete mit den böhmischen Nachbargemeinden Rumburg (Rumburk) und Warnsdorf (Varnsdorf) eine zusammenhängende Waldhufensiedlung und ist lange Zeit in den böhmischen Lebenskreis einbezogen worden. Für die rollenden Oberlausitzer sind die Seifhennersdorfer *Bihmsche* (Böhmische) oder *Randbihmsche*. Die Seifhennersdorfer weichen von der zerebralen (retroflexen) r(R)-Artikulation ab und beziehen das Zäpfchen in die Lautbildung ein (uvulares r). Die Silbe *er* wird wie ein kurzes *a* gesprochen, z. B.: *Fleescha* (Fleischer), *leian* (leiern), *vakeefm* (verkaufen) und *ma* (mer, mir, wir). Die *Hennersdurfur* Turnerfeuerwehr wird dann zur *Hennaschdurf*

Autor
Hans Klecker
Zittau

Dunnafeuawehr. Das oberländische *Bändl* (Bindfaden) wird in Seifhennersdorf zum *Bandl*, *gesoit* (gesagt) zu *gesoat*, *seck* oder *salte* (früher) zu *saajch*, *schloin* (schlagen) zu *schlon*, *derno* zu *danno*, *gekriegt* (gekriegt) zu *gekricht* und die *Koarnickl* zu *Nucksche*. In Seifhennersdorf kann man, wie früher im benachbarten Böhmen, auch oberdeutsche (süddeutsche) Wörter hören, wie *Ribisl* (Johannisbeeren) und *Karfiol* (Blumenkohl). Leider verschwindet die Seifhennersdorfer Ortsmundart immer mehr oder gleicht sich der Sprache der Nachbargemeinden Neugersdorf, Leutersdorf und Spitzkunnersdorf an. Vor 60 Jahren drohte noch die Mutter ihrem Sohn, wenn er tanzen ging: „*Brengn mer keene heem, die soit! A Hennaschdurf wird gesoat!*“

Auch das Städtchen Schirgiswalde nimmt sprachlich eine Sonderstellung ein. 1635 trat der böhmische König die Oberlausitz an den sächsischen Kurfürsten ab, nicht aber das zu Böhmen gehörende Schirgiswalde. Das Städtchen verblieb von 1635 bis 1809 als Enklave bei Böhmen und wurde erst 1845 offiziell dem Königreich Sachsen angegliedert. Die katholischen Schirgiswalder Männer durften sich keine evangelischen Mädchen aus den Nachbardörfern holen und suchten ihre Bräute im katholischen Böhmen. Somit gab es lange keinen sprachlichen Ausgleich zwischen Schirgiswalde und der Oberlausitz. Erst nach 1945 setzte dieser ein. So wird in Schirgiswalde wie im Zittauer Gebirge oder Seifhennersdorf *gesoat* (gesagt), *geschlon* (geschlagen) und die Kinder bekommen *Drasche* (Dresche, Prügel). Während die meisten Oberlausitzer die Kartoffeln als *Abern* (Erdbirnen) bezeichnen, nennen sie die Seifhennersdorfer *Abunn* (Erbsen), die Dörfner im Zittauer Gebirge *Aburn* und die Schirgiswalder *Aribbl* (oberdeutsch: Erdäpfel). In Schirgiswalde hat sich auch die alt- bzw. mittelhochdeutsche Senkung vom u zum o erhalten, ähnlich wie in der Westlausitz. Die Schirgiswalder nannten noch vor wenigen Jahren ihre Stadt *Schorgsuaale* und nicht *Schirgs-* oder *Schurgsuaale* und statt *kumm oacke* (komm nur) gebrauchten sie *komm ack*.

Noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts konnte ich nach wenigen Sätzen den Sprecher in eine Oberlausitzer Region einordnen. Sagte er „*Mei Maajgl stitt an Raajne*“, kam er aus Ebersbach, Lawalde oder einem anderen oberländischen Dorf, sagte er aber „*Mei Mardl stitt an Rarne*“ kam er aus Waltersdorf oder Bertsdorf. Das Erkennen des Heimatortes einer Person nur durch seine Sprache ist heute kaum noch möglich, da nur noch wenige Dorfbewohner saubere Ortsmundart sprechen. Die Mundarten sind zur Umgangssprache oder zum liederlichen Deutsch herabgesunken. Die jungen Leute bedienen sich zusätzlich neudeutscher Anglizismen. Schade!



Die Entwicklung der Forstwirtschaft im Zittauer Gebirge

Bernd Lademann

Entwicklung vom Mittelalter bis 1945

Das Zittauer Gebirge als kleinstes Mittelgebirge Deutschlands umfasst lediglich eine Fläche von etwa 50 Quadratkilometern. Es ist sozusagen ein Anhängsel der großen, sich nach Süden ausdehnenden, böhmischen Gebirgszüge. Die Ost-West-Ausdehnung beträgt ca. 15 Kilometer, die Nord-Süd-Ausdehnung nur ca. zwei bis sechs Kilometer. Von einigen wenigen Privat-, kleineren Kommunal- und Kirchenwäldungen abgesehen, befindet sich die Hauptfläche des Zittauer Gebirgswaldes, knapp 4.300 Hektar, im Eigentum der Stadt Zittau. Dazu gehören allerdings noch größere Waldgebiete im Vorgebirgsbereich, das sogenannte Königsholz bei Oderwitz, Waldgebiete bei Wittgendorf, Ebersbach und Großschönau. Der Vollständigkeit halber muss allerdings auch erwähnt werden, dass

bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs noch etwa 1.500 Hektar Wald, die heute im Gebiet Tschechiens und Polens liegen, der Stadt Zittau gehörten, aber durch die veränderten Grenzverläufe als Ergebnis des Krieges verloren gingen. Bis 1945 war die Stadt Zittau mit knapp 6.000 Hektar einer der größten kommunalen Waldbesitzer Deutschlands.

Die Entstehung dieses umfangreichen Waldbesitzes ist auf den Reichtum Zittaus im Mittelalter zurückzuführen, begründet durch das aufstrebende Bürgertum, rege Handelstätigkeit, aber auch das Fleiß und Können vieler Handwerker, insbesondere aus dem Tuchmacherbereich. Wald, und damit Grundbesitz, war schon immer eine gute und vor allem wertbeständige und damit sichere Geldanlage. Allerdings kannte die damalige Zeit noch keine geregelte Forstwirtschaft. Vom Wald wurde nur genommen: Bauholz, Brennholz, Reisig, Einstreu für

Wald im Zittauer Gebirge, im Hintergrund die Ruinen des Oybin, Lithographie, um 1830
© Städtische Museen Zittau



König Friedrich August III. von Sachsen nach der Auerhahnjagd in Oybin, Postkarte, um 1910
Städtische Museen Zittau

die Ställe. Ihm gegeben, durch Aufforstung und Pflege, wurde kaum etwas. Dazu kam, dass durch die beginnende Industrialisierung in der frühen Neuzeit der Holzkohlebedarf enorm anstieg, so dass die Holzvorräte im Zittauer Gebirge durch die ständige Übernutzung immer mehr zurückgingen. Erste Versuche, der Ausplünderung des Waldes durch die ungebremsste und willkürliche Holzentnahme entgegenzuwirken, gab es durch die Zittauer Forst- und Jagdordnung von 1730 bzw. durch die Oberlausitzer Forstordnung von 1767. Aber erst Johann Gotthelf Lange, ein profilierter Forstmann des 19. Jahrhunderts, der in der Stadt Zittau von 1826 bis 1871 als Oberforstverwalter wirkte, setzte das erste moderne, von den beiden bekannten Forstwissenschaftlern Heinrich und Wilhelm Cotta entwickelte Forsteinrichtungs- und Reorganisationswerk in einem Nichtstaatswald in die Praxis um und schuf damit die betriebswirtschaftlichen Grundlagen für eine auf Nachhaltigkeit ausgerichtete Bewirtschaftung des Zittauer Stadtwaldes. Strikte Einhaltung der Holznutzungspläne und bevorzugte Nutzung der zuwachsschwächsten Bestände auf der einen Seite, aber auch das besondere Augenmerk auf geregelte Aufforstungs- und Pflegemaßnahmen auf der anderen Seite waren für ihn die Voraussetzungen für eine nachhaltige Reproduktion des Waldes. Unproduktiver Nieder- und Mittelwald wurde in leistungsstarken Fichten-Hochwald umgewandelt. Die konsequente Umsetzung der Nutzungspläne führte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zu einem Anstieg der Holzvorräte auf beachtliche 180 Festmeter pro Hektar bei gleichzeitiger Erhöhung des Fichtenanteils auf 70 Prozent. Mit seinem Wirken sind auch die Herstellung eines festen Waldeinteilungsnetzes sowie der Ausbau des Wegenetzes, die Anlage von Entwässerungseinrichtungen und der Bau von Brücken verbunden. Unter Langes Leitung wurde der Zittauer Stadtwald vollkommen neu organisiert und zu einem leistungsfähigen, am Markt orientierten und nachhaltig bewirtschafteten Forstbetrieb umgestaltet. Steigende Holzträge und damit verbundene höhere Einnahmen aus

der Waldbewirtschaftung sowie eine auch nach außen hin sichtbare Verbesserung des gesamten Waldzustandes weckten aber auch in der Bevölkerung ein neues Verantwortungsgefühl für „ihren“ Wald.

Umso härter traf es die Stadt als Hauptbesitzer des Zittauer Gebirgswaldes, als zwischen 1906 und 1910 und besonders in den Jahren zwischen 1919 und 1923 die Nonne (eine Schmetterlingsart) enorme Schäden, insbesondere in den älteren Fichtenbeständen, durch Kahlfraß verursachte. Während die erste Kalamität 1906 und 1910 der Stadt bereits 219 Hektar Kahlschläge mit fast 72.000 Festmetern Schadholz bescherte, sprengte die zweite Massenvermehrung 1919 bis 1923 jede Vorstellung. Fast ein Viertel des gesamten Stadtwaldes wurde Opfer dieses gefräßigen Schädlings. Überliefert ist, dass man durch starke Scheinwerfer, die auf den Kaiserfeldern bei Olbersdorf aufgestellt wurden, das Gebirge anstrahlen ließ, um die Nonnenfaltermassen von den Beständen abzuziehen. Die Bevölkerung, aber auch Schulkinder wurden zeitweise verpflichtet, mit Stöcken, deren Ende dick mit Stoffstreifen umwickelt wurde, in die Bestände zu ziehen, um mit diesen selbst hergestellten Patschen die an der Rinde in größeren Gruppen sitzenden, frisch geschlüpften Räumchen zu vernichten, bevor sie nach ca. fünf Tagen am Stamm hinaufkletterten, um in den Nadeln ihr zerstörerisches Werk zu beginnen. Dem aufmerksamen Waldbesucher wird heute noch an einzelnen alten Fichten, die die Nonnenkalamität damals überlebt haben, Reste eines schwarzen, teerähnlichen Ringes auffallen. Diese sogenannten Leimringe wurden ebenfalls angelegt, um die Nonnenraupen am Aufbaumen zu hindern. All diese Maßnahmen nutzten relativ wenig. Nach Zusammenbruch der Kalamität im Herbst 1923 standen ca. 1.500 Hektar vollständig vernichteter hochwertiger Fichtenwald zu Buche. Etwa 210.000 Festmeter stark wertgeminderten Holzes mussten schnellstmöglich eingeschlagen werden, um einestils einen weiteren Wertverlust in Grenzen zu halten, aber andererseits die entstandenen Kahlflächen schnellstens wieder zu bepflanzen, um der Bodenerosion entgegenzuwirken. Die darauf folgende Aufforstung der Kahlschläge zog sich über viele Jahre hin und kostete die Stadt Zittau enorme finanzielle Mittel. Drastisch verstärkt wurden die Probleme noch durch Inflation und Weltwirtschaftskrise, die der Stadt weitere riesige Verluste bescherten. Die sich bietende Chance, den Zittauer Stadtwald auf den riesigen Kahlflächen in einen naturnahen und ökologisch stabilen Mischwald aus Nadel- und Laubholz umzugestalten, wurde leider verpasst. Wahrscheinlich führte der Zwang nach Rentabilität des städtischen Forstbetriebes, aber auch der Mangel an anderem Saat- und Pflanzgut zu einem wiederum überwiegenden Fichtenanbau mit all seinen späteren negativen Folgen hinsichtlich der Sturm- und Insektenanfälligkeit. 1936 betrug der Fichtenanteil, gemessen an der Gesamtbestockung, 85 Prozent.

Nach einer relativ ruhig verlaufenden Zeit in den späten 1920er und den 1930er Jahren, ohne größere Beeinträchtigung durch Schädlinge und Wetterunbilden, war der Einfluss des unseligen Zweiten Weltkriegs auch auf den Waldzustand, insbesondere durch die steigende Holznutzung, bei gleichzeitiger Vernachlässigung von Aufforstung und Waldpflege, unübersehbar. Glücklicherweise blieb der gesamte Zittauer Raum in den letzten Kriegswochen von größeren Kampfhandlungen verschont, sodass auch im Wald des Zittauer Gebirges keine Schäden durch Kriegseinwirkung zu verzeichnen waren.

Entwicklung 1945 bis 1990

Mit der Gründung der DDR 1949 begann auch eine neue Ära in der Waldbewirtschaftung und Forstorganisation. Die 1952 im Osten Deutschlands gebildeten 94 Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebe hatten zunächst die Aufgabe, die Staatswälder nach den Prinzipien der vorrattspflughchen und nachhaltigen Waldwirtschaft zu bewirtschaften und ihre Ertragsleistung zu verbessern. Später wurde die Zuständigkeit der Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebe auch auf die Kommunalwälder ausgedehnt, während der Kirchenwald von der Verstaatlichung ausgenommen blieb. Privaten Waldbesitz gab es überwiegend bei bäuerlichen Klein- und Mittelbetrieben, die bei Eintritt in die sich bildenden LPGs gegen Ende der 1950er Jahre alle Nutzflächen, also auch den Wald, in die Genossenschaft einbringen mussten. Diese sogenannten Bauernwälder wurden durch eine spezielle Organisationsform, der Zwischengenossenschaftlichen Einrichtung Waldwirtschaft (ZEW), bewirtschaftet. Politische Entscheidungen in der DDR führten 1974 nach nur acht Jahren wieder zur Auflösung der ZEW, sodass es ab 1974 im Wesentlichen, außer dem Kirchenwald, nur noch eine Waldeigentumsform gab, den Volkswald.

Für das Zittauer Gebirge mit seinen Waldflächen war die Oberförsterei Zittau zuständig, die wiederum organisatorisch zum Staatlichen Forstwirtschaftsbetrieb Löbau gehörte. Bis 1966 setzte sich die Oberförsterei aus neun Revieren zusammen: im Gebirgsraum die Reviere Eichgraben, Lückendorf, Oybin, Olbersdorf, Jonsdorf und Waltersdorf sowie im Vorgebirge die Reviere Hainewalde, Niederoderwitz und Wittgendorf. Die erste größere Strukturreform innerhalb des Staatlichen Forstbetriebes Löbau machte auch um die Oberförsterei Zittau keinen Bogen. Aus den sechs kleinen Gebirgsrevieren, die lediglich zwischen 350 und 600 Hektar groß waren, wurden zwei neue Großreviere, Eichgraben und Jonsdorf. Die beiden Vorgebirgsreviere Wittgendorf und Niederoderwitz bildeten das neue Revier Niederoderwitz; Hainewalde blieb bestehen und bekam ein Waldgebiet der Ortsflur Seifhennersdorf, für das bisher das Revier Walddorf zuständig war, zugeordnet. Die neue Reviereinteilung orientierte sich an den kommunalen Fluren, aber auch an den damaligen politischen

Kreisgebietsgrenzen der DDR. Diese Revierstruktur bestand im Wesentlichen bis zur Wiedervereinigung 1990. Lediglich 1986 wurde aus Teilen der Reviere Eichgraben und Jonsdorf das dritte Gebirgsrevier Olbersdorf gebildet.

Waldarbeit ist schwere Arbeit und in früheren Zeiten war es ausschließlich Handarbeit. Schrotsäge, Axt und Metermaß für den Holzeinschlag, die Pflanzhacke für die Aufforstung, Sense, Hepe und Bügelsäge für Pflegearbeiten waren die gängigsten Arbeitsmittel bis weit in die 1950er Jahre hinein. Erst allmählich traten die Motorkettensägen in der Forstwirtschaft ihren Siegeszug an, anfangs als Zweimannsägen für die reine Baumfällung und den jeweiligen Sortimentsschnitt, später dann zunehmend Einmannmotorkettensägen, mit denen dann auch die Entastung der gefällten Bäume durchgeführt werden konnte. Die in der DDR entwickelten Motorkettensägen der Typen „Faun“ und „ES35“ erwiesen sich aber leider als sehr stör anfällig, unhandlich und schwer; sie waren keinesfalls auf der Höhe der damaligen technischen Entwicklung, so dass die DDR-Führung, trotz ständig klammer Devisenkassen, richtigerweise beschloss, die gesamte Forstwirtschaft mit modernen Einmannkettensägen der schwedischen Firma „Partner“ auszurüsten. Auch ein Versuch der Einführung polnischer Motorsägen, vornehmlich für die Baumfällung, erwies sich als Flop, da sich auch diese als zu stör anfällig und unhandlich erwiesen. Die Partner-Sägen waren dann bis zur politischen Wende 1989/90 auch für die Waldarbeit im Zittauer Gebirge prägend.

Aber auch in der Holzernte hielt allmählich die Technisierung Einzug. Zu Beginn der 1970er Jahre entwickelten Forstleute maschinelle Entastungssysteme, zunächst eines mittels Rotorentastung, das Entastungssystem 35 (EA35). Bis zu einem Durchmesser von 35 cm konnten Bäume, die durch einen allradgetriebenen Spezialtraktor mit Ästen zum Entastungsplatz gebracht wurden, mit Hilfe eines Greifers in ein sich schnell drehenden, mit Messern besetzten Rotor der Maschine eingefädelt werden. Durch die rasche Drehbewegung des Rotors wurden die Äste abgeschlagen und mittels einer Stachelwalze bis zum Ende des Entastungsvorganges an der Stammspitze vorwärts geschoben. An einem gespannten Seil hängend, wurden die entasteten Stämme bis zu einem Auslöser transportiert, von wo aus sie zu Boden fielen und vom Abwurfort aus abgefahren werden konnten. Die Maschine hatte demzufolge den Nachteil, dass sie unmittelbar neben einem abfuhrfesten Weg aufgebaut werden musste. Diese Stelle zu finden, war oft nicht leicht, insbesondere in den Hanglagen des Zittauer Gebirges. Der Standort musste oft erst mit entsprechendem Aufwand präpariert und befestigt werden. Im Großen und Ganzen bewährte sich aber das Rotorentastungssystem und erwies sich als robust und zuverlässig.

Die spätere Entwicklung der Zulentastung löste die Rotorentastung ab. An einem Standardtraktor sowjetischer Bauart war das runde, an den Innen-



Forstwirtschaft um 1980
Fotos: Bernd Lademann



seiten mit Messern besetzte Grundgerät, dessen obere Hälfte zum einlegen der zu entastenden Bäume aufgeklappt werden konnte, angebaut. Ein zweiter Trecker, ebenfalls meist russischer Bauart, packte mit einer hydraulisch schließenden Zange die angerückten Stämme und legte sie in das geöffnete Entastungsgerät. Nach dem Schließen des oberen Bügels der Maschine durch die Hydraulik des Traktors pressten sich die Messer an das Holz, und der ganze Stamm wurde mit Schwung durchgezogen und somit entastet. Diese Zugentastungssysteme wurden in drei Varianten für Schwachholz (bis 20 cm Stärke), für mittelstarkes Holz (bis 30 cm) und für Starkholz (bis 60 cm) entwickelt. Als großer kraft- und zeitsparender Vorteil für die nachfolgenden Aufforstungsarbeiten erwies sich aber die Tatsache, dass durch die maschinelle Entastung außerhalb des Waldes die Kahlschläge bereits von Ästen und Reisig beräumt waren. Allerdings gingen durch die riesigen zusammengeschobenen Reisigberge bei den Maschinenstellplätzen der Aufforstung jedes Mal Flächen von etwa Kleingartengröße verloren. Auch heute noch sind diese mittlerweile verrotteten ehemaligen Reisighaufen gut zu erkennen, da in diesem so entstandenen, wunderbaren Humus Holundersträucher, Birken, Ebereschen und anderes Weichlaubholz gute Wachstumsbedingungen vorfanden und auf diese Weise kleine Laubholzzaunen inmitten der großen Nadelreinbestände bildeten.

In Einzelfällen kam an Steilhanggebieten, vornehmlich im Lausche-Weberberggebiet, bei sich lohnendem Holzanfall auch eine Seilkrananlage zum Einsatz. Am wirtschaftlichsten war die maschinelle Holzbereitstellung natürlich im Kahlschlagsbetrieb bei möglichst großem Holzanfall zu betreiben. Durchforstungen in den verschiedenen Altersklassen blieben im Wesentlichen noch dem traditionellen Handeinschlag mittels Motorsäge vorbehalten.

Die Holzurückung, also die abfuhrfertige Bereitstellung des Holzes am festen Forstweg, geschah bis weit in die 1960er Jahre hinein noch mit Pferden, parallel dazu wurden aber zunehmend Traktoren eingesetzt, insbesondere für die Rückung und Polterung schwerer Hölzer. Aber auch diese etwas umgebauten, mit Seilwinden und teilweise auch mit Schiebeschild ausgestatteten Straßentraktoren hatten in den Hanglagen des Zittauer Gebirges, auf Grund der relativ geringen Bodenfreiheit und mangelnden Geländegängigkeit, ihre Einsatzgrenzen, so dass Pferde eigentlich bis in die heutige Zeit hinein für die Holzurückung in schwerem Gelände und in der Anrückung bei Durchforstungshieben unersetzbar sind. Entschärft wurde das Problem der Holzbringung in Hanglagen durch die Anschaffung von Spezialrücketraktoren des tschechischen Typs LKT und des rumänischen Typs TAF in den 1970er Jahren, die anders als Standardtraktoren mit einer sogenannten Knicklenkung versehen waren. Diese Lenkungsart, bei der nicht mehr die Vorderachse bewegt wird, sondern ein starkes Gelenk Vorder- und Hinterteil der Maschi-

ne mittig verbindet, sowie der Allradantrieb mit zuschaltbarer Achssperrung und die installierte Doppeltrommelseilwinde machten diese Spezialtraktoren, besonders in schwerem Gelände, unentbehrlich. Auch ein vollkommen neues Seilzugsystem, bei dem um die Fußenden der zu rückenden Stämme kurze Stahlseile, sogenannte Chokkerseile, geschlungenen wurden, die dann in die im Hauptseil laufenden Schösser eingehängt wurden, brachte einen enormen Zeitgewinn, da mit einem einzigen Windenzug bis zu zehn Stämme herangespült werden konnten.

Der Abtransport des gepolterten Langholzes geschah zu DDR-Zeiten mit entsprechend umgebauten und mit einem Windensystem versehenen mittelschweren Lkw der Typen H3a, S4000 und W50. Bei den beiden älteren Modellen wurde der Nachläufer über eine stabile Zugstange starr mit dem Zugfahrzeug verbunden, konnten aber entsprechend der zu transportierenden Holzlänge passend gestellt werden. Der W50 hingegen konnte seinen Nachläufer aufsatteln, das heißt, er wurde im Leertransport Huckepack genommen. Das bedeutete auf den Waldwegen eine bessere Rangier- und Wendefähigkeit. Nachdem am Holzpolter Lkw und Nachläufer passend gestellt waren, erfolgte der Ladevorgang mit Hilfe der beiden hinter dem Fahrerhaus installierten Seilwinden. Die 10 mm starken Stahlseile liefen über ein ausgeklügeltes System mehrerer Umlenkrollen und bündelweise, bei starkem Holz natürlich einzelweise, wurde das Langholz im Wickelverfahren auf Lkw und Nachläufer gezogen.

Die auszuhaltenden Sortimente richteten sich nach dem Bedarf in der DDR-Zeit. Starkes Nadel- und Laubholz wurde als Stammware in die Sägewerke geliefert; im Zittauer Bereich waren das die zu einem Kombinat zusammengeschlossenen Werke in Zittau, Seiffhennersdorf und Herrnhut. Mittelstarkes, sogenanntes Langrohholz wurde zum Zentralen Holzausformungsplatz (ZHAP) nach Herrnhut transportiert, wo es, zu Zwei-Meter-Längen ausgeformt, über den Schienenweg in die Papierwerke, aber auch in den Export ging. Schwaches Nadelholz, also Stangen der verschiedensten Längen und Stärken, wurden im wesentlichen in forstbetriebseigenen kleineren Ausformungsplätzen – einer davon befand sich in Niederoybin – zu Zaunlatten, Zaunriegeln, ganzen Zaunfeldern, Pfählen und dergleichen verarbeitet. Das anfallende Brennholz übernahmen örtliche Brennholzhändler (z. B. Fa. Heinrich in Niederoderwitz). Das in Olbersdorf ansässige Holz- und Imprägnierwerk benötigte jedes Jahr eine größere Menge an Rüststangen und Masten, in die mittels hohen Druckes ein Holzschutzmittel gepresst wurde, um dadurch die Haltbarkeit zu erhöhen. Auch diese beiden Spezialsortimente kamen fast ausschließlich aus den Wäldern des Zittauer Gebirges.

Der zweite wichtige Bereich in der Waldarbeit im Zittauer Gebirge bestand, neben der Holznutzung, in der Wiederaufforstung der entstandenen Kahlschläge sowie in der Kultur- und Jungwuchspflege.

Während die Holzeinschlagsbrigaden, egal ob manuell oder maschinell, revierübergreifend im gesamten Oberförstereibereich eingesetzt wurden, organisatorisch in Technikkomplexe und Nutzungsgruppen gegliedert waren und eigenes Leitungspersonal hatten, besaß jeder Revierförster für sein Revier eigene, ihm unterstellte Fachkräfte, die alle anderen Arbeiten, angefangen von Pflanzung und Pflegearbeiten bis hin zum Wasser- und Wegebau, erledigten. Lediglich im Winter, und besonders bei höherer Schneelage, waren die Revierarbeiter auch im Holzeinschlag tätig, vornehmlich allerdings in Schwachbeständen zur Stangengewinnung. Die wenigen, meist älteren Frauen, die in den Revieren angestellt waren, gingen im Winter in die dem Staatlichen Forstbetrieb Löbau unterstellte Kistenproduktionsstätte nach Zittau.

Als eine weitere, zunehmende Gefahr, insbesondere für den Zittauer Gebirgswald und den Höhenlagen des benachbarten Isergebirges, erwies sich die zunehmende Immissionsschädigung durch die Großkraftwerke der Lausitzer Braunkohlenabbaugebiete, die ihre schwefelhaltigen Abgase ungefiltert in die Luft abgaben. Durch Höhenströmungen in den oberen Bereichen der Atmosphäre wurden die Schadstoffe weit in südwestliche Richtung getragen und führten in Verbindung mit Wasser zum sogenannten „sauren Regen“, der den PH-Wert des Waldbodens drastisch absinken ließ. Die gasförmigen Schwefelanteile in der Luft führten außerdem zu Verklebungen der Spaltöffnungen an der Unterseite der Nadeln und Blätter, der sogenannten Stomata, was wiederum deren Funktion des Schließens bei Hitze und Trockenheit, aber auch den gesamten Gasaustausch stark beeinträchtigte. Die Folge war, dass die Bäume Gefahr liefen, sich durch das offen bleiben der Stomata zu Tode zu transpirieren. Vorwiegend diese beiden Komponenten, Bodenversauerung und Schädigung der Stomata, führten zum Jahreswechsel 1978/79 durch einen innerhalb weniger Stunden einsetzenden, drastischen Temperatursturz von +15 auf -15 Grad Celsius zum großflächigen Absterben der ohnehin geschwächten Fichtenbestände in den Höhenlagen über 500 Meter. Schwerpunktmäßig war das Revier Jonsdorf besonders hart betroffen. 560 Hektar abgestorbene, 50- bis 80-jährige Fichtenbestände waren in der gesamten Oberförsterei Zittau 1979 zu verzeichnen und mussten beräumt werden. Hunderte Forstarbeiter aus allen Teilen der DDR halfen mit ihrer Technik, ca. 90.000 Festmeter Holz einzuschlagen und abzutransportieren.

Die Beräumung der riesigen Kahlflächen von Reisig und Schlagabraum und die folgende Aufforstung erwiesen sich als Aufgabe, die allein mit reviereigenen Arbeitskräften nicht zu bewältigen war. Helfer aus anderen Oberförstereien, aber auch Studenten der TU Dresden, Arbeitskräfte aus Städten und Gemeinden, aus Landwirtschafts- und Industriebetrieben sowie der Bevölkerung waren im Einsatz. Bereits 1984 war das Größte geschafft. Überwiegend wurden sogenannte rauchtolerante Holzarten wie Murraykiefer, serbische Fichte

und Lärche angepflanzt, wobei aber das Ziel verfolgt wurde, diese Bestände ab dem Alter von 30 Jahren mit Rotbuche und vielleicht sogar mit Tanne zu unterbauen. Trotzdem wurde auf geeigneten Standorten auch mit der Fichte weitergearbeitet, denn sie gehört selbstverständlich auch weiterhin als Teil des herzynischen Bergmischwaldes zum Waldbild des Zittauer Gebirges.

Die Frühjahresstürme zu Beginn der 1980er Jahre, insbesondere aber der verheerende Orkan vom November 1984, brachten noch einmal erhebliche Nachfolgeschäden an den durch die Immissionsstöße aufgelichteten Beständen und den freigestellten Bestandrändern. Als Begleiterscheinung von Windwurf und -bruch trat als neue Gefahr zunehmend der Borkenkäfer auf. Buchdruckerstehendbefall an über 600 Stellen zwischen 1982 und 1988 erforderten konsequente und zielgerichtete Bekämpfungsmaßnahmen, die bis Ende 1989 auch zum durchschlagenden Erfolg führten. Eine Ausweitung des Borkenkäferbefalles konnte, auch dank der guten Arbeitskräfteausstattung der Reviere, verhindert werden. Schon aus diesen Gründen machte sich aber eine allmähliche Abkehr von Fichtenreinbestandswirtschaft und Altersklassenstruktur hin zu stabileren, plenterwaldartigen Mischbeständen notwendig. Vorbild sollte dafür das Bild des herzynischen Bergmischwaldes mit seinen charakteristischen Holzarten Fichte, Buche, Tanne und Höhenkiefer, aber auch Bergahorn und Bergulme sein.

Entwicklung ab 1990

Nach Auflösung der Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebe und Bildung der neuen Forstamtsstruktur in Sachsen begann ab 1991 auch für den Wald des Zittauer Gebirges ein ganz neues Zeitalter. Mit Gründung der Treuhandanstalt im Osten Deutschlands erfolgte die schrittweise Rückübertragung der Wälder, zuerst an private und bis 1996 auch an die kommunalen Eigentümer. Ab sofort war also die Stadt Zittau wieder für 4.300 Hektar Wald verantwortlich. Zunächst erfolgte die Bewirtschaftung des Kommunalwaldes – von der Organisation des Holzeinschlages über Verkauf bis hin zur Rechnungslegung – vertraglich durch das Sächsische Forstamt Löbau. Forsttechnische Betriebsleitung und forstlicher Revierdienst wurden durch staatlich beauftragte Forstleute ausgeübt, Waldarbeiter wurden kommunal angestellt. Natürlich konnte die Stadt Zittau die große Zahl vorhandener Waldarbeiter, etwa 30 bis 40, nicht übernehmen. Nach einem gewissen Auswahlverfahren konnten pro Revier drei bis vier zuverlässige Leute übernommen werden, die einen unbefristeten Arbeitsvertrag erhielten. Die meisten der Unberücksichtigten wurden in sogenannte Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM), die durch die Treuhandanstalt finanziert wurden, eingegliedert und behielten noch für zwei bis drei Jahre ihre Arbeit im Wald. Parallel dazu gründeten sich private Forstdienstleister, die ihre Leistung im Holzeinschlag, in Pflanzung und Pflegearbeiten anboten. Genannt seien hier die Unternehmen Kassner und

Bjarsch, später noch Thorandt, die bereits mit Harvestern, vornehmlich im Holzeinschlag, tätig waren. Nach Auslaufen der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen besaßen einige, denen nun Arbeitslosigkeit drohte, den Mut, sich selbständig zu machen. Auch diese Ein- und Zweimannfirmen boten ihre Dienste, insbesondere im Bereich Pflanzung, Pflege und Zaunbau, an und sind bis heute verlässliche Partner der Stadt Zittau.

Für alle war das nun im ehemals sozialistischen Osten eingezogene kapitalistische System mit seinem Privateigentum an Produktionsmitteln und der Steuerung des Wirtschaftsgeschehens durch den Markt neu und ungewohnt. Weder Lieferpläne noch die zuletzt immer stärker forcierte Kahlschlagwirtschaft bestimmten mehr das Holzeinschlagsgeschehen. Die zu DDR-Zeiten aufgelaufenen Pflegerückstände in den Altersklassen eins bis drei konnten, auch dank der neuen, hochproduktiven Holzernte mittels Harvester, schrittweise abgebaut werden. Diese fahrbaren Vollerntemaschinen befuhren auf angelegten Schneisen die jeweiligen Bestände und erledigten Fällung, Entastung und Sortimentsschnitt in einem Arbeitsgang. Durch mehrere von Land und Bund aufgelegte lukrative Förderrichtlinien wurden die privaten, kirchlichen und kommunalen Waldbesitzer animiert, den Pflegezustand ihrer Waldflächen zu verbessern sowie den Waldumbau hin zu mehr Laubholz zu forcieren. Auch die Stadt Zittau machte von diesem Angebot rege Gebrauch, waren doch Fördermittel ein nicht unerheblicher Einnahmeposten im städtischen Haushalt. In den Kammlagen zwischen Lausche und Weberberg sowie am Hochwald engagierte sich der westfälische Möbelhersteller Musterring international und finanzierte mehrere Waldumbauprojekte. Im Großen und Ganzen, so kann eingeschätzt werden, verlief die Neuausrichtung der Forstwirtschaft im Zittauer Raum weitestgehend erfolgreich.

Zunehmender Unmut wurde allerdings in jüngster Zeit an der maschinellen Holzernte laut. Die schweren Harvester und Forwarder, die oft sichtbare Schäden durch zerwühlte Wege, metertiefe Gleise im Waldboden, Bodenverdichtung und Rindenverletzungen hinterließen, scheinen den Kritikern Recht zu geben. Es ist zugegebenermaßen kein schöner Anblick und bedrückt jeden Revierleiter, der sein Försterdasein als Berufung versteht, und dessen Herz an „seinem“ Wald hängt. Der Autor dieses Artikels weiß aus eigenem Erleben davon. Schäden dieser Art müssen zweifellos durch eine gute Arbeitsvorbereitung minimiert werden. Wenn der Zeitpunkt des Einschlags- bzw. Rückebeginns allerdings in eine Regenzeit oder Tauwetterphase gelegt wird, werden die genannten Schäden natürlich weit gravierender sein, als bei gefrorenem oder trockenem Boden. Mit der Wahl des Zeitpunktes für den Beginn des Holzeinschlages entscheidet der Revierleiter also auch indirekt über die Größe der Schäden. Hier brauchen er bzw. der Eigentümer eine größere Entscheidungs- und Wahlfreiheit. Hier dürfen nicht die wirtschaftlichen Aspekte im Vordergrund stehen, sondern hier ist den ökologischen unbedingter



Vorrang einzuräumen. Moderne Waldwirtschaft ohne ein gewisses Maß an Beeinträchtigung wird es allerdings nicht geben. Auch ein Zurück zu Handarbeit und Pferderückung kann in unserer technisierten Zeit nicht der Ausweg sein. Kleinere Wunden wird der ansonsten gesunde Wald immer selbst heilen können.

Die von 2006 bis 2008 eingeleitete und durchgeführte Kommunalgebietsreform brachte auch der sächsischen Forstwirtschaft wiederum einschneidende Veränderungen. Die an sich bewährte, seit 1990 bestehende Forstamtsstruktur in Sachsen wurde aufgelöst und die ehemals 61 Forstämter zu zwölf Forstbezirken plus drei Großschutzgebieten im Staatsbetrieb Sachsenforst zusammengefasst. Gleichzeitig etablierten sich die Unteren Forstbehörden bei den Landratsämtern, die als Genehmigungsbehörde für hoheitliche Aufgaben und den Waldschutz zuständig sind. Die Stadt Zittau nahm die erneuten Umwäl-

zungen in der Forstwirtschaft zum Anlass, sich aus der Betreuung durch Sachsenforst auszuklinken, und übernahm ab 2009 Betriebsleitung und Revierdienst in eigene Regie. Mit der 2008 gegründeten Forstbetriebsgemeinschaft Oberlausitz (FBG) entstand unter maßgeblicher Mitwirkung der Stadt ein privatrechtlich geführter Zusammenschluss von kommunalen und privaten Waldbesitzern im Bereich der südlichen Oberlausitz, die zunächst vornehmlich für die Vermarktung des eingeschlagenen Holzes verantwortlich war. Später sollte sich dann das Aufgabenspektrum der FBG auch auf andere forstliche Bereiche erweitern.

Die Jahre 2018 und 2019 waren ausgesprochene Trockenjahre. Besonders das Jahr 2018 blieb mit der reichlichen Hälfte der sonst üblichen Niederschläge weit unter dem langjährigen Mittel. Auch im folgenden Jahr 2019 erreichten die Regenmengen lediglich zwei Drittel des Jahressolls. Das führte, in

Waldbesitz der Stadt Zittau, 2018 Rot umrandet ist das Stadtgebiet von Zittau. Der Waldbesitz liegt größtenteils außerhalb des Stadtgebiets und umfasst einen Großteil des Zittauer Gebirges Staatsbetrieb Sachsenforst



Moderne Holzertemaschinen:
Harvester (oben) und
Forwarder (unten)
Fotos: Forstbetrieb der Stadt Zittau

Literatur

Walter Schindler: Aus der Wald- und Forstgeschichte des Zittauer Gebirges, in: Archiv für Forstwesen 14 (1965), S. 1173-1184. Verschiedene Vorträge von Walter Schindler, auf Anfrage erhältlich beim Autoren.

Autor
Bernd Lademann
Großschönau

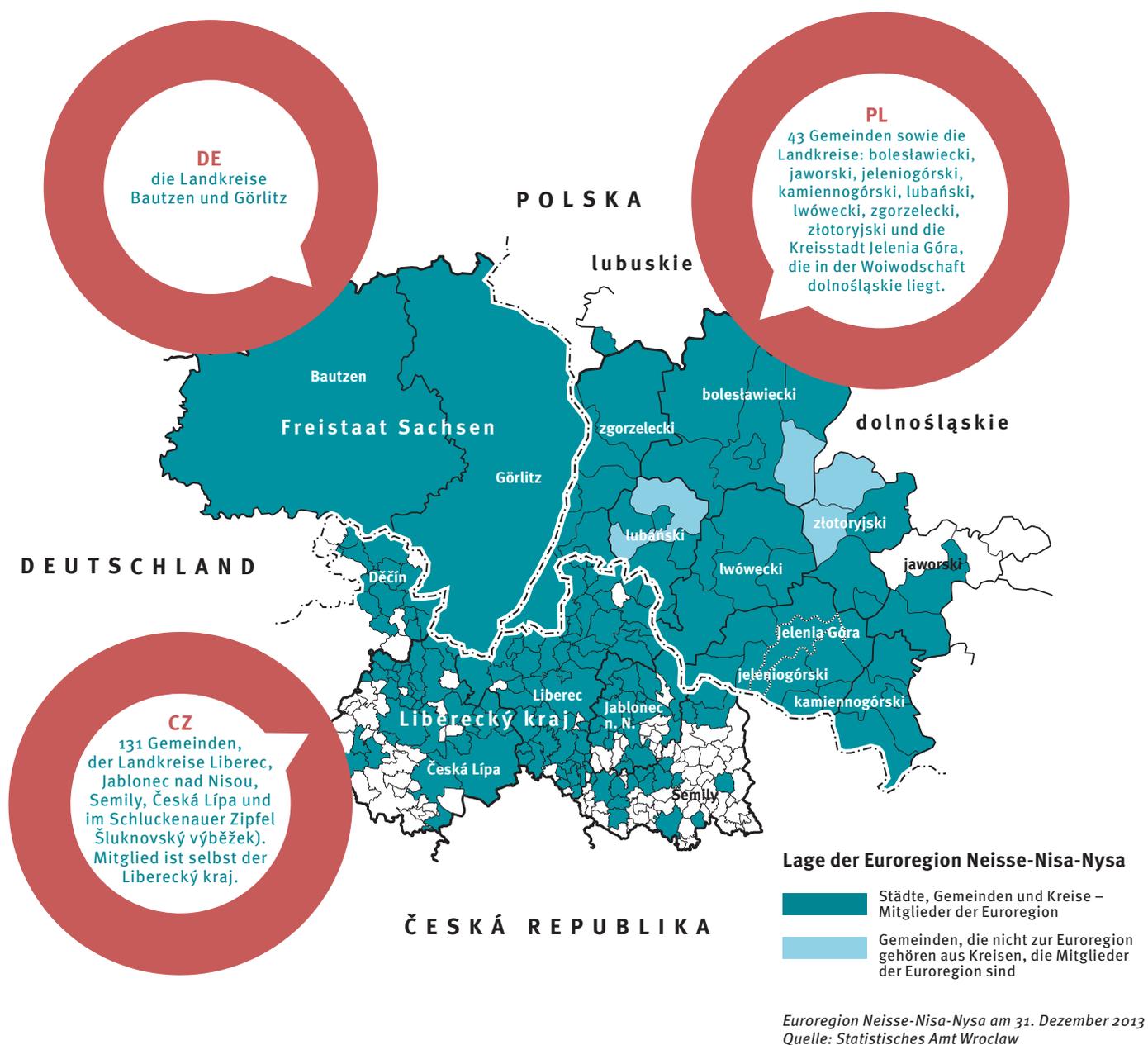
Verbindung mit überdurchschnittlich hohen Frühjahres- und Sommertemperaturen, zu einem drastischen Absinken des Grundwasserspiegels, was wiederum negative Folgen auf die Wasserversorgung der flach wurzelnden Baumarten hatte, sich auf die Entwicklung des Borkenkäfers aber leider positiv auswirkte. Etwa 200 Hektar Fichtenreinbestände der Altersklassen drei bis fünf fielen dem Buchdrucker zum Opfer. Zwar erreichten die angefallenen Schadholzmengen von ca. 100.000 Festmeter bei weitem nicht das Ausmaß der Katastrophe von 1978/79 geschweige denn das der Nonnenkalamität 1923, aber das zunehmende Sichtbarwerden der Anfälligkeit der Fichte gegenüber biotischen und abiotischen Einflüssen macht die Dringlichkeit einer Waldumwandlung, weg vom Reinbestand und hin zu stabileren und artenreichen Mischbeständen, überaus deutlich. Das ist allerdings eine Jahrhundertaufgabe und zieht sich über mehrere Förstergenerationen hin. Gute Anfänge dafür sind im Stadtwald seit 1990 bereits gemacht worden. Schöne Waldbilder mit reichlich aufgelaufener Buchennaturverjüngung gibt es bereits im Bereich des Hohlsteinweges, aber auch an Lausche, Weberberg und

Hochwald. Der Forstbetrieb der Stadt Zittau soll hiermit ermutigt werden, unbedingt den eingeschlagenen Weg des Waldumbaus über Naturverjüngung konsequent fortzusetzen, denn was die Natur von selbst hervorbringt ist für den Waldbesitzer kostenlos. Ergänzende Pflanzung, besonders von Tanne und Douglasie, darf dabei nicht vernachlässigt werden.

Die letzte, 2018 durchgeführte Taxation und Einrichtung des Zittauer Stadtwaldes ergab einen ermittelten Holzvorrat von sehr guten 290 Festmeter pro Hektar, also ca. 110 Festmeter mehr als noch vor einhundert Jahren. Das verdeutlicht, dass einerseits Waldbewirtschaftung bei guter Vorratslage und entsprechenden Holzabsatzmöglichkeiten durchaus im positiven Deckungsbereich liegen kann, dass andererseits klug vorangetriebene Waldumbaumaßnahmen, zumal durch Land, Bund und EU gefördert, nicht zu Erlöseinbußen führen müssen.

Schlussbemerkungen

Die Entwicklung der Forstwirtschaft eines Gebietes ist untrennbar mit der gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung seiner Bevölkerung verbunden. Durch den steigenden Holzbedarf infolge zunehmender Besiedlung und durch die Entwicklung von Industrie und Handel wurde zwangsläufig eine gewisse Steuerung der Holzentnahme aus den Wäldern notwendig, um einem voraussehbaren Mangel an Bau- und Brennholz entgegenzuwirken. Dieses Problem erkannten zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, als die Waldbestände des Zittauer Gebirges durch die ständige, permanente Übernutzung regelrecht ausgeplündert, ja devastiert waren und sich großflächig in einem jämmerlichen Zustand befanden, verantwortungsvolle und weiterdenkende Forstleute. Hier sei noch einmal an den engagierten und verdienstvollen Zittauer Oberforstverwalter Johann Gotthelf Lange erinnert. Das zielstrebige und weitsichtige Handeln dieses hervorragenden Forstmannes führte zu einer sichtbaren Verbesserung des Zustandes der Zittauer Gebirgswälder in all ihren Bereichen. Aber nicht nur dieser herausragende Forstmann des 19. Jahrhundert sei hier gewürdigt, sondern auch den vielen, bis in die heutige Zeit hinein wirkenden, namentlich oft unbekanntem Revierförstern und Waldarbeitern sei für ihre aufopferungsvolle und engagierte Tätigkeit von Herzen gedankt, die durch ihr Wirken, dem sich heute entwickelten Naturparkgedanken schon damals, sicherlich unbewusst, bereits Rechnung trugen. Nicht die Kritik über vermeintliche Fehler bei der Beurteilung der Leistung unserer Altvorderen sollte im Mittelpunkt stehen, sondern die Achtung und Anerkennung ihrer geleisteten Arbeit. Jedes forstliche Handeln war den Zwängen der jeweiligen Zeit unterworfen. Es ist Aufgabe der heutigen und zukünftigen Generation von Forstleuten, den durch unsere forstlichen Vorgänger eingeschlagenen Weg fortzusetzen, aber selbstverständlich auch aus früher gemachten Fehlern zu lernen.



30 Jahre Euroregion Neisse-Nisa-Nysa

Markus Köhler

Die Euroregion ist eine über die nationalen Grenzen im Raum um den Dreiländerpunkt zwischen Deutschland, Tschechien und Polen wirkende Organisation, die infolge der Initialkonferenz „Dreiländereck“ im Mai 1991 in Zittau entstand. Sie ist eine freiwillige Interessengemeinschaft von Landkreisen, Städten, Gemeinden und weiterer Selbstverwaltungskörperschaften sowie anderer Institutionen in ihrem Wirkungsraum. Die Euroregion umfasst flächenmäßig ein Gebiet von 11.759 km², in dem 1,5 Millionen Menschen leben. Die Struktur wird durch Vereine auf den jeweiligen nationalen Seiten gebildet, als Anlaufstelle steht ein Büro sowohl in Zittau, Liberec (Reichen-

berg) als auch in Jelenia Góra (Hirschberg) zur Verfügung.

Die deutsche Seite der Euroregion Neisse ist ein eingetragener Verein. Die Geschäftsstelle wird aus den Beiträgen der Landkreise Bautzen und Görlitz finanziert, die neben der Marketinggesellschaft Oberlausitz-Niederschlesien die Mitglieder des Vereins bilden. Das Personal ist zum größten Teil projektbezogen angestellt und wird für die Realisierung der entsprechenden Projekterfordernisse bezahlt. Auf der tschechischen und polnischen Seite sind die internen Strukturen und Verfahrensweisen ähnlich.

Die Euroregion ist eng mit der gesellschaftlichen Entwicklung der drei betreffenden Länder verbun-

Wirkungsraum der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa



den, sie ist also ein Teil von diesem „gesellschaftlichen Organismus“ und reagiert mehr oder weniger flexibel auf Veränderungen. Sie setzt sich dabei stets für die Verbesserung des Informationsaustausches und allgemein für die Kommunikation über die Grenzen hinweg ein. Ein Aspekt davon ist, dass die Herausarbeitung und Deklaration der euroregionalen Entwicklungsprioritäten auf Grundlage grenzüberschreitender Planungen erfolgt.

Die Euroregion nimmt im Rahmen der ihr übertragenen Zuständigkeiten die grenzüberschreitenden Interessen bei der Umsetzung und Verwaltung relevanter Fonds und Hilfsprogramme für ihr Gebiet wahr. Ein generelles Ziel ihrer Arbeit ist die Unterstützung insbesondere der Interessen von Gemeinden und Landkreisen sowie der Aktivität von Einzelpersonen, die mit den euroregionalen Zielen und Strategien übereinstimmen. Dies geschieht sowohl mit als auch unabhängig von Fördermitteln. Sie trat und tritt auch weiterhin für die Abschlüsse von zwischenstaatlichen Verträgen ein, die zu einer verbindlichen grenzüberschreitenden Zusammenarbeit im jeweiligen Themenbereich führen.

Die Euroregion verfügt über verschiedene Organe und Foren, ihre Struktur ist prinzipiell dreiseitig angelegt. Das bedeutet, dass beispielsweise Satzungen immer in drei Sprachen angefertigt werden, die jeweiligen Gremien durch Mitglieder aus allen drei Ländern gebildet werden, der Sitzungs-ort der fachbezogenen Arbeitsgruppen nach Ländern rotiert, der Preis der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa für die besten Kooperationen immer für die gesamte Region vergeben wird oder bei den Geschäftsführertreffen in drei Sprachen verhandelt wird. Dies verdeutlicht vielleicht ein Stück weit das Modell dahinter und die Dimensionen der Arbeit.

Das höchste Organ ist der Rat der Euroregion. Er entscheidet zur und kontrolliert die Tätigkeit der Gemeinschaft, insbesondere seiner weiteren Organe, ggf. über die Errichtung und Art der Führung gemeinsamer Finanzfonds und über die Bedingungen ihrer Nutzung. Er fasst Beschlüsse im Einklang mit den Zwecken und Zielen der Gemeinschaft. Im Rat der Euroregion sind bis zu zehn Mitglieder pro Seite vertreten, darunter befinden sich vor allem politische Entscheidungsträger. Das Präsidium ist ein Entscheidungs- und Vertretungsorgan zwischen den Ratssitzungen. Es besteht aus den Vorsitzenden oder Präsidenten der nationalen Seiten. Das Präsidium kann für seine Abhandlungen auch weitere Personen mit beratender Stimme einbeziehen.

Das Gemeinsame Sekretariat der Gemeinschaft ist ein Verwaltungs- und Koordinierungsorgan. Es besteht aus einem Konsilium der drei Geschäftsführer der jeweiligen Seite, die die beteiligten Mitglieder vertreten und für die Ausübung der Funktion eine Vollmacht besitzen. Der Sitz des Sekretariates befindet sich in Liberec, es wird aber allgemein nach Bedarf zwischen den Seiten rotiert. Das Sekretariat koordiniert die Tätigkeit aller Organe und Foren, bespricht die täglichen Arbeitsanforde-

rungen und bemüht sich auf Arbeitsebene um eine schnellstmögliche Lösung von aktuell auftretenden Problemen.

Geschichte

Die Gründung der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa ist in die Jahre der politischen Umwälzungen Anfang der 1990er Jahre einzuordnen, eine Zeit des allgemeinen Aufbruchs und der Veränderung in ganz Mittel- und Osteuropa. Sicherlich gab es auch schon zuvor einzelne Bestrebungen und Ideen zur Zusammenarbeit mit den Nachbarn, allerdings war dies in den kommunistischen Systemen der drei Länder DDR, Tschechoslowakei und Polen von offizieller Seite nicht gewollt. Diese Ausgangslage war für alle drei Seiten die gleiche: Gemeinsamer Nachteil war die jahrzehntelange kommunistische Diktatur und die Grenzlage fernab der politischen Entscheidungszentren. Wirtschaftlich war das Gebiet der Dreiländerregion abgehängt, die Industrieverschmutzungen beeinträchtigten die Umwelt in erheblichem Maße, beispielsweise durch fehlende Filteranlagen. Die Qualität der Gewässer und die Situation der Wälder war so verheerend, dass dies der Region den unrühmlichen Spitznamen „Schwarzes Dreieck“ einbrachte.

„Aber es ging nicht nur um die Verbesserung der Umweltbedingungen, die Förderung der Wirtschaft und den Ausgleich des Lebensstandards – wobei wir um die ungeheuren Umwälzungen in der Wirtschaft und im Arbeitsmarkt auf allen drei Seiten der Grenzen noch nicht viel wussten, es ging auch darum, dass die Bürger sich begegneten, Meinungen austauschten und die Beziehungen untereinander friedlicher gestaltet wurden als bisher. Mit sehr viel Verständnis für den Anderen. Das gemeinsame Kulturerbe sollte gepflegt, Geschichte aufgearbeitet werden, um damit den rechten und den linken Demagogen auf allen drei Seiten den Einfluss zu entziehen, damit die Menschen nicht gegeneinander aufgebracht werden und neue Feindbilder entstehen“, erinnert sich der damalige Landrat des Landkreises Zittau, Heinz Eggert. „Zu dieser Zeit hatten wir in der technischen Infrastruktur große Kommunikationsprobleme. Telefonische Verbindungen nach Westdeutschland oder nach Polen und in die CSSR gab es so gut wie nicht.“ Man muss sich vergegenwärtigen, dass sich die Situation quasi über Nacht änderte. Die Grenzen wurden die ganzen Jahrzehnte vor der Öffnung militärisch bewacht. Nun gab es vom einen auf den anderen Moment Raum für Ideen und Vorhaben, die noch kurz zuvor unmöglich waren zu realisieren.

Nach der deutschen Wiedervereinigung war die deutsche die einzige Seite, welche Mitglied der EU war. Anders als die tschechischen und die polnischen Nachbarn. Es wurde also bei der Suche nach Finanzierungsquellen für die anstehenden gemeinsamen Prozesse in Richtung Brüssel geschaut. Die deutsche Seite war dafür, entsprechend der politischen Gegebenheiten, der Steuerer und Vermittler. „Ein Besuch in Brüssel zeigte mir aber

auch deutlich, dass man sich dort auf die neue politische Situation noch nicht eingestellt hatte“, so Eggert. „Die Westorientierung war ungebrochen. Also mahnten wir den Handlungsbedarf im Osten der EU an. Gleichzeitig führten wir Gespräche über den Erhalt der Fach- und Hochschullandschaft im Dreiländereck. Unsere Partner hatten bei unserem gemeinsamen Projekt mit ihren jeweiligen Zentralregierungen mehr Schwierigkeiten, als wir.“

Von den Unwägbarkeiten am Anfang der 1990er Jahre ließen sich die Vorkämpfer der grenzüberschreitenden Arbeit im Dreiländereck aber nicht entmutigen, im Gegenteil. Es wurden in dieser Etappe sogar mehr und mehr politische Vertreter, vor allen Dingen Bürgermeister aus den drei Nachbarländern, die der Sache positiv gegenüberstanden, in die Diskussionen eingebunden. Ihr Engagement war der Garant dafür, dass die Dinge „von unten“ angegangen werden konnten.

Der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker besuchte im Herbst 1990 den Landkreis Zittau. Es war sein erster Besuch in einem Landkreis der neuen Bundesländer nach der Deutschen Einheit. „Das war für unser Projekt ein großer strategischer Vorteil. In einem sehr langen Vier-Augen-Gespräch konnte ich ihm unsere Überlegungen zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit vortragen und dann beim Empfang unsere tschechischen und polnischen Gesprächspartner vorstellen. Er bot uns seine Hilfe an. An der Friedensstraße versprach er uns, sich auf der polnischen Seite für den Bau der Straße Zittau – Hrádek über polnisches Territorium und die Eröffnung des Grenzübergangs einzusetzen. Da er mir seinen Staatssekretär als Gesprächspartner empfahl, konnten später durch Weizäckers Vermittlung auch die polnischen und tschechischen Staatspräsidenten Wałęsa und Havel gewonnen werden, für das Projekt Euroregion die Schirmherrschaft zu übernehmen.“, so der damalige Landrat.

Nach den zahlreichen nationalen, bi- und trilateralen Gesprächen und Diskussionen zur künftigen grenzübergreifenden Zusammenarbeit fand Ende Mai des Jahres 1991 die mehrtägige Initialkonferenz im Hotel „Dreiländereck“ in Zittau statt. Damit wurde der Euroregion eine administrative Struktur gegeben, wenn auch der Name noch nicht offiziell vergeben wurde.

Dieser Institutionalisierungsprozess ermöglichte die erste gemeinsame Ratssitzung im Dezember 1991. Ergebnis dieser war die offizielle Gründung der dreiseitigen Euroregion Neisse-Nisa-Nysa am 21. Dezember 1991. Dieser Tag markiert damit die Bildung der ersten Euroregion in ganz Mitteleuropa. Der Name für die Euroregion im Dreiländereck wurde vom Fluss der Lausitzer Neiße, welcher sowohl trennendes als auch verbindendes Element darstellt, in den jeweiligen Landessprachen abgeleitet. Die Schreibweise für die deutsche Seite mit Doppel-S wurde damals bewusst in Abweichung zum Flussnamen gewählt, als Erleichterung für die tschechischen und polnischen Partner, da beide Nachbarsprachen nicht über den

Buchstaben „ß“ verfügen. Die Gründungsparteien sprachen sich gegenseitig das Recht zu, als Eigenbezeichnung nur den Namen des Grenzflusses in der jeweils eigenen Sprache zu verwenden.

Bei der Initialkonferenz wurde die erste Liste der Prioritäten verfasst und zwar:

- Erhöhung der Anzahl von Grenzübergängen und Modernisierung der bestehenden Grenzübergänge, die eine Voraussetzung für die Entwicklung der Zusammenarbeit in der Grenzregion sind;
- Schaffung eines Systems der Informations- und Kommunikationsinfrastruktur;
- Knüpfen der wissenschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Zentren auf dem Gebiet der Euroregion;
- Maßnahmen zur ökologischen Sanierung des Grenzgebiets;
- Erarbeitung einer komplexen, grenzübergreifenden Planung der regionalen Entwicklung
- Integration der Bürger im Grenzgebiet.

Das erste offizielle Logo der Euroregion wurde dann im Jahr 1992 eingeführt. Wie dies gefunden wurde, illustriert anschaulich die Stimmung und Atmosphäre der damaligen Zeit. Als in besagtem Jahr durch die polnische Seite ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben wurde, verzeichnete man im Laufe kürzester Zeit sage und schreibe 664 Einsendungen bei den Sekretariaten in Zittau, Liberec und Jelenia Góra! Das kann man eindeutig als ein deutliches Signal festhalten, dass die Idee der Euroregion bei ihren Einwohnern eine überaus positive Resonanz fand und sich die örtliche Bevölkerung aktiv in die Prozesse einbringen wollte. Das Logo wurde anschließend durch eine Jury ausgewählt und der Autor in Form eines Preisgeldes honoriert.

Ihre Aufgaben erfüllte die Euroregion durch wöchentliche Treffen der drei Koordinatoren im Gebäude auf der Bahnhofstraße 30 in Zittau. Die Koordinatoren auf deutscher, tschechischer und polnischer Seite waren: Gerhard Watterott, Miroslav Matušek und Jacek Jakubiec. Die ersten Arbeitsgruppen nahmen ihre Tätigkeit auf und die akademischen Institutionen gestalteten ebenso die Zusammenarbeit.

Im Ergebnis tagte der trinationale Rat der Euroregion einmal pro Jahr. Gemäß dem Rotationsprinzip fanden die 2. Sitzung in Tschechien und die 3. Sitzung in Polen statt. Auf der 2. Sitzung am 29. Februar 1992 in Liberec wurde die sogenannte „Rahmenvereinbarung“ verabschiedet, welche die wesentlichen Prinzipien der Zusammenarbeit definiert. Auf der folgenden 3. Sitzung am 3. Oktober 1993 in Jelenia Góra verabschiedete der Rat die Hauptgrundsätze der Entwicklungsstrategie der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa zusammen mit einer Aufstellung von gemeinsamen Investitionsprioritäten.

Es bedarf einer Erklärung, warum ein bestimmtes Datum, zumindest aus Sicht der polnischen Seite, als Abschluss für den Prozess der Bildung der Euroregion angesehen werden kann. Am 16. Juni



Teilnehmer der Eröffnungssitzung des Rates der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa in Zittau am 21. Dezember 1991
© Euroregion Neisse-Nisa-Nysa

1994 tagte der Ausschuss für auswärtige Angelegenheiten des polnischen Senats. Dies war ein Ereignis von großem politischem Gewicht, denn es handelte sich um das Entstehen der ersten Euroregion unter Beteiligung lokaler polnischer Träger. Dieses Phänomen war den Polen damals grundsätzlich unbekannt, beinahe exotisch. An der westdeutschen Grenze war die Zusammenarbeit im Vergleich dazu bereits über Jahrzehnte entwickelt worden, selbst Euroregionen als institutionalisierte Form gab es bereits seit längerer Zeit. An der Ostgrenze steckte diese Entwicklung am Anfang der 1990er Jahre noch in den Kinderschuhen.

Zusammen mit Jerzy Nalichowski, dem Wojewoden der Wojewodschaft Jeleniogórskie und Mitbegründer der Euroregion Nysa, sowie mit einer ähnlichen Vertretung der Euroregion Karpacie waren Vertreter der polnischen Seite Gäste des oben erwähnten Senatsausschusses.

In seiner mehrstündigen Ausschusssitzung wurde den Senatoren ausführlich erläutert, was Euroregionen sind, welche Ziele sie haben und wie sie funktionieren. Das Treffen endete mit einem zufriedenstellenden Ergebnis für die Verfechter der grenzübergreifenden Annäherung und Kooperation. In ihrer abschließenden Einschätzung erkannte der Ausschuss ausdrücklich an, dass die an den polnischen Grenzen entstehenden euroregionalen Gemeinschaften „nicht die polnische Staatsräson bedrohen und diejenigen, welche solche Initiativen einführen, die Anerkennung zusteht.“

Für die Pioniere der „ersten Stunde“, die zu diesem Zeitpunkt bereits drei Jahre tätig waren, war das eine aufbauende Konstatierung, gleichzeitig jedoch in gewisser Weise auch ein wenig der Realität entückt. Die Gründung der Euroregion wurde auf Regierungsebene konsultiert, abgesehen von der bereits erläuterten präsidentialen Schirmherrschaft.

Warum war für die polnische Seite so wichtig, darzulegen, dass diese neue Struktur (Euroregion) nicht nur unschädlich für die polnische Staatsräson, sondern im Gegenteil, ihre Mission den polnischen Interessen dient? Das liegt darin begründet, dass das Phänomen Euroregion aus verschiedenen Perspektiven beurteilt wurde. Erstens, aus der lokalen Perspektive aus Jelenia Góra und Umgebung, wo die Euroregion bereits seit drei Jahren erfolgreich mit steigender Dynamik tätig war, wobei die treibenden Kräfte sich vor allem darauf konzentrierten, was dieses neue Instrument der Region Gutes tun kann, und zwar die Annäherung an die unmittelbaren Nachbarn ohne die bisherigen verlogenen politischen Rituale der letzten Jahrzehnte. Es war eine komplett neue Situation, die sich in gegenseitigem Interesse und der Eröffnung immer neuer Möglichkeiten für die zukünftige trilaterale Zusammenarbeit manifestierte. So wurde die Fantasie hier und dort angeregt, was verschiedene Formen einer kollektiven Kreativität generierte.

Das sah aus der Warschauer Hauptstadtperspektive alles anders aus. Einerseits fand das ganze Geschehen an der Peripherie statt und sorgte dort

wie üblich für kein größeres Interesse. Es gab aber zudem noch einen eher unvorteilhaften Gesichtspunkt in der damaligen Situation. Das spezifische Klima in der polnischen politischen Realität des letzten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts.

Neben den ohnehin schon enormen Transformationsprozessen, welche die Wirtschaft und praktisch alle Lebensbereiche des Landes umfassten, erfolgten auch gewisse Veränderungen der Werte in Bezug auf die individuelle und kollektive Mentalität. Dies kann auch als eine Reaktion auf die Verfälschung und Negierung eines traditionellen Patriotismus in der sozialistisch-kommunistischen Epoche angesehen werden.

Die löbliche Bereitschaft zur Verteidigung der wiedererlangten Souveränität und Freiheit befeuerte jedoch in ihrer extremen Ausprägung auch eine gewisse Überempfindlichkeit und ein Übermaß an Misstrauen, besonders gegenüber denjenigen, mit denen das polnische Volk die schmerzvollsten Erfahrungen in der Vergangenheit gemacht haben. Das betraf vor allem die Deutschen. Bei der Gründung der Euroregion waren sich alle Seiten dieses Problems bewusst, aber die Gründerväter demonstrierten die Entschlossenheit, sich dem offen zu stellen.

Deswegen verwundert es nicht, dass eine der ersten sehr aktiven dreiseitigen Arbeitsgruppen die Geschichtskommission war, die seit 1993 regelmäßig Symposien organisierte, die der Geschichte des multikulturellen Dreiländerecks gewidmet wurden.

Bei einigen Politikern und Meinungsmachern kam eine Art Misstrauen bezüglich der Ziele der Euroregionen zum Vorschein. Zeugnis darüber legen Presseartikel aus dieser Zeit ab, aber nicht nur das. Der Präzedenzfall war die Debatte im polnischen Parlament (Sejm) über einen Bericht des polnischen Außenministers Krzysztof Skubiszewski zu den entstehenden Euroregionen. Diese Debatte endete schließlich mit einer Zurückweisung dieses Berichts durch den Sejm! In diesem Kontext besteht kein Zweifel, dass der Standpunkt des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten vom 16. Juni 1994 einen Durchbruch in dieser Sache darstellte. In dieser Zeit bestanden bereits eine Reihe von grenzüberschreitenden Initiativen. Die vergangenen 30 Jahre waren eine Zeit der konsequenten Umsetzung der im Mai 1991 beschlossenen Ziele. Auf dem Weg dorthin hat es Erfolge, aber auch Misserfolge gegeben. Die äußeren Bedingungen veränderten sich, was eine laufende Anpassung der Prioritäten und der „Spielregeln“ erforderlich machte, und es infolge dessen die Identität der Euroregion und ihre gesellschaftliche Wahrnehmung beeinflusst hat.

Ein wichtiger Meilenstein war zunächst die Einführung des PHARE-Programms, was der Euroregion seit 1996 ihre wichtigste Rolle zuwies: Verwaltung und Ausreichung von EU-Fördermitteln. Weitere entscheidende Meilensteine waren der Beitritt Tschechiens und Polens zur Europäischen Union, die Einführung des INTERREG-Programms

und der Europäischen Territorialen Zusammenarbeit. Seit 1996 fungiert die (Kommunal-)Gemeinschaft der polnischen Gemeinden der Euroregion Nysa auch als eine Zentralstelle des Deutsch-Polnischen Jugendwerks. Es wurden viele Projekte und Vorhaben initiiert, umgesetzt und unterstützt, seien es einfache Publikationen, direkte Begegnungen oder gar kleinere investive Vorhaben im Rahmen der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit.

Die Städte, die seit jeher eng mit der Entwicklung der Euroregion verbunden waren, sind Zittau und Görlitz auf deutscher Seite, Bogatynia (Reichenau) und Zgorzelec auf polnischer Seite sowie Hrádek nad Nisou (Grottau) auf tschechischer Seite.

Es war von Anfang an klar, dass die grenzüberschreitende Arbeit in die Gemeinden und Städte getragen werden muss, um unmittelbare Ergebnisse für die lokale Ebene zu erreichen. Dort gab es auch direkten Bedarf zur Zusammenarbeit, vor allem natürlich bei den an der Grenze liegenden Kommunen. Gerade zur Gewährleistung einer schnellen gegenseitigen Hilfe bei Bränden, Katastrophen, Havarien oder technischen Hilfeleistungen ließ wechselseitige Vereinbarungen entstehen. Das Engagement der beteiligten Personen und der Wille bei den Verantwortlichen führte so auch zur Gründung des Städteverbundes Kleines Dreieck der Partnerstädte Zittau-Hrádek nad Nisou-Bogatynia, welcher auf Grundlage der Zusammenarbeit der freiwilligen Feuerwehren, von trilateralen Treffen und Festen für die Bürger sowie der Erstellung eines Regionalen Entwicklungs- und Handlungskonzeptes entstanden ist.

Die Euroregion hat im Jahr 2013 mit den „Strategischen Handlungsempfehlungen der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa 2014-2020“ eine dreiseitig abgestimmte und politisch legitimierte Publikation herausgebracht, welche als Grundlage für ihre Arbeit und das Wirken ihrer Arbeitsgruppen in definierten Prioritätsbereichen bildet. Sie ist also das Grundgerüst der gemeinsamen Zusammenarbeit. Die aktuelle Ausrichtung des Handelns und konkrete Projekte der Euroregion sind ein breites und vielschichtiges Thema. Es ist in zahlreichen studentischen Diplom- und Magisterarbeiten, in wissenschaftlichen Forschungs-, Doktor- und Habilitationsskripten dokumentiert.

Die aus der Gründung der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa entsprungene Vorteile sind offensichtlich. Mit Sicherheit ist anzuerkennen, dass sich das vor 30 Jahren begonnene, nicht einfache Experiment vollends bewährt hat.

Heute sind an den Grenzen viele weitere solcher grenzübergreifenden Gemeinschaften (Euroregionen) tätig, wobei die Euroregion Neisse-Nisa-Nysa als Pilotprojekt für die anderen Euroregionen mit der eigenen Erfahrung gern zur Seite stand und weiterhin steht. Dabei ist anzuerkennen, dass die Euroregion Neisse auch weiterhin als Dreiländerregion eine gewisse Sonderstellung unter den ansonsten vielmals zweiseitig ausgerichteten Strukturen einnimmt.

Arbeitsgruppen

Die Idee von gemeinsamen, aus deutschen, tschechischen und polnischen Fachleuten bestehenden Arbeitsgruppen wurde schon auf der Gründungskonferenz der Euroregion in Zittau im Jahre 1991 vorgestellt. Während der vergangenen beinahe 30 Jahre wurden diese freiwilligen und manchmal mehr, manchmal weniger formellen Gruppierungen zu Schwerpunkten der internationalen Zusammenarbeit der Fachleute im Rahmen der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa. Die EUREX wurde so zu einer Drehscheibe für Erfahrungsaustausch, Information, Koordinierung von gemeinsamen Aktivitäten und zum Initiator von dreiseitigen Projekten. Die Idee zur Herausbildung trilateraler Strukturen kam auch bei der Initialkonferenz in Zittau zum Vorschein. Damals wurden sieben Arbeitsgruppen eingerichtet.

Bei der Ratssitzung im Jahre 2003 wurde den Arbeitsgruppen dann die Bezeichnung „EUREX“ (EURoregionale EXPertengruppen) gegeben. Dieser Name hat sich heute bei den Mitgliedern, Fachleuten und ehrenamtlich Mitwirkenden eingepreßt. Die Anzahl der EUREX-Gruppen sowie die Themen unterlagen einem zeitlichen Wandel, auf den Bedarf und das Interesse der Experten wurde entsprechend reagiert. Teilweise gab es über 20 verschiedene Themengruppen.

Aber natürlich sollte sich nie an der reinen Anzahl orientiert werden, sondern immer am aktuellen Bedarf. Aus dieser Sichtweise heraus lässt sich auch erklären, warum es immer wieder unterschiedliche Zahlen von Gruppen und Themen gibt. Sie dienen lediglich dem Zweck. Ein fester Faktor hingegen ist, dass die Gruppen grenzübergreifend besetzt sind und (abgesehen von Ausnahmefällen) dem Rotationsprinzip verpflichtet sind, also die Sitzungen abwechselnd auf deutscher, tschechischer und polnischer Seite stattfinden.

Die folgende Beschreibung von Fachgruppen stellt keine Wertigkeit dar, und es wäre in Form dieser Publikation unmöglich, allen Gruppen und Vorhaben, die im Laufe der letzten drei Jahrzehnte eine Rolle spielten, an dieser Stelle gerecht zu werden. Die Auflistung erhebt also keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit und stellt nur eine Auswahl von Themenbereichen dar.

Bibliotheken

Wissen stellt eine der grundlegenden Voraussetzungen für die Entwicklung einer Gesellschaft dar. Die Einrichtungen, die sich traditionell bereits Jahrtausende mit dem Zusammentragen, der Aufbewahrung, dem Schutz und der Erschließung von publizierten Dokumenten in jedweder Form befassen, sind die Bibliotheken. Um ihre Aufgaben wahrnehmen und die Erwartungen ihrer Benutzer erfüllen zu können, mussten diese grundlegende Veränderungen ihrer Tätigkeiten durchlaufen und ihre Dienstleistungen unter Anwendung von Informations- und Kommunikationstechnologien erweitern.

Im Rahmen der sehr aktiven Zusammenarbeit dieser Arbeitsgruppe über die letzten Jahrzehnte ist es nicht nur gelungen, eine kontinuierliche Kooperation zwischen den drei Ländern in Form von gemeinsamen Treffen, Wettbewerben, Konferenzen und literarischen Spaziergängen auf die Beine zu stellen, sondern es sind auch direkte freundschaftliche Beziehungen zwischen den Menschen entstanden.

Denkmäler



Besichtigung der Arbeitsgruppe
Denkmäler in Waltersdorf



Tagung der Arbeitsgruppe
Denkmäler

Die durch den Menschen devastierte Natur kann sich zur Wehr setzen und bemüht sich um eine Wiederbelebung, doch die „sterbenden“ Denkmäler sterben für immer. Und wenn die Denkmäler sterben, stirbt auch unwiderruflich ein Teil der kulturellen Identität der Region.

Die Euroregion Neisse ist ein Gebiet, in dem der wunderschönen Natur und Landschaft ein wertvolles Kulturerbe entspricht. Eine besondere Aufmerksamkeit der deutsch-tschechisch-polnischen Expertengruppe gilt der Rettung und Erhaltung der (Holz-)Volksbauweise, insbesondere der Umgebendhäuser. Auf dem Gebiet der Euroregion Neisse befinden sich heute beinahe 20.000 dieser Häuser. Durch das Projekt „Umgebendland“ waren die Partner aus den drei Ländern immer bemüht, das gesamte Gebiet dieser einmaligen Holzbauwerke zu kartieren, Handbücher für sensible Sanierungen zu erarbeiten, werbetechnisch auf diese Besonderheit der Region aufmerksam zu machen und dadurch zugleich auch das Handwerk und den Tourismus in den ländlichen Gebieten der Euroregion Neisse zu fördern.

Es wurden Reiseführer zu den geistlichen Denkmälern der Euroregion Neisse aus der Reihe „Ge-

schichte erleben“ herausgegeben, eine packende Präsentation der denkwürdigen Orte, Kirchen, Klöster, sakraler Bauten oder Denkmäler der Volksarchitektur auf dem gesamten Gebiet der Euroregion.

Die Euroregion Neisse war den Städten und Gemeinden ebenfalls bei der Gewinnung von Finanzmitteln für die Erneuerung und Sanierung von kleinen Denkmälern behilflich, wie zum Beispiel von kleinen Kapellen, Kirchen, Friedhöfen und Brunnen. Aus EU-Mitteln wurde z. B. auch das Kloster in Hejnice (Haindorf) saniert, in dem das so genannte Zentrum für geistige Erneuerung in der Euroregion Neisse entstand.

In den letzten Jahren waren die Themen der Arbeitsgruppe Denkmäler vielfältig, es wurde auch zum Thema Archäologie diskutiert, in dem Bereich wurden Workshops und eine Konferenz organisiert. Außerdem spielte in letzter Zeit das Thema Industriekultur in den Präsentationen der Fachleute eine große Rolle.

Gesundheitsrettungsdienst

Die Sicherstellung einer guten Gesundheitspflege gehört zu den grundlegenden Werten der Gesellschaft. Die Fähigkeit der grenznahen Region qualitativ bessere und breiter angelegte Dienstleistungen zu gewährleisten kann besonders auf dem Weg einer Zusammenarbeit gestärkt werden – besonders durch Nutzung gemeinsamer Ressourcen (z. B. der Krankenhäuser, Altersheime, Bereitschaftsdienste, etc.)

Die Zusammenarbeit des Gesundheitspersonals auf dem Gebiet der Euroregion erfolgt schon seit gut zwei Jahrzehnten. Im Jahre 2007 entstand die historisch erste Expertengruppe im Bereich des Gesundheitsrettungsdienstes, die sich mit diesem Thema entlang der gesamten Grenze mit Tschechien und Polen befasst. Gegenwärtig gelten bereits dreiseitige Abkommen über gegenseitige Hilfeleistungen des Rettungsdienstes im Fall von großen Katastrophen im Grenzgebiet. Infolge wesentlicher Unterstützung durch die Finanzmittel der EU-Fonds ist es gelungen, mehrere grenzübergreifende Projekte durchzuführen. Gemeinsame Übungen und Austauschschulungen für die Rettungskräfte, dreisprachige Formulare und die Ausrichtung einer Fachkonferenz sind untrennbare Bestandteile bspw. des Projektes „Grenzübergreifende Zusammenarbeit des Gesundheitsrettungsdienstes in der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa“.

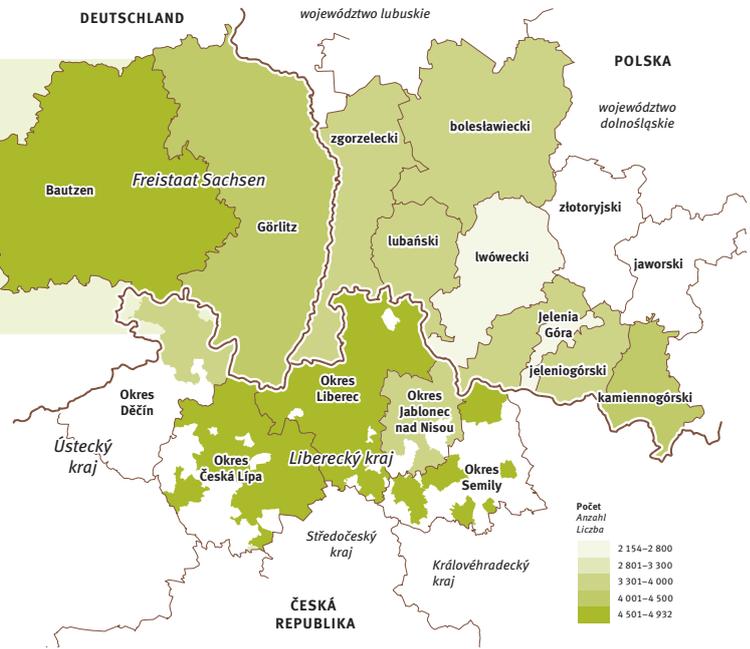
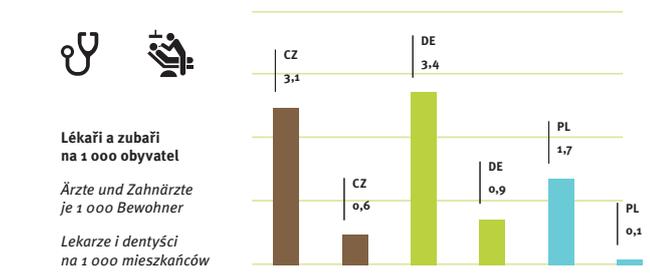
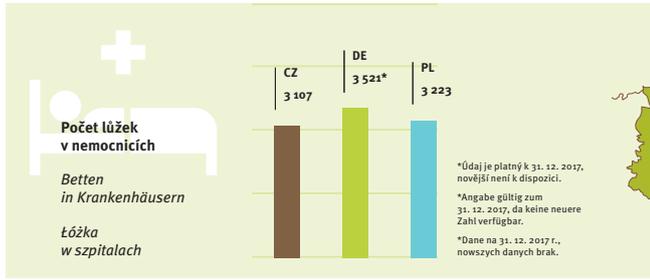
Grenzübergreifendes Krisenmanagement

Die Zusammenarbeit der Feuerwehren entwickelt sich im Rahmen der Euroregion Neisse erfolgreich schon seit ihrer Gründung. Regelmäßig werden gemeinsame grenzübergreifende Übungen für mögliche Hilfeleistungen oder Einsätze auf der anderen Seite der Grenze veranstaltet. In der Vergangenheit wurde diese Zusammenarbeit mehrmals einer Prüfung unterzogen, so z. B. im

**Zdravotnictví
Gesundheitspflege
Służba zdrowia**

04
k / zum / na dzień
31. 12. 2018

Počet obyvatel na 1 lékárnu
Bewohner je 1 Apotheke
Osoby na 1 aptekę



Fall von Bränden in Zittau, Hrádek nad Nisou, während der Überschwemmungen in der Grenzregion im Laufe der letzten Jahrzehnte oder bei der Beseitigung einer Erdölhavarie an der Neiße und der Mandau.

Im Rahmen des Projektes „Gefahrenabwehr und gegenseitige Hilfeleistung in der Euroregion Neisse“ ist es dank europäischer Fördergelder gelungen, neue Feuerwehrausstattung für die Einsatzkräfte in der Euroregion anzuschaffen. Der Feuerwehr wurden Einsatzwagen und Wassertankwagen übergeben. Im Zusammenhang mit dieser Ausstattung wurde ein Konzept erarbeitet, das als eine Anleitung für eine möglichst effiziente Nutzung der angeschafften Technik dient. Das bedeutet zum Beispiel die Vorherbestimmung ausgewählter Einheiten für bestimmte Einsatzarten, die Ausweisung von Einsatzstrecken oder die Auswahl von Grenzübergängen.

Um die Hilfe in Krisenfällen auf dem Gebiet aller drei Länder zu verbessern und hauptsächlich zu beschleunigen, wurde ein dreisprachiges Einsatzhandbuch nicht nur für die Feuerwehr, sondern auch für die Rettungskräfte, das so genannte „Einsatzdokument“ entwickelt, dessen räumliche Ausweisung dem Gebiet der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa entspricht. Ein Bestandteil des Programms ist gleichzeitig auch ein Fachwörterbuch aus dem Bereich des Krisenmanagements oder die Zahlencodes und Abkürzungen, die sich immer zu einem konkreten Ausnahmefall beziehen. Das alles hilft bei der Vereinfachung der gegenseitigen Kommunikation zwischen den einzelnen Ländern, teilweise aber auch beim Abbau der Sprachbarrieren. Aus den EU-Mitteln wurden auch die tschechisch-polnischen Polizeieinheiten

ausgestattet. An ähnlichen Projekten wird weiterhin je nach Bedarf gearbeitet.

Die grenzübergreifende Zusammenarbeit in diesem Bereich bedarf einer spezifischen Strategie und Verfahren (gemeinsame Übungen, technische Schulungen etc.).

Der Anstieg der Kriminalität auf dem Gebiet der Euroregion Neisse war 2003 der Ansatz zur Gründung des sog. Forums Sicherheit (FOR-BE-S). Die Bezeichnung FOR-BE-S bedeutet Forum Bezpieczenstwo/Bezpečnost und Sicherheit. Es handelt sich um eine Zusammenarbeit von Experten aus allen drei Teilen der Euroregion Neisse aus dem Bereich der Grenzpolizei, Feuerwehr, Krisenmanagement, Staatsanwaltschaft und Zoll. Die Bemühung war und ist es, die Sicherheitsdienste der drei Länder so zu vernetzen, dass sie gemeinsam einen Beitrag zur Steigerung der Lebensqualität der Bevölkerung dieser Region leisten. Nach einer einstweiligen Pause ist die Organisation eines solchen Forums auch in der Zukunft wieder geplant.

Statistik

Das zunehmende Interesse an einer grenzübergreifenden Zusammenarbeit verursachte nach der Gründung der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa den Bedarf, glaubwürdige und vergleichbare statistische Daten aus allen drei Teilen der Euroregion zur Verfügung zu stellen. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, wurde eine Zusammenarbeit der Vertreter der einzelnen statistischen Ämter notwendig. Die Ergebnisse ihrer bisherigen Arbeit sind in vielen Publikationen, Veröffentlichungen und Jahresbüchern zu sehen, die regelmäßig herausgegeben werden.

Übersicht über die Gesundheitspflege in der Euroregion, 2019

Die aktuellste Broschüre trägt den Namen „Euroregion Neisse-Nisa-Nysa in Zahlen und Bildern“ und ist in Zusammenarbeit des deutschen und tschechischen Büros im Rahmen eines Kleinprojekts entstanden.

Tourismus

Tourismus ist im überwiegenden Teil der grenznahen Gebiete ein wichtiges Entwicklungselement der Region. Eine Verbesserung des Tourismus kann weitere Arbeitsplätze sowie alternative Einkommensmöglichkeiten schaffen. Ein moderner Tourismus verlangt eine hochwertige Infrastruktur und Dienstleistungen, inklusive des Schienen- und Straßennetzes, Flughafen, Tourist-Informationen, Beherbergungs- und Freizeiteinrichtungen.

Im Jahr 1992 erfolgte bereits die Herausgabe der ersten grenzübergreifenden Publikation „Sehenswürdigkeiten der Euroregion Neisse“, die in den folgenden Jahren zur Präsentation der Region auf touristischen Messen und Ausstellungen verwendet wurde. Es wurde auch die erste internationale Messe für den Osten „Tourismusbörse Görlitz“ veranstaltet und Publikationen unter dem Titel „Wanderungen durch die Euroregion“ herausgegeben.

Die Arbeit der Fachleute aus dem Bereich des Tourismus ist im Rahmen der Euroregion Neisse insbesondere auf aktive Hilfe bei der Vorbereitung von grenzübergreifenden Projekten, auf Informationsaustausch, Herausgabe von Werbematerialien, dreisprachigen Prospekten und Broschüren sowie auf eine gemeinsame Teilnahme bei touristischen Ausstellungen ausgerichtet. Im Rahmen der aus europäischen Geldern geförderten Projekten wurden gemeinsame dreisprachige Publikationen über Unterkünfte, attraktive Orte, Denkmäler (z. B. Via Sacra) und sonstige Dienst-

leistungen für die Touristen in der Euroregion herausgegeben. Es entstanden neue touristische Informationszentren, die nicht nur den Touristen, sondern auch der Bevölkerung der Euroregion dienen.

Die aktuellste Broschüre, die in elektronischer und gedruckter Form zur Verfügung steht, ist in Zusammenarbeit der deutschen, tschechischen und polnischen Seite im Rahmen eines Kleinprojekts entstanden. Sie beinhaltet Beschreibungen zu touristischen Sehenswürdigkeiten, die zum Großteil nicht in den üblichen Publikationen zu finden sind.

Eine spezielle Gruppe im Bereich des Tourismus wurde im Laufe der Arbeit dem Radwandern gewidmet. Ein gemeinsamer Erfolg aller drei Länder ist das Projekt „Internationaler Oder-Neiße-Radweg“, der zum Teil durch das gesamte Gebiet der Euroregion führt. Seine Gesamtlänge beträgt um die 600 Kilometer und führt ab der Neißequelle im Isergebirge bis zur Ostsee. Der gesamte Teil dieses Radweges ist markiert und mit Informationstafeln versehen, die auf die Sehenswürdigkeiten in der Umgebung aufmerksam machen.

Außerdem wurden Publikationen wie der Guide „Euroregion Neisse per Rad“ herausgegeben. Die Beschreibung der einzelnen Strecken, die durch Karten und Bilder ergänzt wird, macht es den Besuchern einfacher, die bunte Landschaft der Euroregion mit ihren höchsten Bergen und tiefsten Tälern zu bewundern. Auch Bauvorhaben für den Ausbau des Netzes (Single Tracks etc.) wurden initiiert.

Verkehr

Ein gegenseitig vernetztes und gut funktionierendes Verkehrssystem stärkt die wirtschaftliche und soziale Entwicklung jeder Region. Die Möglichkeit der Freizügigkeit der Bürger führt zum Anstieg des Handels, erfüllt den Bedarf der Mobilität der Gesellschaft und zieht effektiv Touristen an. Die Entwicklung eines grenzübergreifenden Netzes hat einen Abbau der Anzahl der Hindernisse und der durch die Grenze verursachten gegenseitigen Vorurteile zur Folge.

Die ausgezeichnete Chance für die Experten aus dem Verkehrsbereich in der Euroregion Neisse, die sich im Rahmen ihrer regelmäßigen Beratungen mit der Problematik des grenzüberschreitenden Straßen- und Schienenverkehrs, der Verbesserung des grenzübergreifenden öffentlichen Verkehrs, mit der Öffnung von neuen Grenzübergängen oder der Vorbereitung und Durchführung von neuen Straßenbauvorhaben beschäftigen, ergibt sich aus der gemeinsamen Mitgliedschaft in der EU und der Mitgliedschaft im Schengen-Raum. Seit 1990 ist es gelungen, in dem Gebiet der gesamten Euroregion von den ursprünglichen 9 schrittweise mehr als 50 Grenzübergänge zu öffnen.

Ein weiteres Ergebnis der bisherigen Tätigkeit ist der Ausbau der Straßenverbindung zwischen den Städten Zittau, Hrádek nad Nisou und Bogatynia. Mithilfe der EU-Fonds ist es gelungen, die Eisenbahnstrecke Szklarska Poręba-Harrachov neu ins-



Broschüre „Unbekannte Schönheiten der Euroregion Neisse“, 2019

Leben zu rufen und das Straßennetz in den grenznahen Gebieten, insbesondere im Naturpark Zittauer Gebirge, Lausitzer Gebirge und im Isergebirge auszubauen.

Einen besseren Service für die Besucher sowie die Bevölkerung des grenznahen Gebietes bietet auch das EURO-NEISSE-TICKET, das fast im kompletten Gebiet der Euroregion in beinahe allen Linien des regionalen Personennahverkehrs anerkannt wird. Im Rahmen des grenzübergreifenden Projektes NEISSE GO / NISA GO wird den Besuchern der Euroregion ein internetbasiertes Informationssystem zur Verfügung gestellt, das „alle Orte in der Region, alle Wege, alle Fahrpläne kennen sollte und auch wissen sollte, wo was los ist“.

Wald

Die Wälder waren immer ein wichtiger Bestandteil des Lebens nicht nur für die Bevölkerung der Grenzgebiete. Sie waren eine Quelle als Brennstoff oder Baumaterial, doch sie waren auch ein Bestandteil des gesamten Ökosystems. Um ihre Mängel auszugleichen, wurden die grenznahen Gebiete oft zu Standorten mit unterschiedlichen Arten von ökologisch problematischen wirtschaftlichen Tätigkeiten. Diese hatten eine Devastierung der Waldbestände nicht nur auf der Seite des Verursachers, sondern auch auf der anderen Seite der Grenze zu Folge. Als Folge der Herstellung von Strom aus Braunkohle kam es auf dem Gebiet der Euroregion zu einer starken Luftverschmutzung und folglich zu einer Beschädigung der Waldbestände im Gebirge.

Die grenzübergreifende Zusammenarbeit der Forstleute und Fachleute aus dem Umweltbereich in der Euroregion Neisse konzentriert sich insbesondere auf gegenseitigen Informationsaustausch über den Zustand der Wälder und Revitalisierung der Forstbestände in der Euroregion, das Monitoring der Wildschäden bzw. Schädlinge allgemein, die Kalkung, den Naturschutz. Sie beteiligen sich auch aktiv an der Veranstaltung von grenzübergreifenden Konferenzen und Wanderausstellungen. Ihre Erkenntnisse verarbeiten sie in Form von Informationsprospekten. In Kooperation zwischen dem Staatsbetrieb Sachsenforst und einer Reihe von polnischen Forstämtern entstanden entsprechende Webseiten mit nützlichen Informationen.

Wasser

Luft, Wasser und die Entwicklung der Natur machen an der Grenze nicht Halt. Eine aktive Landschaftsgestaltung in der Grenzregion bedarf eines gemeinsamen Vorgehens bei der Lösung von grenzübergreifenden Problemstellungen. Diese betreffen insbesondere die Luft- und Wasserverschmutzung, Einschränkung der Abfallentstehung, Abfallbeseitigung und Recycling.

Die Achse des Dreiländerecks, an dem die Grenzen Deutschlands, Tschechiens und Polens zusammentreffen, bildet die Lausitzer Neiße mit ihren zwei wichtigsten Zuflüssen, der Mandau und der

Spree. Da zusammen mit der Entwicklung der Industrie keine entsprechenden Kläranlagen gebaut wurden, gehörte dieses Grenzgewässer vor der Gründung der Euroregion zu den am meisten verunreinigten Fließgewässern in der Mitte Europas. Zusammen mit den gesellschaftlichen Veränderungen zu Beginn der 1990er Jahre sowie der Entwicklung der grenznahen Zusammenarbeit im Rahmen der Euroregion Neisse begann sich diese Situation radikal zu verbessern. Aus EU-Mitteln wurde zu Beginn der 1990er Jahre eine große Anzahl an Kläranlagen und viele Kilometer Abwasserleitungen gebaut.

Die Fachleute aus dem Bereich der Wasserwirtschaft aus den drei Ländern setzten sich aktiv für die Verbesserung der Wassergüte in der Region ein, lösen Probleme, die mit der Durchgängigkeit von Fließgewässern für die Fische (Bau und Sanierungen von Wehren) und der Erschließung der Fließgewässer auf dem Gebiet der Euroregion Neisse für Touristen zusammenhängen. Es wurden in der Vergangenheit auch schon einige Aktionen zur Müllbergung in der Neiße organisiert.

Im Zusammenhang mit bereits mehrfach durchgeführten Konferenzen wurde bspw. auch die Broschüre mit dem Titel „Ein Fluss - drei Länder - ein Ziel“ zusammengestellt. Die Fachleute befassen sich hier nicht nur mit Themen, die für die Qualitätsverbesserung des Wassers in der Lausitzer Neiße und ihren Zuflüssen von Bedeutung sind, sondern auch mit dem Hochwasserschutz. Nach den Hochwasserereignissen der letzten Jahre wurden aus EU-Mitteln mehrere Projekte durchgeführt, die zu einer Verbesserung des Hochwasserschutzes auf dem Gebiet der gesamten Euroregion Neisse führten.

Wirtschaft

Der Antrieb für eine grenzübergreifende Zusammenarbeit ist die Suche nach gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen und Vorteilen. Betont werden die Stärkung der Konkurrenzfähigkeit, der regionalen wirtschaftlichen Basis sowie die Unterstützung der Entwicklung von neuen unternehmerischen Gelegenheiten. Die kleinen und mittleren Unternehmen in den grenznahen Gebieten sind besonders ungünstigen Bedingungen ausgesetzt, die aus ihrer Lage am Rande der nationalen Wirtschaftssysteme resultieren.

Im Rahmen der Arbeitsgruppe wurde gleich in der Anfangszeit deutlich, dass es gemeinsame Planungen auf euroregionaler Ebene bedarf, so wurde auch schon 1992 damit begonnen das „Entwicklungskonzept der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa“ aufzustellen. 1994 erschien erstmal ein Katalog grenzübergreifender Betriebe auf dem Gebiet der Euroregion. Der Innovationspreis entstammt ebenfalls dieser Arbeitsgruppe, er wurde jährlich in den Kategorien „Best Innovation“ und „Die beste grenzübergreifende Partnerschaft“ vergeben. Später machte er dem „Preis der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa“ Platz, welcher bedeutendes Engage-



oben: Deutsch-Polnisches Kleinprojekt mit Kindern, Kennenlern- und Team-Building-Spiel

unten: Fußballturnier („Welpenpokal“)

Autor
 Markus Köhler
 Geschäftsführer
 Euroregion Neisse e. V.
 Hochwaldstraße 29
 02763 Zittau
 koehler@euroregion-neisse.de

ment in der grenzübergreifenden Zusammenarbeit ausgezeichnet und im Rahmen von feierlichen Verleihungen zusammen mit dem Studentenpreis des Akademischen Koordinierungszentrums der Euroregion vergeben wird.

Kleinprojektfonds (KPF)

Zu den erfolgreichsten und bekanntesten Projekten der Euroregion Neisse-Nisa-Nysa mit einem großen Multiplikationseffekt gehören die drei Kleinprojektfonds, die die Euroregion bis heute verwaltet: SN-CZ, PL-SN und CZ-PL. Seit 1994 wurden Tausende Kleinprojekte gefördert und Millionen von Euro für entsprechende Projekte mit Begegnungscharakter verteilt. Diese kontinuierliche Arbeit trägt dazu bei, dass die Hemmungen und Vorurteile gegenüber den Nachbarn abgebaut und weitere Vereine, Gemeinden oder Einrichtungen in die Zusammenarbeit eingebunden wurden und immer noch werden. Denn ne-

ben den reinen Zahlen zählt vor allem das nicht direkt messbare Ergebnis.

Die Förderung von Kleinprojekten aus EU-Mitteln richtet sich vor allem an kleinere Projektträger, die keine investiven Maßnahmen planen, sondern die einfach die Begegnungen von Menschen über die Grenzen hinweg in den Mittelpunkt stellen. Die so genannten People-to-People-Projekte ohne Investitionscharakter ordnen sich derzeit im Rahmen der INTERREG-Förderung unter die Großprojekte bei Fördersummen zwischen 3.000 und 20.000 Euro ein. Ziel ist es, die grenzübergreifenden Kooperationen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens weiter zu intensivieren.

Bei manchen langjährigen Projektpartnern im Rahmen des Kleinprojektfonds, wie z. B. bei der Kooperation der Kindergärten, lässt sich das nachvollziehen. Am Anfang ging es dort vor allem um die Vermittlung der Nachbarsprache an die Kinder, später hat man die Aktivitäten um Kolleginnenaustausche und gemeinsame Wochenenden mit Familien erweitert. Am Anfang musste man die deutschen Eltern davon überzeugen, dass sie keine Angst haben müssen, wenn ihre Kinder nach Tschechien oder Polen fahren. Heute übersteigt das Interesse die freien Kapazitäten, und die gegenseitigen Kinderbesuche sind schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden.

Es lassen sich keine Schablonen für die Kleinprojekte finden, das gerade macht den Charakter dieser Vorhaben aus: Die Vielfalt. So ist es auch nicht verwunderlich, dass neben den angeführten Kindergartenbegegnungen auch Feuerwehrübungen durchgeführt werden, ökologische Workshops und Gesundheitskongresse, politische Konferenzen oder Marketingmaßnahmen durchgeführt werden. Sogar gemeinsame Studien wurden in enger Partnerschaft im Rahmen von Begegnungsprojekten erstellt.

Die Euroregion sieht sich dabei als Ideengeber, Unterstützer und Vermittler. Ihre Büros dienen als regionaler Anlaufpunkt für die Aktiven der Region. Sie hilft dabei, Projektideen zu entwickeln, die Vorhaben an die geltenden Richtlinien anzupassen oder aber auch Möglichkeiten zu suchen, um geplante Maßnahmen im Rahmen der Fonds durchführen zu können. Bedingung dabei ist natürlich, dass die Projekte eine grenzübergreifende Qualität haben, in der Region also einen Nutzen bringen. Ob das nun auf lokaler Ebene oder im großen Maßstab regionsübergreifend ist, die Aktivitäten und Ergebnisse der Projekte sollen auch dem Nachbarn zugutekommen.

Die Euroregion setzt sich auch zukünftig dafür ein, dass eine Unterstützung für (zumindest finanziell) kleinere grenzübergreifende Vorhaben auch in der Zukunft für unsere Region gewährt werden kann. Dabei drängt sie immer wieder auf möglichst unbürokratische und einfache Formen, damit die unschätzbare wertvolle Arbeit an der Basis so gut wie möglich gestaltet werden kann.



Naturpark Zittauer Gebirge

Peter Pacht

Landschafts- und Kulturraum

Der Naturpark Zittauer Gebirge ist ein landschaftliches Kleinod der deutschen Mittelgebirge mit unverwechselbarem Antlitz. Nicht umsonst ist für diese reizvolle Landschaft der Slogan „Ungezähmte Schönheit“ entstanden.

Mitten im Dreiländereck Deutschland – Polen – Tschechien entlang des blauen Bandes der Mandau erstreckt sich eine reich gegliederte Kultur- und Naturlandschaft, welche sowohl sächsisches Flair als auch böhmische Atmosphäre besitzt. Der Naturpark Zittauer Gebirge ist zwar kein Riese unter den Naturparks Deutschlands, nimmt aber dennoch ca. 0,7 Prozent der Fläche des Freistaates Sachsen ein. Seine charakteristischen Elemente – das Zittauer Gebirge mit dem sanften Vorland, die rekultivierte Braunkohletagebaufolgelandschaft mit dem Olbersdorfer See, die Barockstadt Zittau, die idyllischen Dörfer – bilden im Naturpark eine harmonische Einheit.

Das Zittauer Gebirge ist eines der vielseitigsten Mittelgebirgs Deutschlands. Sein Reiz liegt in seiner vielgestaltigen Sandstein-Felsenlandschaft, seinen vulkanischen Kuppen und tief eingeschnittenen Tälern. Es bildet von der geologischen Entstehung her mit dem auf der tschechischen Seite angrenzenden Lausitzer Gebirge (Lužické hory) einen übergreifenden Landschaftsraum.

Durch sein relativ kleinflächiges Netz unterschiedlichster Lebensräume bietet der Naturpark für eine Vielzahl von Pflanzen- und Tierarten wertvolle Rückzugs- und Lebensräume, deren Bewahrung sehr wichtig ist. Die reiche Naturraumausstattung bietet die Voraussetzung für den besonderen Erholungswert und Naturgenuss der Landschaft.

Insbesondere die Romantik der Sandsteinlandschaft verleiht dem Naturpark einen besonderen Charme. Sie wird geprägt durch vielgestaltige Felsgebilde, welche die Fantasie der Betrachter anregt. Der Volksmund gab ihnen Namen wie „Brütende Henne“, „Kelchstein“, „Nonnenfelsen“ oder „Uhu-Steine“. Im gut markierten „Steinzoo“ können diese Felsen, aber noch viele andere Gebilde mehr entdeckt werden. Wer es etwas sportlicher mag, kann über 120 Kletterfelsen bezwingen oder die beiden Klettersteige „Nonnensteig“ und „Alpiner Grat“ erklimmen.

Für den Besucher des Naturparks steht ein Netz von über 400 Kilometern gut ausgeschilderter Wanderwege zur Verfügung, wozu auch der durch das Zittauer Gebirge führende beliebte Oberlausitzer Bergweg zählt. Die Routen führen zu vielen Aussichtspunkten, wie z. B. „Scharfenstein“, „Fuchskanzel“ und „Carolafelsen“, von denen sich herrliche Weitblicke über Berge und Täler anbieten. Aber auch eine Vielzahl von Rad-, Ski- und Reitwegen machen die abwechslungsreiche Landschaft in allen Jahreszeiten auf den verschiedenen Fortbewegungsmitteln erlebbar.

Zu den beeindruckendsten Bergen des Naturparks zählen die Lausche, mit 793 Metern zugleich auch höchster Gipfel des Zittauer Gebirges, der Hochwald (749 Meter) und der Töpfer (582 Meter). Auf vielen Gipfeln laden gemütliche Bergbauden oder Aussichtstürme zum Verweilen ein. Auch nördlich des Zittauer Gebirges gibt es markante Erhebungen mit schönen Aussichten. Dazu zählen u. a. die Koitsche in der Gemeinde Bertsdorf-Hörnitz, der Breiteberg (510 Meter) zwischen den Gemeinden Hainewalde und Bertsdorf-Hörnitz oder der Große Stein (auch „Goethekopf“ genannt, 470 Meter) in der Gemeinde Leutersdorf.

Panorama des Zittauer Gebirges
Foto: Dieter Weise



Kelchstein im Zittauer Gebirge
Foto: Markus Balkow



Sehenswerte Ausflugsziele mit großem kulturellen Wert sind die historische Burg- und Klosteranlage auf dem Berg Oybin, das Deutsche Damast- und Frottiermuseum in Großschönau, das Karasek-Museum in Seifhennersdorf, das Volkskunde- und Mühlenmuseum im Erholungsort Waltersdorf oder das Kanitz-Kyawsche Schloss sowie die hervorragende restaurierte Gruft in Hainewalde. Zeugnisse des jahrhundertalten Steinbrecherhandwerks sind im Schauergewerk „Schwarzes Loch“ in den Jonsdorfer Mülsteinbrüchen zu finden.

Auf 17 Natur-, Erlebnis- und Kulturlehrpfaden kann die Landschaft des Naturparks anschaulich erkundet werden. Ortskundige Wanderleiter und ausgebildete Naturparkführer geben dabei gern Auskunft.

Naturparkhaus im
Erholungsort Waltersdorf
Foto: Robin Wollmann



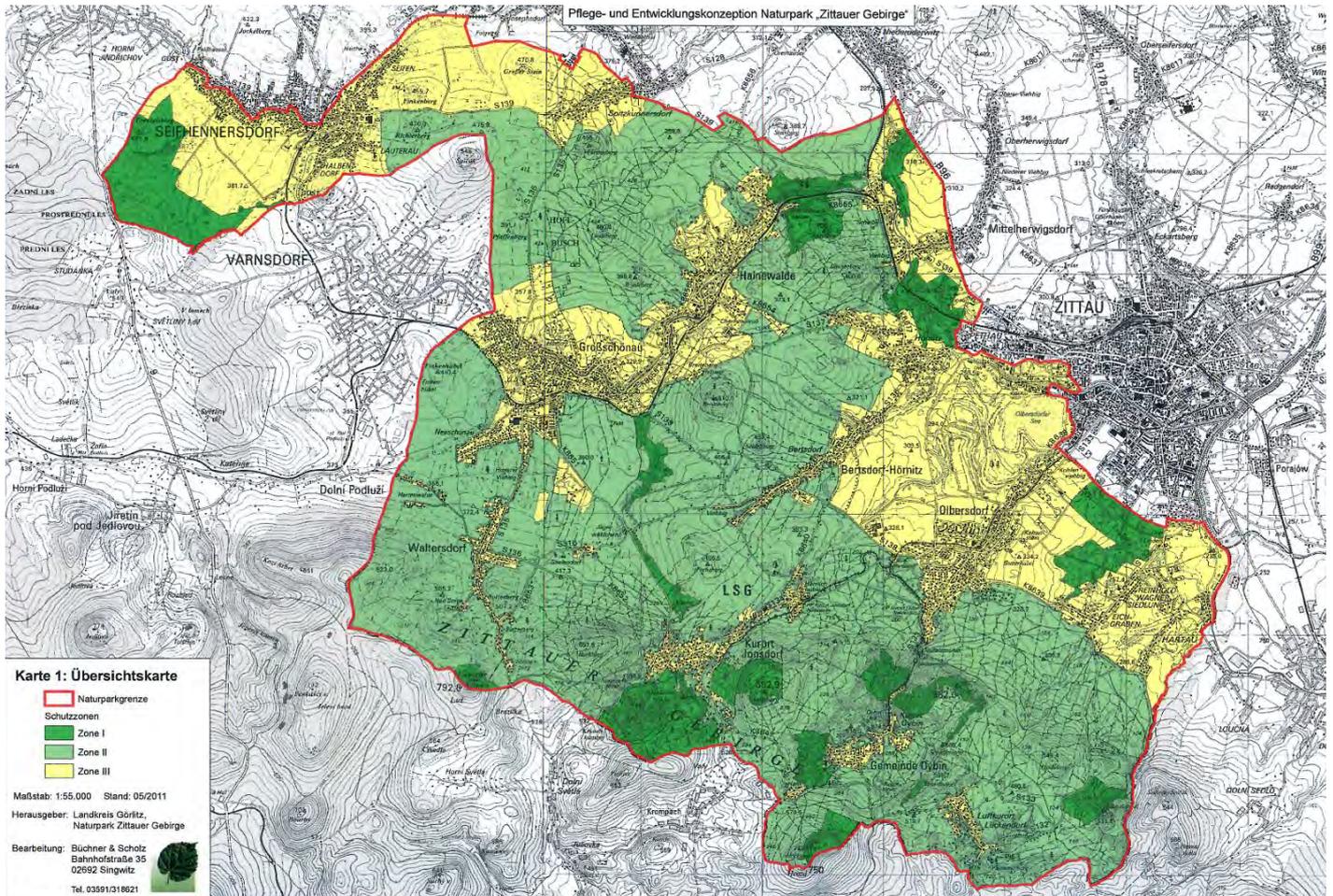
Gelegenheit für Sport, Spaß und Erholung bieten die Outdoor- und Aktivregion Olbersdorfer See sowie der TRIXI-Park Zittauer Gebirge in Großschönau mit Freizeitbad, Wellnessbereich, Feriendorf und Klettergarten. Freibäder in Olbersdorf, Jonsdorf, Großschönau und Seifhennersdorf runden den Freizeitspaß ab. Aber auch auf den drei Campingplätzen am Olbersdorfer See, im TRIXI-Park Großschönau oder in Saalendorf kann die Seele baumeln gelassen werden. Im Indoor-Bereich bieten die Sparkassen-Arena sowie das Schmetterlingshaus im Kurort Jonsdorf eine willkommene Abwechslung bei jedem Wetter.

In Olbersdorf finden jährlich auch die beiden größten Outdoor-Events der Region, der Zittauer Gebirgslauf und Wandertreff sowie die O-See-Challenge (Cross-Triathlon-Wettbewerb) statt. Kulturelle Erlebnisse versprechen der Theatersommer auf der Waldbühne in Jonsdorf, oder die Historischen Mönchszüge auf den Berg Oybin.

Für viele Besucher eine besondere Attraktion ist eine Fahrt mit der Zittauer Schmalspurbahn der Sächsisch-Oberlausitzer Eisenbahngesellschaft mbH, welche die Besucher seit über 120 Jahren in die Gebirgsorte Oybin und Jonsdorf und wieder zurück in die 750-jährige Stadt Zittau bringt.

Zittau beeindruckt mit einem einmaligen städtebaulichen Ensemble. Schon seit 1914 verbindet ein Denkmalspfad 52 Sehenswürdigkeiten wie die Parkanlage des „Grünen Ringes“ mit Fleischerbastei und Blumenuhr, das schmucke Stadtbad, der mächtige Speicherbau des Marstalls, das beeindruckende Rathaus und die Johanniskirche mit Aussichtsturm.

Die Stadt Seifhennersdorf liegt im nordwestlichen Zipfel des Naturparks. Wichtige Verkehrswege verbinden sich hier mit den benachbarten Städten in Tschechien. Als dortige touristische



Einrichtungen sind besonders das Kindererholungszentrum „Querxenland“, die Sächsische Bildungs- und Begegnungsstätte Windmühle sowie der Bulnheimsche Faktorenhof zu nennen. Die ortsbildprägende Volksbauweise der Oberlausitzer Umgebendehäuser aus dem 17. bis 19. Jahrhundert ist einzigartig in Europa und ist in allen Orten des Naturparks vorhanden. In Großschönau befindet sich das größte zusammenhängende Umgebendehausensemble der Oberlausitz, und nicht umsonst führt die „Deutsche Fachwerkstraße“ durch den Naturpark. Eine Radtour auf dem Umgebendehaus-Radweg – etwa durch Bertsdorf-Hörnitz, 1995 als „Schönstes Dorf Sachsens“ ausgezeichnet – machen die Umgebendehauslandschaft mit ihren Streuobstwiesen und üppig blühenden Vorgärten erlebbar. Liebhaber naturnaher Gärten finden mit dem Kräutergarten in Hainewalde, dem Naturparkgarten in Waltersdorf sowie dem Oberlausitzer Bauerngarten in Jonsdorf ihre Lieblingsorte.

Den Besuchern des Naturparks steht im Erholungsort Waltersdorf als informeller Anlaufpunkt das Naturparkhaus mit seiner einzigartigen Erlebnisausstellung „Drinne erleben - draußen erfahren“ zur Verfügung.

Naturausstattung und Struktur des Naturparks

Das Gebiet des Naturparks Zittauer Gebirge ist bis heute eine vielgestaltige Kulturlandschaft. Mit seinen Sandsteinfelsformationen, den großflächigen Waldgebieten und den markanten Basalt- und Phonolithkuppen im Vorland ist es ein traditionelles Erholungsgebiet.

Zu den wertvollsten Lebensräumen gehören Reste naturnaher Bergmischwälder, extensiv genutzte artenreiche Bergwiesen sowie Quellbereiche und Feuchtwiesen.

Mit der Ausweisung des Naturparks soll erreicht werden, dass die landschaftlichen Voraussetzungen für die Erholung nachhaltig bewahrt, die Leistungsfähigkeit des Naturhaushaltes erhalten und wiederhergestellt sowie die Erholungsnutzung unter besonderer Berücksichtigung der Belange des Naturschutzes und der kulturellen Eigenarten des Gebietes entwickelt werden.

Der Naturpark umfasst zwei Landschaftsschutzgebiete, zwei Naturschutzgebiete, über 100 Natur- und Flächennaturdenkmale, etwa 800 bis 1.000 gesetzlich geschützte Biotop- der Offenland- und Waldgesellschaften, vier Fauna-Flora-Habitat-Gebiete, ein Europäisches Vogelschutzgebiet und temporäre Horstschutzzonen.

Um Erholungsnutzung und Naturschutz im Einklang erhalten und entwickeln zu können, wurde das Naturparkgebiet in die Schutzzonen I, II und III gegliedert:

Die Schutzzone I (8,3 Prozent der Fläche) umfasst 17 besonders empfindliche Landschaftsbestandteile, welche möglichst ihrer natürlichen Eigenentwicklung überlassen werden sollen oder durch funktionsgerechte, naturnahe Bewirtschaftung zu erhalten oder zu entwickeln sind. Zur Schutzzone I gehören die Naturschutzgebiete „Lausche“ und „Jonsdorfer Felsenstadt“ sowie weitere Flächen mit besonders wertvoller Naturraumausstattung.

Zur Schutzzone II (57,1 Prozent der Fläche) gehören die Landschaftsschutzgebiete „Zittauer Gebirge“ und „Mandautal“ mit überwiegend forstwirtschaftlich und landwirtschaftlich geprägten Flächen. Diese Flächen sollen der naturverträglichen Erholung in freier Landschaft dienen.

Die Schutzzone III (34,6 Prozent der Fläche) beinhaltet insbesondere die bebauten Bereiche und ist für eine landschaftsverträgliche Siedlungs- und Gewerbeentwicklung und Erholungsnutzung oder Entwicklung eines nachhaltigen Tourismus vorgesehen.

Geologie

Auf dem Grundgebirge lagerten sich im südlichen Teil des heutigen Naturparks in der Kreidezeit mehrere 100 Meter mächtige Schichten aus Sanden und bindigen Materialien ab. Durch Druck und chemische Prozesse verfestigten sich diese Ablagerungen – es bildete sich Sandstein. Durch nachfolgende Erosions- und Verwitterungsvorgänge entstanden vielgestaltige Sandsteinfelsformationen.

Zum Ende der Kreidezeit wurde der nördlich angrenzende Granodioritkomplex um mehrere 100 Meter auf den Sandstein aufgeschoben. Die sogenannte Lausitzer Überschiebung verläuft im Gebiet des Naturparks etwa entlang der Linie Waltersdorf/Butterberg – Weißer Stein – Ameisenberg – Teufelsmühle – Töpfer – Heideberg – Lückendorf/Weißbachtal.

Im Tertiär setzte in diesem Gebiet Vulkanismus ein. Basalt und Phonolith durchschlugen in dieser Zeit den Sandstein als Schloten oder füllten vorhandene Spalten. Durch die starke Hitzeeinwirkung wurde das umliegende Gestein verändert. So entstand ein besonders poröser und gehärteter Sandstein, welcher z. B. in den Jonsdorfer Mühlsteinbrüchen zur Mühlsteingewinnung abgebaut wurde.

Zur gleichen Zeit, als sich das Zittauer Gebirge hob, senkte sich das Zittauer Becken. In diesem sumpfigen, zeitweise überschwemmten Gebiet lagerten sich Sedimente ab, zunächst Sande und Tone, später Pflanzenreste aus den damaligen Sumpfwäldern. Diese verweseten jedoch nicht, sondern gelangten unter Luftabschluss. Es kam zunächst zur Torfbildung, später entstanden mächtige Braunkohlenflöze, welche im Zeitraum 1908 bis 1992 im Tagebau Olbersdorf abgebaut wurden.

Die Elstereiszeit, welche das Zittauer Gebirge erreichte, hinterließ in den Beckenlandschaften

mächtige Ablagerungen, wie Schmelzwasserkiese- und -sande sowie Geschiebelehme.

Gewässer

Das Naturparkgebiet wird von zahlreichen kleinen naturnahen Bächen durchflossen. Nordöstlich grenzt das Naturparkgebiet an die Neiße, nördlich berührt es die Mandau.

Die meisten im Naturparkgebiet vorhandenen stehenden Gewässer sind künstlich angelegte Teiche oder Bergbaurestgewässer. Das größte Stillgewässer im Naturparkgebiet ist der Olbersdorfer See, ein ehemaliges Tagebaurestgewässer, welches heute der Erholungsnutzung dient, aber auch Bereiche für die natürliche Entwicklung aufweist. Erwähnenswert sind außerdem der Grundbachsee sowie das für den Naturschutz bedeutsame Eichgrabener Teichgebiet.

Wälder

Besonders der südliche Teil des Naturparks ist durch Wälder und Forste geprägt. Mit 4.800 Hektar nimmt der Wald 36 Prozent der Gesamtfläche des Naturparks ein und prägt damit ca. ein Drittel der Landschaft des Naturparks.

In den 1990er Jahren haben sich die Struktur der Eigentumsverhältnisse in den Wäldern und Forsten des heutigen Naturparks zunehmend gewandelt. Dennoch ist der Anteil an Kommunalwald im Naturpark mit 79,8 Prozent vergleichsweise hoch. In Privathand befinden sich derzeit ca. 18,7 Prozent der Waldfläche, 1,5 Prozent des Waldes ist Kirchenwald. Der größte Teil der Waldfläche gehört zum Zittauer Stadtwald. Infolge der historischen Siedlungsentwicklung wurde der Wald einst in ungünstige Lagen zurückgedrängt und bedeckt heute vor allem die Hänge, Rücken und Plateaus der Berge und Hügelkuppen sowie Steilhänge an Bachläufen. Die dazwischen liegenden ebenen oder schwach geneigten Flächen mit ertragreicheren Böden wurden im Zuge der Besiedelung gerodet und landwirtschaftlich nutzbar gemacht.

Zu den naturnahen Waldgesellschaften gehören u. a. Waldmeister-Buchenwälder auf Basalt und Phonolith, Hainsimsen-Buchenwälder, Relikte montaner Tannen-Fichten-Buchenwälder sowie Kiefern-Felswälder in Sandsteingebieten. Ähnlich wie im Zittauer Stadtwald gestaltet sich die Baumartenstruktur der Wälder im gesamten Naturparkgebiet. Die heutige Baumartenzusammensetzung ist einerseits Ausdruck der standörtlichen Gegebenheiten, andererseits ist sie geprägt durch die historische Waldbewirtschaftung, insbesondere des 18. und 19. Jahrhunderts und vorangegangener Waldschäden. Der Oberstand, der maßgeblich das optische Waldbild bestimmt, wird heute noch immer durch Nadelhölzer dominiert. Fichte ist dabei im Zittauer Stadtwald mit einem Anteil von ca. 53 Prozent die Hauptbaumart, gefolgt von der Gemeinen Kiefer (12 Pro-

zent) und der Europäischen Lärche (12 Prozent). Der Laubholzanteil liegt knapp unter 20 Prozent, wobei die Leitbaumart Buche nur ca. sechs Prozent einnimmt. Landschaftsprägende Reste alter Buchenbestände befinden sich am Hochwald, dem Jonsberg und der Lausche.

Ein Ausdruck des Erfolgs des nach 1990 begonnenen Waldumbaus ist der heute weit verbreitete Unterstand, der aus Natur- und Kunstverjüngung entstanden ist. Beim Unterstand, unserer kommenden Waldgeneration, ist das Laubholz dominant; es hat hier einen Anteil von 60 Prozent. Wichtige Baumarten sind hier die Buche und der Bergahorn. Aber auch die Weißtanne, eine seit rund 100 Jahren de facto ausgestorbene heimische Art, wurde und wird mit Fleiß und hohen Kosten wieder angebaut.

Neben der Sicherstellung einer nachhaltigen Produktion des Rohstoffes Holz spielen Schutz und Erholungsfunktion in den Wäldern des Naturparks zum Erhalt der natürlichen Grundlagen und im gesellschaftlichen Interesse eine große Rolle. Ein gesunder struktur- und artenreicher Wald bietet im Naturpark eine wesentliche Voraussetzung für ein qualitativ gutes Angebot an Erholungsleistungen. Um dem Bedürfnis nach Ruhe und Entspannung sowie sportlicher Betätigung im Naturpark gerecht zu werden, finden die vielfältigen Anliegen des Naturschutzes und der Landschaftspflege bei den forstlichen Arbeiten heute große Beachtung.

Tier- und Pflanzenwelt

Der Naturpark verfügt über eine reich strukturierte Landschaft auf relativ kleinem Raum. Eine Vielzahl unterschiedlichster Lebensräume bietet vielen verschiedenen Tier- und Pflanzenarten wertvolle Nahrungs- und Rückzugsräume.

Bisher wurden in diesem Gebiet mehr als 40 Säugetierarten beobachtet, darunter bedeutsame Arten wie Fischotter, Luchs, Haselmaus und eine Reihe bedrohter Fledermausarten, wie z. B. die Bartfledermaus, Mopsfledermaus und Großer Abendsegler.

In der Stille von Wäldern und Auen, im Frühtau oder bei Sonnenuntergang kann Rehwild, Dachs oder Niederwild beobachtet werden. Kreuzottern, Blindschleichen und Ringelnattern finden hier ebenso Habitatflächen.

Mehr als 100 Vogelarten brüten im Naturparkgebiet. Wertvolle Brutgebiete sind vor allem die Wald- und Felsbereiche. In besonders stark verwitterten Sandsteinformationen sind Uhu und Wanderfalke zu Hause. Beide geschützte Vogelarten gehören zu den Felsenbrütern, die in der zerklüfteten Felsenlandschaft des Zittauer Gebirges ideale Nist- und Versteckmöglichkeiten finden. Damit die seltenen Vogelarten während der Brutzeit und Jungenaufzucht ungestört bleiben, wurden und werden einige Gebiete zeitweise als Horstschutzzone ausgewiesen, so unter anderem große Bereiche des Naturschutzgebiets „Jonsdorfer Felsenstadt“ oder der Ostabfall des Oybins.

Die alten Buchenwaldbestände auf Phonolith im Naturschutzgebiet „Lausche“ gehören zu den wertvollsten und interessantesten Lebensräumen im Naturpark Zittauer Gebirge. Auf einer Fläche von ca. zehn Hektar und einer Höhe von 600 bis 800 Meter leben hier die verschiedensten Tier- und Pflanzenarten. Zu den bemerkenswertesten Arten gehört u. a. die Alpenspitzmaus, welche zu den seltensten Säugetieren Sachsens zählt. Ebenso wie der unscheinbare Alpenstrudelwurm, eine Bachplanarie, die saubere und klare Fließgewässer besiedelt, ist sie sonst eher in alpinen Gebieten zu finden.

In der Krautschicht des Buchenmischwaldes finden sich charakteristische und seltene Pflanzenarten, wie zum Beispiel Weiße Pestwurz, Einbeere, Quirlweißwurz oder Waldmeister.

Eine Besonderheit gibt es am Fuße der Lausche: das Lauschemoor. Im Frühjahr kann man sich an der großflächigen Blüte des Waldläusekrautes erfreuen. Weitere botanischen Besonderheiten sind der geschützte Rundblättrige Sonnentau, sowie verschiedene seltene Orchideen und Torfmoose. Auf nährstoffarmen und artenreichen Bergwiesen, wie sie z. B. an den Berghängen der Lausche zu finden sind, wächst u. a. die gelb blühende Arnika - eine alte Heilpflanze, die heute nur noch selten anzutreffen ist. Eine weitere Besonderheit sind Silikatmagerrasen mit der seltenen Silberdistel, die in ihrer stengellosen Form hier ihre nördlichste Verbreitungsgrenze findet.

In feuchten Gründen und auf Bergwiesen findet der Wanderer manche botanische Kostbarkeit wie Sumpfdotterblume oder Türkenbundlilie. Die Südflur von Seifhennersdorf ist besonders im Frühjahr ein blühendes Kleinod, wo z. B. eine seltene Orchideenart, das Breitblättrige Knabenkraut, bewundert werden kann. Im Uferbereich der Gebirgsbäche finden sich Erlenbruchwälder und Feuchtwiesen, Himmelschlüssel sowie Seggen- und Binsenarten.

Geschichte und Aufgaben des Naturparkes

2003 erfolgte die ersten Willensbildung zur Gründung eines Naturparks Zittauer Gebirge - einer gemeinschaftlichen Initiative von zehn Städten und Gemeinden sowie des damaligen Landkreises Löbau-Zittau. Dazu gehören die Große Kreisstadt Zittau (Stadtteile Hartau und Eichgraben), die Stadt Seifhennersdorf (südlicher Teil), die Gemeinde Bertsdorf-Hörnitz, die Gemeinde Großschönau mit dem Erholungsort Waltersdorf, die Gemeinde Hainwalde, die Gemeinde Luftkurort Jonsdorf, die Gemeinde Leutersdorf (Ortsteil Spitzkunnersdorf), die Gemeinde Mittelherwigsdorf (Ortsteil Mittelherwigsdorf westlich der B 196), die Gemeinde Olbersdorf sowie die Gemeinde Oybin mit dem Ortsteil Lückendorf.

Im Juni 2004 unterzeichneten diese zehn Städte und Gemeinden gemeinsam mit dem Landkreis Löbau-Zittau einen Öffentlich-Rechtlichen Ver-



Aufnahme des Naturparks Zittauer Gebirge als 100. Naturpark Deutschlands in den Verband deutscher Naturparke im Rahmen der Internationalen Tourismusbörse in Berlin, 7. März 2008

trag zur Vorbereitung der Errichtung und Entwicklung eines Naturparks „Zittauer Gebirge“. 2007 schaffte das Regierungspräsidium Dresden mit der Verordnung des Regierungspräsidiums Dresden über den Naturpark „Zittauer Gebirge“ (Naturparkverordnung) eine Rechtsgrundlage für den Naturpark.

2008 wurde der Naturpark Mitglied im Verband Deutscher Naturparke (VDN) und zugleich der 100. Naturpark Deutschlands.

2011 erfolgte die Einweihung des Naturparkhauses im Erholungsort Waltersdorf, eine Initiative der Gemeinde Großschönau.

Um die Arbeit des Naturparks zu intensivieren, erfolgte 2013 die Gründung des Naturparkvereins Zittauer Gebirge e. V. (Naturparkverein) aus den beteiligten Kommunen sowie dem Landkreis Görlitz. Seit dieser Zeit ist der Bürgermeister der Gemeinde Großschönau, Frank Peuker, der Vereinsvorsitzende.

Als Arbeitsgrundlagen dieser Gebietskulisse wurden neben der Satzung des Naturparkvereins eine Vereinbarung zwischen dem Landkreis Görlitz und dem Naturparkverein über Pflichten und Leistungen des Naturparkträgers sowie ein Geschäftsbesorgungsvertrag zwischen dem Naturparkverein und der Gemeinde Großschönau über die Erledigung der nicht hoheitlichen Aufgaben der Verwaltung des Naturparks geschaffen.

Nach mehrjährigen Bemühungen erfolgte ab 2019 die erste finanzielle Bezuschussung des Naturparks durch den Freistaat Sachsen, wodurch eine geregelte Aufgabenwahrnehmung möglich ist. Dadurch konnte auch die Trägerschaft des Naturparks vom Landkreis Görlitz auf den Naturparkverein übergehen.

Seit 2020 ist Peter Pachl (Gemeindeverwaltung Großschönau) der Geschäftsführer/Naturparkbeauftragte des Naturparkvereins. Seine Vorgänger waren Hans-Joachim Eitner und Aline Förster.

Als besondere Aufgaben aus der Naturparkverordnung sind zu nennen:

- die Fortschreibung und Umsetzung der Pflege- und Entwicklungskonzeption mit Maßnahmenplan zum Natur- und Landschaftsschutz,
- die Förderung nachhaltiger Erholungsnutzung sowie eines umwelt- und sozialverträglichen Tourismus,
- die Bewahrung und Wiederherstellung der Vielfalt, Eigenart und Schönheit des Landschaftsbildes sowie der Leistungsfähigkeit des Naturhaushaltes,
- die Aufklärung der Bevölkerung über den Schutzzweck und die zum Schutz erforderlichen Maßnahmen,
- die Zusammenarbeit mit benachbarten Gebietskörperschaften sowie
- die Projekt- und Öffentlichkeitsarbeit.

Das Leitbild des Naturparkes lehnt sich dem des Verbandes Deutscher Naturparke an und umfasst mehrere tragende Säulen:

1. Schutz (Naturschutz und Landschaftspflege)
 - Biologische Vielfalt, Klima- und Ressourcenschutz
 - Erhalt und Entwicklung der Natur- und Kulturlandschaften in ihrer Vielfalt und Schönheit
 - Natürliche Forsteinrichtung
2. Erholung (Erholung und nachhaltiger Tourismus/Sport)
 - Schaffung naturverträgliche Erholungs- und Sportmöglichkeiten in Natur und Landschaft
 - Unterstützung einer nachhaltigen touristischen Entwicklung
3. Bildung (Bildung für nachhaltige Entwicklung)
 - Natur, Landschaft und Kultur durch Umweltbildung erlebbar machen
 - Vermittlung von Zusammenhängen und Handlungsmöglichkeiten im Naturschutz und nachhaltiger Entwicklung
4. Entwicklung (Nachhaltige Regionalentwicklung)
 - Nachhaltige Land- und Forstnutzung, Unterstützung von Wertschöpfung und Regionalentwicklung
 - Stärkung der regionalen Identität, Heimatverbundenheit und Lebensqualität

Der Naturpark unterhält vielfältige Partnerschaften. Auf deutscher Seite sind dies in erster Linie die Naturschutzstationen, aber auch vielfältige Träger von Bildung und Erholung. Auf tschechischer Seite ist die Zusammenarbeit mit der Mikroregion „Podralsko“ ein lebendiges Beispiel für die grenzüberschreitende Kooperation.

Der Naturpark bietet die Chance, nach dem Prinzip „Schutz durch Nutzung“ wirkungsvolle Impulse für die Entwicklung des hiesigen Wirtschaftsraumes zu erreichen.

Die Städte und Gemeinden des Naturparkes sehen den Naturpark als ein wichtiges Projekt für das Standortmarketing, aber zugleich auch als einen wertvollen Beitrag für das Innenmarketing im Naturpark selbst.

Quelle:

Andy Paul/Aline Förster:
Natur Pur Erleben. 2. Auflage
Großschönau 2018.

Autor

Peter Pachl
Naturparkbeauftragter
zittauergebirge@
naturpark-verein.de



Olbersdorf

Vom Braunkohletagebau zur Aktiv-Tourismus-Destination

Anke und Helmut Zistel

Historische Tagebautechnik

Die Gemeinde Olbersdorf wurde erstmals im Jahr 1319 – damals als „Alberstdorf“ – urkundlich erwähnt und feierte 2019 ihr 700-jähriges Bestehen. Im Rahmen seiner wechselvollen Geschichte gehörte Olbersdorf um 1500 zum Besitz des Oybiner Klosters und wurde 1574 von Zittau in Besitz genommen. 1732 hatte der Ort 192 Häuser, darunter 13 Wassermühlen entlang des Goldbaches. 1771 hatte Olbersdorf bereits 1.658 Einwohner. Im Gegensatz zu vielen anderen Dörfern in der südlichen Oberlausitz nahm Olbersdorf eine gute Entwicklung und vergrößerte ständig seine Ein-

wohnerzahlen. Begründet war das einmal an der Lage zu den alten Handelswegen nach Böhmen sowie an der Wasserkraft des Goldbaches, wo sich Getreidemühlen, Ölmühlen, aber auch ein Holzschleifwerk sowie eine Strumpfwalke ansiedelten, und später durch die Nutzung der reichen Braunkohlenvorkommen.

1800 fand man in Olbersdorf die erste Braunkohle und erkannte deren Wert zur Energiegewinnung. Ein beispielloser wirtschaftlicher Aufschwung erfasste die Gemeinde. Die zahlreichen Wassermühlen bildeten die Grundlage für die spätere Textilindustrie. 1856 wurde eine Eisengießerei in der Ortschaft gegründet, die die Basis für den späteren

Olbersdorfer See
Foto: Dagmar Hrehová

Quellenhinweis

Der Text wurde auf der Grundlage von Broschüren und Gutachten im Gemeindearchiv Olbersdorf erstellt. An gedruckter Literatur ist zu nennen: Gemeinde Olbersdorf (Hrsg.): Festschrift 700 Jahre Olbersdorf, Olbersdorf 2019; Mediaprint Infoverlag GmbH (Hrsg.): Olbersdorf - Rendezvous am Fuß des Zittauer Gebirge, Mering 2014.

Blick auf Olbersdorf, vor 1945
Gemeindearchiv Olbersdorf



Maschinenbaustandort legte. Olbersdorf entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einer aufstrebenden Industriegemeinde mit Bergbau, Maschinenbau, Eisen- und Stahlgießereiindustrie, Holzverarbeitung und Textilindustrie.

Das gesamte Zittauer Becken, eine im Tertiär entstandene Senkungszone im Lausitzer Granit, ist mit Braunkohleflözen ausgefüllt. In Olbersdorf erfolgte der Abbau in einem bis zu 50 Meter mächtigen Oberflöz. Der steigende Kohlebedarf hatte zur Folge, dass aus dem 1908 erschlossenen Braunkohlenschacht „Glückauf“ 1910 der Aufschluss als Tagebau erfolgte. 1906 wurde in Olbersdorf ein Elektrizitätswerk gebaut, welches vom Tagebau über eine Seilbahn mit Kohle versorgt wurde.

Diese Entwicklung, in der die Landwirtschaft nur eine untergeordnete Rolle spielte, hatte zur Folge, dass sich viele Arbeiter hier ansiedelten und zwi-

schen 1920 und 1935 umfangreiche Siedlungen am Rand der Ortschaft entstanden, z. B. im sogenannten Städtel, am Waldrand und dem Bahnhof Bertsdorf. In dieser Zeit entstanden auch das Volksbad (1922) und die moderne Zentralschule (1929). Damit war Olbersdorf ein bedeutender Industriestandort aber auch gleichzeitig ein beliebter Wohnort geworden.

1926 wurden der letzte Untertagebau „Gottes Segen II“ und 1938 die Grube „Glück auf“ geschlossen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam die Wirtschaft langsam wieder in Gang. Zahlreiche Vertriebene aus Schlesien und Böhmen erhöhten die Einwohnerzahl weiter. Olbersdorf hatte vor dem Krieg 5.894 und 1946 schon 6.674 Einwohner. Auch der Tagebau wurde wieder in Betrieb genommen, da die Rohstoff- und Energieversorgung zunehmend an Bedeutung gewann. Die Nutzung vorhandener einheimischer Ressourcen wurde forciert und das Abpumpen des Grundwassers aus dem Grubenrestloch in Olbersdorf angeordnet. Ab 1947 wurde schrittweise und in schwerer Handarbeit die Kohleförderung (7.600 Tonnen Jahresleistung) im Tagebau Olbersdorf wieder aufgenommen.

Die Energiewirtschaft der DDR, die auf der heimischen Braunkohle basierte, erweiterte die installierte Leistung mehr und mehr. Die Olbersdorfer Braunkohle diente der Versorgung der Kraftwerke Hirschfelde und Hagenwerder.

Durch die systematische Erschließung, aufwändige Investitionen, Inbetriebnahme umgesetzter bzw. neuer Förder- und Tagebaugeräte, der Erweiterung des Gleisnetzes sowie der Elektrifizierung des Fahrbetriebes konnte die Förderung auf bis zu 650.000 Tonnen im Jahr 1975 gesteigert werden.

Da ab 1964 aus dem in Polen liegenden Tagebau Turów keine Kohle mehr ins Gebiet links der Neiße geliefert wurde, sollte der Tagebau Olbersdorf zum Großtagebau erweitert werden. Im Jahr 1985

Bagger des Braunkohletagebaus
Olbersdorf, um 1980
Gemeindearchiv Olbersdorf





Impression von der Landesgartenschau 1999, Blumenhalle
Foto: Helmut Zistel

liefen die planmäßigen Vorbereitungen für die Erschließung des künftigen Großtagebaues Zittau-Süd an. Dieser Großtagebau mit einer geplanten Förderleistung von jährlich 7 bis 8 Millionen Tonnen Rohbraunkohle sollte das Kraftwerk Hirschfelde versorgen und den Förderrückgang des Tagebaues Berzdorf, welcher das Großkraftwerk Hagenwerder versorgte, kompensieren. Mittlerweile waren im Tagebau Olbersdorf 650 Arbeitnehmer beschäftigt. Das hätte den Abriss fast aller Häuser westlich des Goldbaches einschließlich

der Kirche, des Friedhofes und der Infrastruktur bedeutet. In der Fortsetzung wären auch die beliebte Schmalspurbahn, Teile von Zittau und Eichgraben und alle Flächen bis zur Neiße betroffen gewesen.

Mit der politischen Wende 1990 und der stärker werdenden Bürgerbewegung zum Erhalt der Schmalspurbahn kam nicht nur für zahlreiche Olbersdorfer Industriebetriebe, sondern auch für den Tagebau das Aus. Auf Beschluss des Ministerrates der DDR vom 1. März 1990 wurde die Einstellung des Tagebaus Olbersdorf verfügt. Am 30. September 1991 verließ der letzte Kohlezug den Tagebau. Bis dahin wurden 21,5 Millionen Tonnen Braunkohle gefördert, 75 Millionen Tonnen Abraum bewegt und 298 Hektar Land in Anspruch genommen.

1991 begann für 261 ehemalige Tagebaubeschäftigte ein neuer Arbeitsauftrag im Rahmen des Großprojektes „Sanierung und Rekultivierung des Tagebaues Olbersdorf“. Dabei wurden über drei Millionen Kubikmeter Erdstoffe bewegt, wertvolle Biotope angelegt, Böschungen und Flächen mit ca. 750.000 jungen Bäumchen und Sträuchern bepflanzt und Hauptwirtschafts- und Wanderwege angelegt. Ziele der bergbaulichen Sanierung waren die Gestaltung eines ca. 60 Hektar großen Naherholungsgewässers, das Anlegen einer 210 Hektar großen Forstwirtschaftsfläche, die Renaturierung von ehemaligen Tagebaurandflächen sowie die Beseitigung nicht zur Nachnutzung vorgesehener bergbaulicher Anlagen und Gebäude einschließlich der Sanierung der Altlaststandorte. Am Ende flossen nahezu 40 Millionen Euro in die bergbauliche Sanierung des ausgelaufenen Tagebaues Olbersdorf.



Der „Seestern“ am Olbersdorfer See
– ein Fun-Aktiv-Point
Foto: Helmut Zistel



oben: O-See-Challenge, 2014
Foto: Helmut Zistel

unten: Ausstellung historischer
Tagebautechnik
Foto: Helmut Zistel

Autoren
Anke Zistel
Mitarbeiterin der Gemeinde-
verwaltung Olbersdorf
Helmut Zistel
Hauptamtsleiter a. D.
Gemeindeverwaltung
Olbersdorf
Oberer Viebig 2A
02785 Olbersdorf
zistel@olbersdorf.de

Am 15. Januar 1992 hat der Gemeinderat von Olbersdorf in einem Grundsatzbeschluss die Umwandlung des Tagebaus Olbersdorf zu einem Naherholungsgebiet, das vielfältigen Ansprüchen gerecht wird und umfangreiche Möglichkeiten des Freizeitsports bietet, als Zielstellung formuliert. Ziel war, dass der zukünftige See nebst den Freizeitflächen in der Umgebung unmittelbare und abwechslungsreiche Naherholungsmöglichkeiten bieten und auf die Gastronomie sowie sonstige Freizeitbetriebe positive Anreize ausüben sollte. Gleichzeitig sollte der Olbersdorf See für sanften Tourismus stehen und das Freizeitangebot für Urlauber im Zittauer Gebirge bereichern.

Zur Verwirklichung dieser Ziele erwarb die Gemeinde insgesamt ca. 134 Hektar Fläche, von

welcher sie Teile zur Umsetzung von Privatinvestitionen – insbesondere der Tourismuswirtschaft (Campingplatz, Hotel, Surfschule, Gastronomie) – wieder weiterveräußerte.

In den folgenden Jahren entstand mit der Sanierung des ehemaligen Tagebaugeländes und der 1996 begonnenen Flutung des Tagebaurestlochs eine Erholungslandschaft für nachhaltige Freizeit- und Tourismusnutzung durch vielfältige Nutzergruppen mit der Schwerpunktsetzung auf aktivtouristische Angebote und naturverbundene Erholung. Der Olbersdorfer See umfasst heute eine Fläche von 60 Hektar und misst an seiner tiefsten Stelle 40 Meter.

1999 richteten die Stadt Zittau und die Gemeinde Olbersdorf gemeinsam auf dem sanierten bergbaulichen Areal und dem angrenzenden Zittauer Westpark die 2. Sächsische Landesgartenschau aus. Diese Landesgartenschau spiegelte mit dem Motto „Landschaft nach dem Bergbau“ den Werdegang vom Tagebau zur Kulturlandschaft wieder.

Die Historie und die bergmännischen Traditionen werden für die Nachwelt erhalten und gepflegt. Schautafeln, Bergbautechnik und eine kleine Grubenbahnanlage lassen die Vergangenheit erlebbar werden. Natürlich wird auch jährlich von ehemaligen Tagebauangehörigen gemeinsam mit den Einwohnern und Gästen am 1. Sonntag im Juli der „Tag des Bergmanns“ gefeiert.

Nach Beendigung der Landesgartenschau hat die Gemeinde Olbersdorf den ihr mit dem Olbersdorfer See gegebenen Schatz stetig weiterentwickelt und durch Schaffung neuer Attraktionen dessen Anziehungskraft erhöht. Olbersdorf hat sich mittlerweile von einer Industriegemeinde hin zu einer Tourismusgemeinde und zu einem Zentrum für Wasser- und Aktivtourismus im Naturpark Zittauer Gebirge gewandelt. Als Motor und Schwerpunkt regionaler Tourismusentwicklung setzt Olbersdorf wichtige Trends und Qualitätsmaßstäbe im Bereich der Fremdenverkehrswirtschaft.

Die Gemeinde legt sehr viel Wert auf schönes Wohnen am Fuße des Zittauer Gebirges, hält eine moderne, zeitgemäße Infrastruktur und zahlreiche Einrichtungen der Daseinsvorsorge für Menschen jeden Alters vor.

Weltweit hat Olbersdorf ein Event von enormer Strahlkraft bekanntgemacht, der „O-See Challenge“. Dabei handelt es sich um einen national und international hochkarätigen Cross-Triathlon-Wettbewerb mit einer einzigartigen Geschichte. Was 1998 mit einer kleinen Wette einiger Hobbysportler begann, ist heute ein Wettkampfevent von Weltniveau und Bestandteil der XTERRA-Tour als Qualifikation für den Iron-Man auf Hawaii. 2014 fand am Olbersdorfer See die Weltmeisterschaft im Cross-Triathlon statt.

Olbersdorf ist ein „Staatlich anerkannter Ausflugsort“ und setzt alles daran, diese erfolgreiche Entwicklung auch in der Zukunft weiter fortzusetzen.



Regionalentwicklung im Naturpark Zittauer Gebirge

Martin Besta

Unter dem Schlagwort „Regionalentwicklung“ findet man in der Literatur oder auch im Internet unzählige Definitionen und Erläuterungen. Oft ist dabei die Rede von Schlüsselbegriffen wie Fördermitteln, aktive Zusammenarbeit oder auch Nachhaltigkeit. Doch diese Erklärungen wirken meist sehr theoretisch und etwas pauschal, denn jede ländliche Region weist ihre Besonderheiten und Eigenarten auf.

Im Sinne der praxisorientierten Regionalentwicklung geht es deshalb vor allem um die Identifikation dieser Alleinstellungsmerkmale und natürlich auch um die anschließende Verwertung der aufgedeckten Stärken und Potentiale. Gleichzeitig sollte immer ein klares Leitbild als roter Faden für den angestrebten Entwicklungsprozess formuliert werden. Der Fokus sollte hierfür stets auf der Erhöhung der Lebensqualität und der Stärkung der Heimatverbundenheit aller Bewohner des betrachteten Gebietes sein. Eben jene Bewohner sollten allerdings ständig in den fortlaufenden Prozess integriert und auch als Ideengeber einbezogen

werden. Neben diesen Grundpfeilern gehört noch eine Vielzahl weiterer Komponenten zum Erfolgsrezept einer angemessenen und nachhaltigen, regionalen Entfaltung.

Um dies nun einmal besser zu veranschaulichen, skizzieren wir kurz den konkreten Verlauf der LEADER-Region „Naturpark Zittauer Gebirge“ und möchten, insbesondere durch die nachstehenden Beispiele, ein transparenteres und verständlicheres Bild vom Begriff „Regionalentwicklung“ schaffen.

Geschichte der Regionalentwicklung im Zittauer Gebirge

ILE (Integrierte Ländliche Entwicklung)

Mit diesem neuen Fördergrundsatz der „Integrierten ländlichen Entwicklung“ (ILE) wurden die Gemeinden ländlicher Gebiete zum Start der Förderperiode 2007 bis 2013 dazu aufgerufen, sektorenübergreifende Ansätze für eine angemessene und

Blick von der Jonsdorfer Felsenstadt im Zittauer Gebirge auf Jonsdorf und Umgebung
Wikipedia (SchiDD)

nachhaltige Regionalentwicklung zu finden und diese in eine gemeinsame Entwicklungsstrategie zu integrieren. Der ILE-Ansatz forderte damit eine grundlegende Neuorientierung und Fokussierung auf die „Region“.

Die Erstellung des „Integrierten Ländlichen Entwicklungskonzeptes“ (ILEK) stellte die Anfangsphase des gesamten Entwicklungsprozesses dar und war ein zukunftsorientierter Wegweiser für die lokalen Akteure, der vor allem den demographischen Wandel und die agrarstrukturellen Veränderungen mehr ins Zentrum rücken sollte. Dabei können die einzelnen Kommunen nicht separat, sondern nur im Wirken miteinander betrachtet werden. Unter diesem Aspekt schlossen sich zehn Städte und Gemeinden des damaligen Landkreises Löbau-Zittau zusammen und bildeten die Förderkulisse „Naturpark Zittauer Gebirge“. Zu dieser Region gehören die Stadt Zittau (mit den Ortsteilen Hirschfelde, Dittelsdorf, Wittgendorf, Schlegel, Drausendorf, Pethau, Hartau, Eichgraben) und die Stadt Seiffhennersdorf sowie die Gemeinden Bertsdorf-Hörnitz, Hainewalde, Großschönau (mit dem Ortsteil Waltersdorf), Kurort Jonsdorf, Leutersdorf (mit dem Ortsteil Spitzkunnersdorf), Mittelherwigsdorf (mit den Ortsteilen Oberseifersdorf, Eckartsberg, Radgendorf), Olbersdorf und Oybin. Die Gebietskulisse gründete zwar auf der Grundlage des Flächenumfanges des anerkannten Naturparks, jedoch wurden sämtliche Gemeindegebietsflächen der Mitgliedsgemeinden miteinbezogen, um eventuelle Förderlücken von vornherein ausschließen zu können. Außerdem konnte nur so eine logische Vernetzung der Räume gewährleistet und eine engere Verflechtung in der Stadt-Land-Beziehung ausgebildet werden.

Die verfolgten Ziele der Konzeption wurden in einem Verfahren von kontinuierlichem Austausch und reger Beteiligung der lokalen Interessensgruppen formuliert. Sie erstreckten sich über alle Handlungsfelder der Raum- und Regionalentwicklung und boten somit Platz für nahezu jede Art von Projektideen. Das dazugehörige Leitbild fasste die Visionen der ILE-Förderung sehr gut zusammen und kann rückblickend eindeutig bestätigt werden. Darin heißt es zum Beispiel, dass der Naturpark Zittauer Gebirge eine einzigartige Lebensraumvielfalt besitzt, die mit einem hohen Erlebniswert und einer herausragenden Ästhetik von Landschaft und Umgebendehäusern ergänzt wird.

Um die Fülle von Vorgaben und Vorsätzen auch letztendlich in die Tat umsetzen zu können, wurde ein sogenannter Koordinierungskreis gebildet, welcher mit der Unterstützung des installierten Regionalmanagements über die Förderwürdigkeit der eingereichten Projekte entschied. Dieses regionale Entscheidungsgremium setzte sich aus wichtigen Vertretern der Gemeinden und Behörden, sowie aus den Bereichen Wirtschaft, Umwelt, Tourismus als auch Bildung/Jugend und Soziales zusammen, welche persönlich in das Gremium ge-

wählt wurden. Damit war Fachkompetenz über ein sehr weites Spektrum an Einflussbereichen für die Entscheidungsfindung sichergestellt. Insgesamt konnten über 340 Projekte im Förderzeitraum 2007 bis 2013 bewertet werden, von denen Viele einen positiven Beitrag zur Regionalentwicklung leisten konnten.

Die abschließende Evaluierung im Jahre 2014 ergab zwar, dass alle gesetzten Zielvorstellungen realitätsnah gewählt und praxisorientiert erfüllt werden konnten, jedoch wurde ebenfalls klar, dass viele Handlungsbedarfe erst über einen größeren Zeitraum erfüllt werden können. Deshalb wurde zum Ende der Förderperiode der eindeutige Wunsch einer verlängerten Zusammenarbeit von allen beteiligten Kommunen geäußert. Und so schloss sich das aktuellste EU-Programm „LEADER 2014-2020“ an.

LEADER

LEADER (=Liaison entre actions de développement de l'économie rurale, deutsch: Verbindung zwischen Aktionen zur Entwicklung der ländlichen Wirtschaft) bezeichnet ein Maßnahmenprogramm der Europäischen Union, welches bereits seit 1991 für die Entwicklung des ländlichen Raumes zur Verfügung steht. Anfangs sollten vor allem innovative und zukunftsorientierte Modellvorhaben gefördert werden, doch mit der zunehmenden Globalisierung und einer präziseren Identifikation der Handlungsbedarfe wurde allen beteiligten Akteuren schnell klar, dass eine Verstetigung der Prozesse und eine Intensivierung der Programmarbeit unerlässlich seien. Im Zuge dessen wurden die Handlungsfelder der regionalen Strategien erweitert und die Förderperioden ausgeweitet. Nach den Phasen „LEADER I“ (1991–1994) und „LEADER II“ (1994–1999) schloss sich „LEADER+“ (2000–2006) an. Ab dem Jahre 2007 und dem Start der erwähnten „Integrierten Ländlichen Entwicklung“ konnte das LEADER-Instrument bereits zum Kreise der Mainstream-Förderung der Europäischen Union gezählt werden. Finanziert wurde das ganze Unterfangen aus dem neu geschaffenen „Europäischen Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums“ (ELER).

Um die Arbeits- und Wirkungsweise des LEADER-Konzeptes besser darstellen zu können, wurden wesentliche Merkmale formuliert, die wegweisend für eine erfolgreiche Umsetzung der jeweiligen gesetzten Ziele und Visionen sind. Im Zentrum stehen hierbei die lokalen Entwicklungsstrategien, die nach dem Bottom-up-Prinzip erarbeitet und realisiert werden sollen. Wichtigster Akteur in diesem Szenario ist die sogenannte LAG: die Lokale Aktionsgruppe oder auch LEADER-Aktionsgruppe. Sie ist Dreh- und Angelpunkt einer jeden Förderkulisse und besetzt den Koordinierungskreis, der als Entscheidungsorgan über die Förderung der einzelnen Projekte und Initiativen verfügt. Inhaltlich muss die LAG ein möglichst breites Spektrum von Interessensgruppen und anderen Beteiligten abdecken. Demzufolge sitzen neben

den öffentlichen Vertretern der Kommunen auch verschiedenste Charaktere des nicht öffentlichen Sektors wie zum Beispiel Banken-, Unternehmens- oder Tourismusvertreter. Diese bunte Mischung ist notwendig, um viele Querverbindungen zwischen den Sektoren und Branchen zu erzeugen, damit im Endeffekt ganze Netzwerke aufgebaut werden und neue Kooperationen entstehen können. Das erhebliche Engagement von allen Akteuren in der Region erfolgt, wohlgemerkt, ausschließlich auf ehrenamtlicher Basis.

LEADER im Naturpark Zittauer Gebirge

Nach einer langjährigen erfolgreichen Zusammenarbeit im Rahmen der „Integrierten Ländlichen Entwicklung“ hatten die zehn Gemeinden des Naturparks ihre regionale Entwicklungsstrategie im Vorfeld der anstehenden Förderperiode 2014 bis 2020 überarbeitet, um ihre erfolgreiche Kooperation auf breiter Basis fortzuführen. Dabei stand erneut der regionale Ansatz bei der Zusammenarbeit im Vordergrund. Besonders die Auswirkungen des demografischen Wandels und der EU-Erweiterung stellten die Region einmal mehr vor neue Aufgaben, erforderten eine stärkere Konzentration auf die Bündelung der lokalen Potentiale und ließen die Gemeinden noch enger zusammenrücken. Im Mittelpunkt der neuen Förderperiode standen die stetige Erhöhung der Lebensqualität für alle Einwohner, das Leben im Zittauer Gebirge attraktiv zu gestalten und die Ideen und Potentiale junger Menschen für die aktive Gestaltung der Zukunft in einer unverwechselbaren natürlichen Umgebung zu nutzen. Dazu gehört auch, dass sich die Einwohner der Gebietskulisse zunehmend ihrer Identität und Heimat bewusstwerden, denn Heimat ist dort, wo wir uns wohl und geborgen fühlen und wo wir eine Lebensgrundlage finden.

Der avisierte Fortschritt der Naturparkregion ist auch im Hinblick auf die Lage im Dreiländereck Polen, Tschechien und Deutschland ein wichtiger Faktor. Die unmittelbare Nähe zu Großstädten wie Reichenberg (Liberec) und Prag bietet Chancen für die touristisch-kulturelle, wirtschaftliche und soziale Entwicklung und Zusammenarbeit der Länder. Dabei spielt die Bündelung der gemeinsamen Innovationsgedanken, gemäß dem Grundsatz „Arbeiten und Leben im Naturpark zum Wohle der Einwohner und Gäste“, eine wesentliche Rolle.

Bereits bei der Erarbeitung der LEADER-Entwicklungsstrategie (LES) wurde die interkommunale Zusammenarbeit weiter intensiviert und die Bürgerschaft einbezogen. Die Gemeinden stellten, in Kooperation mit den lokalen Akteuren, den begleitenden Planungsbüros und dem Regionalmanagement ein gemeinsames überarbeitetes Handlungsprogramm für die zukünftige Entwicklung der Region auf. Intensive Arbeitsgruppensitzungen und öffentliche Veranstaltungen ermöglichten einen kontinuierlichen Informationsaustausch und ein effektives Arbeiten. Die aktualisierte Bestandsanalyse verdeutlichte ganz klar die Stärken und Schwächen, aber auch die Chancen und Risiken der LEADER-

Region und knüpfte in vielen Aspekten an die offenen Bedarfe der vorherigen Förderperiode an.

Unter dem Leitmotto unserer Region „Naturpark Zittauer Gebirge – Ungezähmte Schönheit“ wurden mit der Umsetzung der LEADER-Entwicklungsstrategie folgende Ziele angestrebt:

Z 1 Generationsübergreifende Lebensqualität im Naturpark Zittauer Gebirge

Z 2 Tourismus als starker Wirtschaftsfaktor

Z 3 Stabiler Mittelstand sichert Arbeitsplätze

Z 4 Traditionspflege, zukunftsfähige Bildung, Kultur und Sport bieten neue Perspektiven

Z 5 Naturpark Zittauer Gebirge als Vorbildlandschaft / Nachhaltige Landschaftspflege

Z 6 Nachbarschaft in einer Region ohne Grenzen

Die Verwirklichung des Leitbildes wurde durch die Formulierung der strategischen Ziele mit messbaren Teilzielen untersetzt. Daraus ableitend wurde ein Maßnahmenprogramm, der sogenannte Aktionsplan, erstellt. Zu den Maßnahmen, die zur Umsetzung der LES beitragen, gehören insbesondere:

- die Ansiedlung junger Familien in der Region,
- die Erhaltung regionaltypischer Bausubstanz und die Erhaltung und der Ausbau der kommunalen, sozialen und technischen Infrastruktur,
- touristische Marketingmaßnahmen und Maßnahmen zum Ausbau und der Erhaltung des touristischen Wegenetzes,
- die Unterstützung der Beherbergungsbetriebe zur Verbesserung ihrer Qualität,
- Maßnahmen zur Erhaltung ortsbildprägender Bausubstanz durch kleine und mittelständische Unternehmen und Unterstützung bei der Ausstattung regionaler Unternehmen,
- Erhaltung der Bildungsinfrastruktur und Sicherung kultureller und sportlicher Freizeitangebote, Unterstützung der Vereinsarbeit und Maßnahmen zur Traditionspflege,
- Vorhaben zur Renaturierung von Brachflächen, Maßnahmen zum Hochwasserschutz und Schutz vor Bodenerosionen,
- Maßnahmen zur Projektsteuerung der LAG-Arbeit und Förderung von Kooperationen mit den nationalen und internationalen Nachbarregionen.

Die Verteilung des verfügbaren Budgets in Höhe von etwa 9,7 Millionen Euro wurde im Verhältnis zur Bedeutung der Maßnahmen für die Zielerfüllung der LES vorgenommen. Dabei hatte die LAG im Aktionsplan den größten Budgetanteil (ca. 4,16 Millionen Euro) für die Unterstützung des Zieles „Generationsübergreifende Lebensqualität im Naturpark Zittauer Gebirge“ vorgesehen. Insgesamt war ein Investitionsvolumen von mehr als 17 Millionen Euro angesetzt worden, welches durch Fördermittel in den Jahren 2014 bis 2020 umgesetzt werden sollte. Für die weitere Verteilung des Budgets wurde eine konkrete Priorisierung vorgenommen, die sich mit der Nummerierung der genannten Entwicklungsziele deckt. Um die Ausschöpfung der Mittel möglichst ausgewogen und diskriminierungsfrei steuern zu können, wurden die einzelnen Fördersätze und Obergrenzen realitätsnah festgesetzt. Hinsichtlich der möglichen Zuwendungsempfänger hatte sich die

Region entsprechend den Fördergegenständen für eine deutliche Unterstützung der jungen Familien entschieden und hatte einen klaren Fokus auf die Maßnahmen der Kommunen mit einem dazugehörigen Maximalfördersatz gerichtet. Damit sollte gewährleistet werden, dass auch Kommunen mit einer schlechteren Finanzausstattung in der Lage sind, die Aufgaben der Grundversorgung für die Bevölkerung mit hoher Qualität umzusetzen.

Als Träger zur Umsetzung der regionalen Entwicklungsstrategie hat der Naturpark eine Lokale Aktionsgruppe (LAG) ohne eigene Rechtsform aus Vertretern der ansässigen Interessengruppen gewählt. Als nächstes wurde ein Koordinierungskreis gebildet, der hinsichtlich der Stimmberechtigungen, Zusammensetzung und Mehrheitsregelungen den Anforderungen des EPLR entspricht. Basierend auf den guten Erfahrungen der letzten Förderperiode, wurde erneut, neben den nichtöffentlichen Wirtschafts- und Sozialpartnern, ein Vertreter pro Mitgliedsgemeinde der LEADER-Region in die LAG entsandt. Die Steuerung des Realisierungsprozesses der LES wurde in Verbindung mit einem externen Regionalmanagement durchgeführt, welches im Vorfeld per Ausschreibung ermittelt wurde. Für die notwendige Finanzierung stellten die Kommunen ihre jährlichen Eigenanteile nach einem festen Umlageschlüssel bereit, aber auch das Regionalmanagement selbst konnte zu einem Großteil durch Fördergelder gestemmt werden. Die Beauftragung erfolgte, wie in der vorangegangenen Förderperiode, durch die Stadt Seiffhennersdorf als federführende Kommune, die dafür von der LAG und dem Naturpark Zittauer Gebirge e.V. bevollmächtigt wurde. Inwiefern alle Zielvorgaben und gesetzten Meilensteine erreicht worden sind, wurde mithilfe einer Zwischenevaluierung im Jahre 2018 ermittelt und wird abschließend in der ersten Jahreshälfte 2021 unter die Lupe genommen. In der ersten Betrachtung von 2018 waren große Fortschritte und vor allem auch gute Tendenzen zur Erfüllung aller Vorgaben zu erkennen.

Beispiele

Um einen genaueren Einblick in die Umsetzung der genannten Theorien und Konzepte der Regio-

nalentwicklung zu bekommen, folgen nun ausgewählte Beispiele aus der LEADER-Region „Naturpark Zittauer Gebirge“. Die Bandbreite reicht derweil von der Umnutzung einer alten Scheune zum Hauptwohnsitz einer jungen Familie bis hin zum neuen „Hingucker“ der weitbekannten O-See-Challenge.

Umnutzung einer leerstehenden, ehemals landwirtschaftlich genutzten Scheune in ein Solaraktivhaus nach dem Haus-im-Haus-Konzept

Zwei gebürtige Oberlausitzer hatten sich entschieden, mit ihren drei Kindern aus Bayern in die Heimat zurückzukehren und dabei zu helfen, die Schönheit der Oberlausitz zu bewahren. Als neuen Lebensmittelpunkt suchten sie sich eine 1848 erbaute Scheune in zentraler Ortslage am Bahnhof von Hainewalde aus, die Teil eines ehemals denkmalgeschützten Vierseithofes ist. Das deklarierte und mutige Ziel war es, die Scheune in einen energieeffizienten und innovativen Hauptwohnsitz umzubauen und dabei die regionaltypische und ortsbildprägende Kubatur der Scheune zu ca. 70 Prozent zu erhalten. Im Inneren der Scheune wurde ein „Haus“, unter Einhaltung der maßgeblichen Besonderheiten (z. B. Dachstuhl), errichtet. Gleichzeitig konnte ein Teil des Ur-Zustandes von 1848, durch das Öffnen des zugemauerten dritten Tores, wiederhergestellt werden. Nach dem Einbau von Sonnenmodulen können mindestens 50 Prozent der benötigten Wärmeenergie durch Solarthermie gedeckt werden (Sonnenhaus 50). Eine Biomassenholzheizung sorgt für die restlichen 50 Prozent des Wärmebedarfes. Somit kann das gesamte Gebäude aus regenerativen Energien geheizt werden. Dazu werden Teile des benötigten Holzes aus nachhaltiger Bewirtschaftung der forstwirtschaftlichen Flächen des anliegenden Flurstückes gewonnen. Der Wohnraum im Erdgeschoss ist weitestgehend altersgerecht gestaltet. Das Obergeschoss ist so geplant, dass eine schnelle und unkomplizierte Erweiterung um eine zusätzliche altersgerechte Wohnung erfolgen kann, um problemlos enge Angehörige aufzunehmen.

Das gesamte Projekt beinhaltet eine Menge von nachhaltigen und zukunftsorientierten Aspekten und kann somit gut als Paradebeispiel für viele der privaten Vorhaben und Antragsteller dienen, die demnächst noch folgen könnten.

Mehrgenerationen-Energie-Rastplatz für Touristen als Aufenthaltsort mit kurzweiliger Rastmöglichkeit und dem Kennenlernen der biologisch vielfältigen Landschaft im Naturpark

Der TRIXI-Park ist eines der touristischen Schwergewichte in der Oberlausitz – sowohl im tagestouristischen als auch im Übernachtungssegment. Der Ferienpark erstreckt sich über ein Gelände von etwa 23 Hektar. Ihn umgeben weite Teile des Landschaftsschutzgebietes „Naturpark Zittauer Gebirge“. Das Objekt ist in eine Landschaft eingebettet, die zum Teil aus Wald, jedoch vor allem aus landwirtschaftlicher Nutzfläche besteht. Aufgrund

Zum Wohnhaus umgebaute Scheune in Hainewalde
Foto: Stefan Schulzensohn



der extensiven Nutzung der Böden durch die Landwirtschaft ist die biologische Artenvielfalt bedrohlich minimiert.

Vor diesem Hintergrund müssen Maßnahmen ergriffen werden, die einen Beitrag zum Erhalt der Artenvielfalt leisten. TRIXI hat sich deshalb der nachhaltigen Unternehmensführung verschrieben und hat in den vergangenen Jahren durch gezielte Investitionen technische und räumliche Voraussetzungen dafür geschaffen. Die aktuellste Etappe in diesem komplexen Vorhaben ist in Kooperation mit anderen regionalen Organisationen und Akteuren entstanden. Dabei handelt es sich um einen Mehrgenerationen-Energie-Rastplatz, auf dem die biologische Artenvielfalt, bezogen auf typische Vogel- und Insektenarten des Zittauer und Lausitzer Gebirges, zu entdecken ist. Dafür stand eine drei Hektar große Fläche zur Verfügung. Unmittelbar am Projektstandort verlaufen überregionale und internationale Wander- und Fahrradwege. Die bereits geschotterte Fläche wurde teilsiegelte. Das Herzstück des Rastplatzes sind Überdachungen mit Sitzplätzen für alle Generationen. Diese werden im Zuge des Energiewandels noch zusätzlich mit Photovoltaik-Anlagen ausgerüstet. Für die zunehmende Anzahl von Elektro-Fahrzeugen steht eine Ladestation mit integrierter Speicherfunktion bereit. Die neue Freianlage soll auch zur Umweltbildung beitragen. Dafür ist sie durch großflächige Orientierungstafeln zur lokalen Flora und Fauna, Wegenetztafeln und Erklärungstafeln zur fachgerechten Müllentsorgung ergänzt worden. Es wurden weiterhin zehn Nistplätze für heimische Vogel- und Insektenarten geschaffen, um die Biodiversität der Region zu unterstützen. Die anliegenden Wiesen wurden standortgerecht bepflanzt. Der gesamte Rastplatz ist öffentlich zugänglich und barrierefrei gestaltet und lädt somit jeden Gast und Anhalter zu einer kurzen Rast ein, die darüber hinaus auch Werte und ökologisches Bewusstsein vermitteln kann.

Neuanschaffung von Flaschenkästen 20 x 0,33 Liter für Menschel-Limo

Die Unterstützung von kleinen und mittleren Unternehmen ist eine wichtige Aufgabe des LEADER-Förderprogrammes. Es sollen Synergieeffekte in der Region geschaffen und lokale Wertschöpfungsketten gestärkt werden. Wichtig dabei ist, dass die erfolgreichen Unternehmen mit hochwertigen Produkten die Strahlkraft der Region unterstützen und sich so noch weitere Multiplikatoren ergeben können.

Ein gutes Beispiel hierfür ist die Firma Menschel-Limo GmbH aus Hainewalde, die mehr als 120 Jahre fest mit der Gemeinde und dem Naturpark verbunden ist. Die geförderte Neuanschaffung von 20.000 Flaschenkästen hat dem Unternehmen ein weiteres Wachstum und die Sicherung der lokalen Arbeitsplätze ermöglicht. Zusätzlich untermauert das Unternehmen seine Verbundenheit mit der Heimatregion durch die Kennzeichnung der neuen Transportkisten mit dem Naturpark-Logo und

macht so die Konsumenten von leckeren Brausen auf das Zittauer Gebirge aufmerksam.

Schanzenanlage Oybin – Sporttradition im Zittauer Gebirge

Bereits 1934 feierte der Ort Oybin die Einweihung einer Schanze am Berg Hochwald nahe der deutsch-tschechischen Grenze. 1957 entstand dann eine der ersten Mattenschanzen der DDR, auf der ganzjährig gesprungen werden konnte. Diese Schanze des Typs „K40“ ist der einzige bekannte Vertreter seiner Ausführung, dessen Anlaufsturm mit Anlaufspur über eine Straße spannt. Im Laufe der Jahre kamen eine Jugend- und Pionierschanze, ein Sprungrichterturm, eine zentrale Sprühanlage für die Mattenbewässerung und ein Kippbalkenanlauf hinzu. Neben vielen sächsischen Wettkämpfen wurden 1924, 1929 und 1959 auch die deutschen Meisterschaften in Oybin ausgetragen. Der gebürtige Oybiner und Sportler Matthias Buse trainierte bis zu seinem Wechsel nach Klingenthal auf dieser Anlage. Er wurde 1977 Vize-Weltmeister und 1978 in Lahti Doppelweltmeister. Die Schanzen wurden in dieser Zeit vom Polizeisportverein Dynamo betrieben. Nach dem Zerfall des Vereins wurde der Sprungbetrieb eingestellt. Zur 750-Jahr-Feier der Gemeinde Oybin im Jahre 2006 wurde der letzte, symbolische Sprunglauf durchgeführt. Es war dem Ort wichtig, im Rahmen der Feierlichkeiten auf die lange Tradition des Wintersportes im Zittauer Gebirge aufmerksam zu machen. Abseits des Skispringens waren viele Kinder und Jugendliche der gesamten Region auch dem Rennrodel-sport auf der Hochwald-Naturrodelbahn, unmittelbar über dem Schanzenareal, verschrieben.

Die Gemeinde Oybin ist bemüht, die Schanze als Zeitzeuge der Ortsgeschichte zu erhalten. Im Zuge von Straßenbauarbeiten wurden die Parkflächen an der Schanze ausgebaut. Ein Holzgutachten aus 2017 belegte den erhaltenswürdigen und sehr guten Zustand der Holzkonstruktionen. Im beantragten LEADER-Projekt wurden die wenigen schadhafte Holzteile gewechselt und das Massivteil mit Schanzentisch und Geländer gesichert und verstärkt. Am Schanzentisch wurde ein Aussichtspunkt mit einer einladenden Sitzgruppe und mehrsprachigen Informationstafeln zur Tradition des Skisportes im Naturpark ergänzt. Er bietet somit Einheimischen und Besuchern des



Menschel-Limo-Flaschenkasten
Foto: Menschel-Limo GmbH



Entwurf für den Mehrgenerationen-Energie-Rastplatz im TRIXI-Park



Aussichtspunkt auf der Oybiner Schanze
Foto: Gemeinde Oybin



Teilnehmer des Projekts
„Lernort Natur“
Foto: Sigrun Löffler

Zittauer Gebirges am Tage und am Abend einen grandiosen Blick auf die historische Bergkirche und die beleuchtete Burg- und Klosteranlage Oybin. Das Areal an der Schanzenanlage gehört mittlerweile zu den bemerkenswertesten Plätzen im Zittauer Gebirge und zieht immer wieder Gäste aus Nah und Fern an die deutsch-tschechische Grenze.

Lernort Natur

Das Projekt wendete sich an Kinder unterschiedlicher Altersstufen von fünf bis dreizehn Jahren des gesamten Naturparkes Zittauer Gebirge. Ziel des Vorhabens ist es, den Kindern altersgerechtes Wissen über die Zusammenhänge in der Natur zu vermitteln, sie für die Natur mit allem Lebendigen zu sensibilisieren und die angeborene Freude am selbstständigen Entdecken und Gestalten mit viel Bewegungsfreiheit zu fördern.

Im Rahmen des Projektes wurden zwei Naturparkkindergruppen ins Leben gerufen, wobei sich jeder Einzelne mit seinen Talenten und Fähigkeiten bei gemeinschaftlichen Aktivitäten einbringen konnte, um so ein kooperatives Miteinander in der Gruppe zu bewirken.

Während der gesamten Projektlaufzeit brachten Menschen generationsübergreifend ihre Fähigkeiten, Fertigkeiten und ihren Wissensschatz aus den Bereichen Naturerfahrung, Naturschutz und regionalem Handwerk mit ein.

Bei den gemeinsamen Unternehmungen wurde Wert daraufgelegt, die natürlichen Besonderheiten und Schönheiten der einzelnen Naturparkgemeinden des Naturparks Zittauer Gebirge den Kindern nahe zu bringen und so die Verbundenheit zu ihrer Heimat herzustellen. Nachhaltige Entwicklung und die Verbundenheit mit der Natur soll in den nächsten Jahren weiterhin im Mittelpunkt des Projektes „Lernort Natur“ stehen.

rechts: Zieleinlauf beim
O-See-Challenge 2019
Foto: O-See Sports e. V.

Autor
Martin Besta
Zittauer Stadtentwicklungsgesellschaft mbH
Innere Weberstraße 34
02763 Zittau
m.besta@stadtsanierung-zittau.de

Aufbauend auf der Entwicklung und des angeeigneten Wissens der letzten Jahre, soll den Kindern die Freude und Bedeutsamkeit am eigenen Tun im Naturpark vermittelt und gleichzeitig ein aktiver Beitrag zur Entwicklung des Leitbildes des Naturparks Zittauer Gebirge geleistet werden.

Um die Lernprozesse weiterhin nachhaltig zu gestalten, sollen sie auch einmal selbst Verantwortung übernehmen und gemeinsam mit verschiedenen Akteuren des Naturparks (Naturschutzstationen, ehrenamtliche Naturschutzhelfer, Gemeinden, Schulen, Vereine, Handwerker, Landwirte, Unternehmen, Privatpersonen etc.) ins aktive Gestalten und Handeln kommen.

Die daraus entstehenden Aktivitäten sollen u. a. auch einen Beitrag zu umweltgerechten Verhalten und zum Erhalt der biologischen Vielfalt im Naturpark Zittauer Gebirge leisten und gleichzeitig als Pilotprojekte für die verschiedenen Naturparkgemeinden für eine naturnahe Naturparkgestaltung agieren.

O-See-Challenge Ziel-Areal

Im November 2018 erreichte den Koordinierungskreis des Naturparks ein ganz besonderer Antrag des O-SEE Sports e. V., denn Fördergegenstand war der große Zieleinlauf der international bekannten Triathlon-Challenge. Innerhalb des Projektes wurde der Mittelpunkt und absolute Zuschauer-Hotspot der Veranstaltung unter regionalspezifischen Gesichtspunkten erneuert und fokussiert. In der LEADER-Region wird den Großsportveranstaltungen ein gesonderter Stellenwert zuteil, da dieser Einfluss auf alle sechs Zielebenen der Entwicklungsstrategie hat. Unter anderem wurde das Ziel-Areal im Stile eines Umgebendehauses designt, wodurch die weite Verbreitung des Bautyps in der Region widergespiegelt werden konnte. Darüber hinaus kann durch die Förderung des Großevents die internationale Beteiligung im Dreiländereck gestärkt und die angestrebte Traditionspflege von Sport, Kultur und Tradition untermauert werden. Die offizielle Einweihung des Tores konnte zur 19. Auflage der Challenge im August 2019 mit über 1.300 Teilnehmern und einer Vielzahl von Schaulustigen einen großen Erfolg feiern und kann somit stellvertretend für die gesamte LEADER-Periode 2014-2020 gesehen werden.



Verein für sächsische Landesgeschichte

Aktuelle Informationen

So wie das Vereinsjahr 2020 endete, begann auch das Jahr 2021 aufgrund der fort-dauernden Corona-Pandemie mit großen Einschränkungen für den Veranstaltungsbetrieb von Kultureinrichtungen. Nach der Absage des ersten geplanten Vortrags zur Dresdner Kinogeschichte im März 2021, der aber im kommenden Jahr nachgeholt werden soll, entschloss sich der Verein für sächsische Landesgeschichte, in der digitalen Welt einen weiteren Schritt zu gehen und die Möglichkeiten von Online-Veranstaltungsformaten zu erproben.

Mit 32 Teilnehmenden fand am 13. April 2021 mit beachtlicher Resonanz der erste digitale Vortrag statt, bei dem Dr. Fanny Münnich ihre zweibändige Dissertation zum sächsischen Adel an den Universitäten Europas, eine Studie zum Universitätsbesuch, zu Studienalltag und Lebenswegen adliger Studierender im Spätmittelalter und der beginnenden Frühneuzeit vorstellte. Die 2019 mit dem Promotionspreis für Geschichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig ausgezeichnete Arbeit besticht mit der Auswertung eines Personenkatalogs, der 2.817 Immatrikula-

tionen umfasst. Damit avanciert das Werk zu einem Handbuch der sächsischen Bildungsgeschichte und zu einer beispielgebenden Studie weit über Sachsen hinaus. Auch wenn bei der Online-Buchpräsentation das haptische Erlebnis des Blätterns in den Bänden fehlte, entstand eine lebhaft Diskussions. Neben eigenen Mitgliedern von Dresden bis Saarbrücken konnten dank dieses Formats auch Geschichtsinteressierte von Oschatz bis Plauen und ein Mitglied des Vereins für Anhaltische Landeskunde erreicht werden. Obwohl der persönliche Austausch und die Geselligkeit nach den Vorträgen sehr fehlen, lassen sich so, wie sich gezeigt hat, durchaus Teilnehmende mit größerer regionaler Streuung erreichen. Eine Rückkehr zu Präsenzveranstaltungen ist selbstverständlich fest geplant. An den Online-Vorträgen wird jedoch bis zum spürbaren Sinken der Inzidenzwerte festgehalten werden. Ob künftig gegebenenfalls hybride Veranstaltungen möglich sind, ist noch zu entscheiden.

Darüber hinaus setzte der Verein in den letzten Monaten seine Netzwerkarbeit fort. Im Mittelpunkt standen ein virtueller Austausch mit dem Sächsischen Landeskuratorium Ländlicher Raum und ebenfalls ein

Online-Kennlerngespräch mit Dr. Caroline Förster, der neuen Geschäftsführerin des Dresdner Geschichtsvereins. Die erste Vorsitzende präsentierte die Arbeit des Vereins ferner am 17. März 2021 beim Dresdner Verein für Genealogie e. V., der zweite Vorsitzende vertrat den Verein am 8. April 2021 im Kuratorium „Tag der Sachsen“, das im Sächsischen Landtag zusammenkam.

Im kommenden Jahr darf der Verein für sächsische Landesgeschichte bereits den 30. Jahrestag seiner Gründung begehen – und 2024 sogar auf 200 Jahre Sächsischer Altertumsverein zurückblicken, in dessen Nachfolge vor 30 Jahren die Neugründung stattfand. Diese beiden Jubiläen möchten wir gemeinsam mit unseren Mitgliedern gestalten. Erste Orientierung dafür hat uns unsere 2020 durchgeführte Mitgliederbefragung gegeben, aus der uns zahlreiche Ideen zugeflossen sind. Diese gute Resonanz hat uns zur Gründung einer Arbeitsgemeinschaft Jubiläen veranlasst, die im Januar 2021 ihre Arbeit aufgenommen und sich im ersten Quartal bereits dreimal getroffen hat. Wir möchten an dieser Stelle erste Ergebnisse unserer Überlegungen vorstellen und diese zugleich mit einem Aufruf an unsere Mitglieder zur Beteiligung verbinden.

Das Jahr 2022: 30 Jahre Verein für sächsische Landesgeschichte

Ein unmittelbarer Vorläufer unseres Vereins, gegründet noch im Aufbruchsjahr 1990, war der Sächsische Landesverband für Heimatgeschichte und Denkmalpflege e. V. Nach der Gründung des Freistaats Sachsen war er gedacht als eine Koordinationsstelle auf Landesebene zur Weiterführung der Arbeit der zahlreichen heimatgeschichtlichen Arbeitsgemeinschaften, die bisher im Rahmen des Kulturbunds der DDR tätig gewesen waren und hier nun für ihre Interessen und Forschungen eine neue Heimstatt finden sollten. Doch erwies sich eine solche zentrale Koordination und Weiterführung landesgeschichtlicher Arbeit im Rahmen bzw. aus Mitteln des nun ebenfalls in Vereinsform organisierten Kulturbundes, wie sich bald herausstellte, unter den neuen politisch-gesellschaftlichen Verhältnissen und auf ehrenamtlicher Basis als nicht realisierbar, und der Landesverband löste sich im März 1992 auf.



Grafik: Isabel Rößner

Gleichzeitig entstand schon im Lauf des Jahres 1991 – zum Teil unter Beteiligung derselben Personen, die auch im Landesverband tätig waren – eine weitere Initiative von landeshistorisch Arbeitenden und Interessierten. Ein Gründungskomitee von 18 Persönlichkeiten verfolgte die Idee, einen neuen, unabhängigen Verein zur Pflege der sächsischen Landesgeschichte zu gründen. Diese Gruppe knüpfte nun dezidiert an den 1946 aufgelösten, traditionsreichen Sächsischen Geschichts- und

Altertumsverein an. Am 18. Januar 1992 versammelten sich 130 Personen im Vortragsaal des Instituts für Denkmalpflege in der Augustusstraße in Dresden. Die Mitglieder des noch bestehenden Landesverbands wurden hierzu ausdrücklich eingeladen. 86 der Anwesenden erklärten an diesem Tag ihren Beitritt zu dem neuen „Verein für sächsische Landesgeschichte e. V. (vorm. Sächsischer Altertumsverein e. V.)“, wie das Protokoll der Gründungsversammlung dokumentiert.

Festveranstaltung am 18. Januar 2022

Den nun bevorstehenden 30. Jahrestag dieses Ereignisses wollen wir würdig feiern. Deshalb planen wir genau am 18. Januar 2022 eine Veranstaltung an unserem heutigen Sitz, im Festsaal des Hauptstaatsarchivs Dresden. Dazu wollen wir Mitglieder der ersten Stunde und solche, die in den letzten 30 Jahren wichtige Funktionen in unserem Verein übernommen haben, zu Wort kommen und aus ihrer Perspektive über wichtige Entwicklungen und Herausforderungen der Vereinsarbeit berichten lassen.

Jubiläumsdokumentation und Sommerfest 2022

Doch damit nicht genug: Wir möchten in unserem Jubiläumsjahr weitere individuelle Berichte, Einschätzungen und Dokumente zur Entwicklung unseres Vereins sammeln. Dazu benötigen wir aber die

Hilfe unserer Mitglieder! Etwa 25 unserer heutigen Mitglieder gehörten bereits 1993 dem Verein an und sind uns bis heute treu geblieben. Möglichst viele dieser Mitglieder der ersten Stunde möchten wir in den nächsten Monaten erreichen. Es interessiert uns beispielsweise, ob unsere Mitglieder schon zu DDR-Zeiten landesgeschichtlich interessiert waren, wie sie diesen Interessen nachgegangen sind, welche Aktivitäten möglich waren, was daran aus heutiger Sicht gut und was weniger gut war, was sie dann bewogen hat, in den neuen Verein einzutreten. Wir möchten wissen, was sie erwartet und erlebt haben in den ersten Jahren nach der Neugründung, ob sie sich einbringen, mitgestalten konnten, Anstöße erhalten haben zur eigenen Betätigung oder auch, welche Perspektiven und Ziele professionell tätige Landeshistorikerinnen und

-historiker mit ihrer Vereinsarbeit verfolgt haben und ob dies erfolgreich war. Die Ergebnisse unserer Recherchen wollen wir im späteren Verlauf des Jahres 2022 bei einem großen Sommerfest vorstellen, das möglichst viele unserer Mitglieder, alte und junge, zusammenführen soll. Wir hoffen, dass wir dann mit Hilfe unserer Mitglieder ein vielschichtiges Zeitdokument präsentieren können über die Jahre des Aufbruchs und der Neuorientierung landesgeschichtlicher Vereinsarbeit in Sachsen nach der Friedlichen Revolution, mit Dokumenten, Erinnerungen und Einschätzungen 30 Jahre danach. Und besonders schön wäre es, wenn wir einige unserer jüngeren Mitglieder dafür gewinnen könnten, diese Erinnerungen aus ihrer Sicht zu kommentieren und die so einen Bogen in die Zukunft unseres Vereins schlagen würden.

Ausblick auf das Jahr 2024: 200 Jahre Sächsischer Altertumsverein

Das zweite große Jubiläum im Jahr 2024 ist noch etwas weiter entfernt. Dennoch haben wir auch hierzu schon mit konkreten Überlegungen begonnen.

Der „Königlich Sächsische Verein zur Erforschung und Erhaltung vaterländischer Altertümer“ von 1824, an den unser Verein 1992 anknüpfte, gehörte zu den frühesten derartigen Gründungen in Deutschland. Zunächst standen Erforschung, Erfassung und Erhalt bedrohter Bau- und Kunstdenkmäler im Vordergrund der Tätigkeit des Vereins, der seit 1837 den Namen „Königlich Sächsischer Altertumsverein“ trug. Nachgeborene Kronprinzen aus dem wettinischen Königshaus hatten das oberste Direktorium des Vereins inne, so zunächst Prinz Johann (1801–1873), der spätere König, der Geschichte und Kultur in besonderem Maße zugetan war, später dann Prinz Johann Georg von Sachsen (1869–1938). Im Winter versammelten sich die Mitglieder im Prinzenpalais im Blüherpark, im Sommer auch im Palais im Großen Garten. Dort wurde die Sammlung der Kunstgegenstände des Vereins untergebracht sowie eine Bibliothek eingerichtet. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts traten neben den Aktivitäten zum Denkmalschutz vermehrt Vorträge



über landesgeschichtliche Themen in den Vordergrund. Der Verein bestand vorwiegend aus Angehörigen der gehobenen Beamtschaft der Residenzstadt Dresden. Das Ende der Monarchie 1918 bedeutete für den sehr eng mit dem Königshaus verbundenen Sächsischen Altertumsverein einen tiefen Einschnitt. Wie sich der Verein in den Zeitabschnitten der Weimarer Republik und der NS-Zeit verändert hat, wird ebenfalls im Zusammenhang des Jubiläums zu thematisieren sein. Die Vereinsauflösung 1946 auf Weisung der Sowjetischen Militäradministration durch das Polizeipräsidium Dresden bedeutete dann den Abbruch einer mehr als 120-jährigen Kontinuität. Die interessante wie auch wechselvolle Geschichte des Sächsischen Altertumsvereins ist noch nie im größeren Zusammenhang beleuchtet worden. Deshalb planen wir im Jubiläumsjahr 2024 eine größere, überregional besetzte Tagung,

die nicht nur den Verein selbst, die in ihm wirkenden treibenden Kräfte und die Wendepunkte seiner Geschichte debattiert, sondern die auch ähnliche Gründungen in anderen deutschen Regionen thematisiert und damit den Sächsischen Altertumsverein vergleichend in seiner Zeit verortet.

Aber das Jubiläum 2024 soll mehr werden als eine Dresdner Veranstaltung! So wie schon der Altertumsverein des 19. Jahrhunderts weit ins Land hinein gewirkt hat mit seinen denkmalpflegerischen Aktivitäten, so wie er dadurch Anstöße gegeben hat zur Gründung von lokalen Altertumsvereinen in Freiberg, Chemnitz und an vielen anderen Orten in Sachsen, so möchten wir auch 2024 möglichst viele historisch arbeitende Vereine im Land ansprechen und sie auffordern, sich an dem Jubiläum zu beteiligen, ihre Arbeit zu präsentieren, ihre Konzepte einer zeitgemäßen Vereinsarbeit und der Aktivierung von historisch Interessierten vorzustellen.

Wir werden Sie über unsere Jubiläumsplanungen weiter auf dem Laufenden halten.

Wenn Sie weitere Ideen und Hinweise haben, melden Sie sich bitte! Auch eine Mitwirkung in unserer AG Jubiläen ist jederzeit möglich.

Dr. Judith Matzke/
Prof. Dr. Joachim Schneider

Veranstaltungsprogramm 2021

19. Juni 2021, 10:00 Uhr

(zugleich Mitgliederversammlung,
Online-Veranstaltung)

Die Wettiner und Sachsen im Spätmittelalter – eine Erfolgsgeschichte?

Vortrag von Prof. Dr. Joachim Schneider (Dresden)

10. Juli 2021, 10:00 – ca. 17:00 Uhr

Die Festung Königstein als Museum
im Wandel

Sommerfest des Vereins für sächsische Landesgeschichte mit Vortrag und Führungen

7. September 2021, 18:00 Uhr

Das Ende der Wildnis. Die Entdeckung der Sächsischen Schweiz um 1800

Vortrag von Henrik Schwanitz M. A. (Dresden) im Hauptstaatsarchiv Dresden

10./11. September 2021

Gemeinsam stark? Zittau und der Sechs-Städte-Bund

Tagung im Rathaus Zittau in Kooperation mit der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und dem Zittauer Geschichts- und Museumsverein

2. Oktober 2021, 10:00 Uhr

Friedrich Wilhelm Heinrich von Trebra und der Wiederaufstieg des Marienberger Bergbaus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Vortrag von Dr. Danny Weber (Leipzig) in Marienberg mit anschließendem Stadtrundgang

22. Oktober 2021

Landtagsgeschichte (digital) – Stand und Perspektiven

Präsentation mit Prof. Dr. Josef Matzerath (Dresden) und anderen Gästen in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB)

9. November 2021, 18:00 Uhr

Hoffen, protzen, trauern. Der Zittauer Epitaphienschatz als Quelle für die Landesgeschichte

Vortrag von Dr. Peter Knüvener (Zittau) im Hauptstaatsarchiv Dresden

13. November 2021

#Geschichtsvereine21.

Formate – Vernetzung – Perspektiven

Workshop für historisch arbeitende Vereine in Kooperation mit dem Sächsischen Landeskuratorium Ländlicher Raum e. V. in Kohren-Sahlis

7. Dezember 2021, 18:00 Uhr

Die kursächsische Reichstagsgesandtschaft im späten 18. Jahrhundert

Vortrag von Dr. Friedrich Quasendorf (Leipzig) im Hauptstaatsarchiv Dresden in Kooperation mit dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde

Die Mitgliederversammlung am 19. Juni 2021 wird in diesem Jahr als Online-Veranstaltung durchgeführt. Alle Mitglieder, die keine Möglichkeit zur Teilnahme haben, können ihr Stimmrecht auf dem Weg der schriftlichen Beschlussfassung wahrnehmen.

Ob das Sommerfest auf der Festung Königstein in der geplanten Form stattfinden kann, entscheidet sich erst nach Redaktionsschluss dieses Heftes.

Haben Sie Interesse an den Angeboten des Vereins, möchten Sie sich an unseren Aktivitäten beteiligen oder wünschen Sie sich Unterstützung durch den Verein bei Ihrer landesgeschichtlichen oder heimatkundlichen Arbeit, dann können Sie gern Kontakt mit uns aufnehmen.

Kontakt:

Verein für sächsische Landesgeschichte e. V.
c/o Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden
Archivstraße 14
01097 Dresden

Internet:

www.saechsische-landesgeschichte.de

E-Mail:

kontakt@saechsische-landesgeschichte.de

Twitter: @LaGeschSachsen

Sächsische Heimatblätter

Sächsische Heimatblätter online

Seit mehr als 65 Jahren sind die „Sächsischen Heimatblätter“ eine der wichtigsten regional- und landeskundlichen Zeitschriften in Sachsen. Ab sofort sind mehrere Jahrgänge über die Publikationsplattform Qucosa.Journals auch kostenfrei digital zugänglich. Durch Zusammenarbeit der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB) und des Zentrums für Kultur//Geschichte erfolgte eine Digitalisierung der Ausgaben, die seit der Übernahme der „Sächsischen Heimatblätter“ durch Lars-Arne Dannenberg und Matthias Donath erschienen sind. Unter <https://journals.qucosa.de/shb> werden zunächst alle Ausgaben der



Jahrgänge 2015 bis 2018 frei zugänglich gemacht. Komplette Hefte sowie einzelne Artikel – momentan etwa 280 Beiträge zu Geschichte, Landeskunde, Kunst, Kultur, Natur und Denkmalpflege – stehen als Volltexte im PDF-Format zur Verfügung. Von den letzten Jahrgängen sind die Inhaltsverzeichnisse online, und es können einzelne Beiträge des

Mitteilungsteils aufgerufen werden, etwa die Mitteilungen des Vereins für sächsische Landesgeschichte.

Das Angebot wird stetig ausgebaut. Jedes Jahr werden fortan vier weitere Hefte bereitgestellt. Angestrebt wird ferner eine vollständige Digitalisierung der Ausgaben von 1954 bis 2014. Voraussetzung ist, dass die Frage der Urheberrechte für diese Jahrgänge der „Sächsischen Heimatblätter“ geklärt werden kann. Wir informieren Sie hierzu über aktuelle Entwicklungen.

Die jeweils drei letzten Jahrgänge der „Sächsischen Heimatblätter“ sind nur durch ein Abonnement der Zeitschrift oder durch Kauf der Einzelhefte verfügbar. Dadurch bleibt der Anreiz bestehen, die aktuellen Hefte in Papierform zu erwerben. Geplant ist jedoch, dass die Beiträge der aktuellen Jahrgänge gegen Bezahlung im PDF-Format freigeschaltet werden.

Aboplus-Zugaben

Ein Teil der Leserinnen und Leser der „Sächsischen Heimatblätter“ beziehen diese als Aboplus. Dieses erweiterte Abonnement umfasst die Zustellung der „Sächsischen Heimatblätter“ im geschlossenen Umschlag durch die Deutsche Post sowie die Zusendung mindestens einer Zusatzpublikation im Jahr. Die Jahressgabe für das Jahr 2020 hatten wir bereits im Dezember 2019 verschickt. Die Jahressgabe 2021 wird zusammen mit diesem Heft den Beziehern des Aboplus zugestellt.

Wir versenden dieses Mal das „Neue Oberlausitzer Hausbuch 2021“. Mehr zum Hausbuch ist im nachfolgenden Beitrag zu finden, der auf die Oberlausitzer Heimatzeitschriften eingeht. Ebenfalls beigefügt sind die Lebenserinnerungen des Dresdner Hofwagenbauers Gustav Reinhold Haubold (1848–1929), ediert von seinem Urenkel Günter Höhne. Der Bauernjunge aus Churschütz bei Lommatzsch war

Geschäftsführer und langjähriger Inhaber einer Kutschenbaufirma, die die Kutschen für den sächsischen Königshof herstellte. Nach dem Verkauf des Unternehmens statete er als beehrter Sattler und Tapezierer die Motorwagen des Automobil-Pioniers Emil Hermann Nacke aus. Dadurch fand er Eingang in die frühe Automobilgeschichte. Die Lebenserinnerungen sind aber auch deshalb lesenswert, weil sie Einblicke in längst vergessene Lebenswelten geben. Haubold schrieb etwa auf, was er im Deutsch-Französischen Krieg erlebte oder was einem Handwerker im 19. Jahrhundert auf seiner Wanderschaft passieren konnte.

Leserinnen und Leser können ihr Abonnement jederzeit auf das Aboplus umstellen. Eine kurze Nachricht genügt (z. B. an shb@zkd-dd.de). Das Aboplus kostet im Jahr 50,00 Euro. Wer noch in diesem Jahr eine Umstellung vornimmt, erhält nachträglich die Zusatzpublikationen für 2021.



Günter Höhne (Hrsg.)
**Schusters Rappen
 und Königs Kutschen**

Die Lebenserinnerungen des Dresdner Hofwagenbauers
 Gustav Reinhold Haubold (1848–1929)

Zentrum für Kultur//Geschichte

Kirchen-ABC Meißner Land

Das Zentrum für Kultur und Geschichte e. V. hat in Zusammenarbeit mit dem Evangelisch-Lutherischen Kirchgemeindebund Meißner Land eine Broschüre über die Kirchen des Meißner Landes erstellt. Diese Publikation richtet sich nicht nur an diejenigen, die die Landschaft um Meißen und Lommatzsch kennenlernen möchten, sondern hat einen grundsätzlichen Mehrwert für die Kirchen- und Kulturgeschichte Sachsens. Denn die Publikation stellt nicht nur die Kirchengebäude des neugegründeten Kirchgemeindebundes vor, sondern erläutert auch kirchliche Bräuche, Feste des Kirchenjahres, mit den Kirchen verbundene Ausstattungsteile sowie



theologische Grundbegriffe. Die Beiträge sind nach dem Alphabet geordnet – von

A wie Abendmahl bis Z wie Zscheila. Blättert man durch das Büchlein, kann man einen Spaziergang durch die Kirchen- und Heimatgeschichte Sachsens unternehmen. Dabei sind auch versteckte Kostbarkeiten zu entdecken, wie der „Götze von Zadel“, der Taufengel in Röhrsdorf oder das Sühnekreuz bei Bockwen.

Das Kirchen-ABC wird kostenfrei abgegeben. Für Bearbeitung, Verpackung und Versand bittet der gemeinnützige Verein um eine Mindestspende von 5,00 Euro. Bestellungen richten Sie bitte an shb@zkg-dd.de. Das Spendenkonto lautet: Zentrum für Kultur und Geschichte e. V., IBAN: DE92 8509 0000 5709 4110 14, BIC: GENODEF1DRS.

Oberlausitzer Heimatzeitschriften aus dem Zentrum für Kultur//Geschichte

Wie das vorliegende Heft zeigt, greifen die „Sächsischen Heimatblätter“ immer wieder auch Themen aus der Oberlausitz auf. Behandeln wir einen größeren thematischen Zusammenhang, dann sind immer auch Einzelbeiträge mit Bezug zur Oberlausitz enthalten.

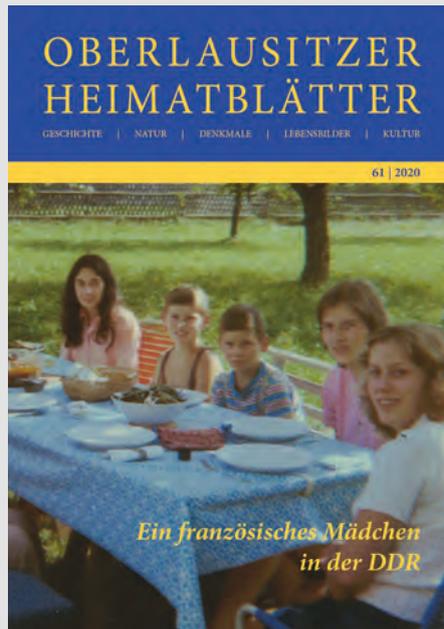
Der mit dem Zentrum für Kultur//Geschichte verbundene Via Regia Verlag gibt darüber hinaus zwei weitere Zeitschriften heraus, die sich mit der Oberlausitz in Geschichte und Gegenwart befassen.

Das Neue Oberlausitzer Hausbuch setzt das seit 1992 bestehende Oberlausitzer Hausbuch fort. Dr. Frank Stübner vom Lusatia-Verlag in Bautzen griff Anfang der 1990er Jahre die Tradition der historischen Almanache und Kalenderjähre wieder auf und konzipierte ein Kompendium

mit kalendarischen Informationen sowie Beiträgen zu Geschichte und Kultur der Oberlausitz. Das Hausbuch wurde rasch zum Bücherliebhaber Nummer 1 in der Oberlausitz – ungeachtet später aufkommender Konkurrenzprodukte. Das liegt an seiner unnachahmlichen Zusammenstellung wissenschaftlicher und unterhaltsamer Themen, die lehrreich sind, ohne belehren zu wollen. Nach dem überraschenden Tod von Dr. Stübner drohte das Hausbuch eingestellt zu werden. Dr. Lars-Arne Dannenberg und

Dr. Matthias Donath retteten das beliebte Heimatbuch und übernahmen Redaktion und Herstellung. Seit der Ausgabe 2018 erscheint das Neue Oberlausitzer Hausbuch im Via Regia Verlag – in etwas verändertem Format, aber mit der gleichen inhaltlichen Ausrichtung. Die den Monaten des Jahres zugeordneten Beiträge stammen aus den unterschiedlichsten Wissensgebieten. Es geht um Natur und Brauchtum, um Geschichte und Orte, um bekannte und unbekannte Persönlichkeiten und spannende Entdeckungen. Die Themen stammen aus allen Teilen der Oberlausitz. So sind jedesmal Beiträge aus der sorbischen Kulturgeschichte wie auch Dichtungen in der (Süd-)Oberlausitzer Mundart enthalten. Außerdem hat sich das Neue Oberlausitzer Hausbuch als Plattform für die Wahl des Oberlausitzer Wortes des Jahres etabliert. Kurzum, es ist für jeden Geschmack etwas dabei.

Das Neue Oberlausitzer Hausbuch kostet 8,90 Euro und ist im Buchhandel oder beim Via Regia Verlag erhältlich. Die Ausgabe 2022 kann ab September 2021 bezogen



werden. Bestellungen sind an info@via-regia-verlag.de zu richten.

Eine Ergänzung zum Hausbuch bieten die Oberlausitzer Heimatblätter,

ein jährliches Informationsmagazin für Oberlausitzer Geschichtsfreunde. Aus dem ursprünglich quartalsweise erscheinenden Bibliotheksjournal der Christian-Weise-Bibliothek Zittau hervorgegangen, wurden die Oberlausitzer Heimatblätter 2013 in den Via Regia Verlag integriert. Seit 2019 erscheinen die Oberlausitzer Heimatblätter einmal im Jahr. Die Zeitschrift informiert über die verschiedensten Themen aus Geschichte, Natur, Leben und Kultur – mit Beiträgen, die viel Hintergrundwissen enthalten. Die gebildeten Aufsätze holen vergessene Ereignisse und Geschichten ans Tageslicht und zeugen von der reichen Kultur und Geschichte der gesamten Oberlausitz. Dabei schauen sie auch über den Tellerrand hinaus, etwa nach Nordböhmen oder Schlesien.

Die Oberlausitzer Heimatblätter kosten im Einzelpreis 7,90 Euro bzw. im Abonnement 7,00 Euro. Die Ausgaben 2020 und 2021 sind ab Juni 2021 lieferbar. Bestellungen sind an info@via-regia-verlag.de zu richten.

Diese Ausgabe der „Sächsischen Heimatblätter“ erscheint dank einer Förderung des LEADER-Gebiets „Naturpark Zittauer Gebirge“. Zuständig für die Durchführung der ELER-Förderung im Freistaat Sachsen ist das Staatsministerium für Energie, Klimaschutz, Umwelt und Landwirtschaft, Referat Förderstrategie, ELER-Verwaltungsbehörde.

IMPRESSUM Sächsische Heimatblätter

ISSN 0486-8234

Unabhängige Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
Mitteilungsblatt des Vereins für sächsische Landesgeschichte e. V. und des Zentrums für Kultur und Geschichte e. V.

Herausgeber: Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath in Zusammenarbeit mit einem Redaktionsbeirat

Anschrift: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjähna
shb@zkg-dd.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath

Redaktionsbeirat: Dr. Jens Beutmann, Prof. Dr. Enno Bünz, Günter Donath, Prof. Dr. Angelica Dülberg, Anneliese Eschke, Dr.-Ing. Gerhard Glaser, Klaus Gumnior, Dr. Konstantin Hermann, Dr. Wolfgang Hocquél, Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Dr. Igor Jenzen, Prof. Dr. Winfried Müller, Martin Munke, Dr. Wolfgang Schwabenicky, Dr. André Thieme, Dr. Michael Wetzell, Dr. Peter Wiegand

Herstellung: Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland mbH Meißen

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift ist im Jahresabonnement (4 Ausgaben) zum Preis von 40,00 € inklusive MwSt., Versand und Porto zu beziehen. Die Aufnahme eines Abonnements ist jederzeit möglich bei anteiligem Abopreis. Kündigungen müssen schriftlich bis zum 15. November eines Jahres für das Folgejahr an das Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjähna, eingegangen sein. Im freien Verkauf kostet das Einzelheft zwischen 10,00 € und 15,00 €.

Für den Inhalt der Beiträge sowie die Abbildungsrechte zeichnen jeweils die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung der Inhalte außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Nachdruck, auch auszugsweise, darf nur mit Zustimmung der Herausgeber erfolgen.

Titelbild: Blick auf das Zittauer Gebirge, im Vordergrund die Lausche mit dem 2018 bis 2020 erbauten Aussichtsturm, Foto: Philipp Herfort

